Zwölf kirchengeschichtliche Vorträge

zur

Beleuchtung der kirchlichen Gegenwart,

gehalten in Bremen

von

M. Baumgarten,
Professor und Doctor der Theologie in Rostock.

Bremen,
Verlag von C. Ed. Müller.
1869.

Inhalt.

I.

Einleitung.

Hochgeehrte Versammlung!

Die kirchengeschichtlichen Vorträge, welche ich angekündigt, haben den Zweck, die in einer Krisis begriffene kirchliche Gegenwart zu beleuchten und den Weg zur heilsamen Erledigung dieser Krisis anzudeuten. Diese Ankündigung enthält folgende drei Voraussetzungen: das Dasein einer wirklichen Krisis; die Allgemeinheit des pflichtmäßigen Interesses an dieser Thatsache, und die Nothwendigkeit einer kirchengeschichtlichen Beleuchtung der genannten Thatsache. Der Beweis für diese drei Voraussetzungen wird uns auf die naturgemäßeste Weise einführen in das Gebiet der Betrachtung, welches wir mit einander betreten wollen.

Es ist also zuvörderst darzuthun, daß wirklich in unserer Gegenwart eine kirchliche Krisis vorhanden ist. Mit dem bildlichen Worte Krisis bezeichnet man einen Zustand, in welchem Leben und Tod mit einander ringen, einen Zustand, in welchem die Krankheit, sich selbst überlassen, den tödtlichen Ausgang herbeiführt, in welchem aber auch der Organismus, wenn er seine volle ursprüngliche Lebenskraft einsetzt, das Uebel nicht blos überwinden kann, sondern auch zu einem neuen gekräftigten Dasein sich erhebt. Einen solchen Zustand werde ich innerhalb des deutschen Protestantismus nachweisen. Daß aber, wenn sich die deutsche protestantische Kirche in einer Krisis befindet, die kirchliche Krisis eine allgemeine ist, wird sich dann sofort ergeben.

Schon seit geraumer Zeit reden die römischen Gegner der evangelischen Kirche von der Selbstauflösung des Protestantismus. Obwohl diese Rede nicht ohne tendenziöse Uebertreibungen ist, enthält sie doch bittere Wahrheiten, die wir uns hätten hüten sollen abzuweisen, die wir längst als eine heilsame Arznei zur Genesung hätten annehmen müssen. Ueberblickt man den gegenwärtigen Bestand des deutschen Protestantismus, wenn man nur nicht haften bleibt an der Oberfläche, sondern in die verborgenen Regungen der Geister hineinschaut, so kann es Einem nicht entgehen, daß wesentliche Lebensmomente, die durch den Protestantismus geeinigt sind, ja deren Vereinigung recht eigentlich das Wesen des Protestantismus ausmacht, gegenwärtig im Begriff stehen, in entgegengesetzten Richtungen auseinander zu gehen. Die päpstliche Kirche des Mittelalters ist ein einseitig religiöses Institut, welches zwar einzelne sittliche Regeln und Uebungen kennt, aber keine Einheit und Ganzheit des sittlichen Lebens. Anstatt zu lehren, daß Gott die Welt geliebt hat in seinem Sohne, und daher Jedem, welcher dieser Botschaft Glauben schenkt, der Zugang zur Welt als dem Schauplatz göttlicher Kräfte und Ordnungen frei und offen steht, maßt diese Kirche sich an, die Welt den Gläubigen zu versperren und wie weit und in wiefern sie für rein und zugänglich zu erachten, jedesmal von ihrer Willkür und Anweisung abhängig zu machen. Als ob die Welt noch unversöhnt wäre, als ob der Zorn Gottes noch über ihr schwebte, muß die Kirche jeden Raum und jede Bewegung des Weltlebens mit ihren Weihesprüchen und ihrem Rauchfaß heiligen, sonst bleibt Alles unrein und jede Berührung mit der Welt ist eine Befleckung. Da nun aber weder die Satzungen noch die Entscheidungen dieser Kirche consequent sind und, wären sie es auch im höchsten Maße, jedenfalls von menschlichem Belieben abhängen, so kann es innerhalb dieses Instituts zu einer Freiheit und Selbstständigkeit des sittlichen Lebens und Wirkens niemals kommen. Daß die mittelalterliche Kirche keinen freien Zugang zur Welt gewinnen und deshalb auch zu keiner Ausgestaltung des sittlichen Lebens gelangen konnte, war aber nicht etwa in einem Ueberfluß, sondern vielmehr in einem Mangel an Glauben und

Religion begründet. Das trat durch die Reformation deutlich zu Tage. Sobald der Glaube durch alle die künstlichen Vorhänge und Verhüllungen des Heiligthums hindurchgedrungen und Gott gefunden hatte, war auch die Welt gefunden als die von Gott für das sittliche Handeln geschaffene allgemeine Werkstatt. Kraft dieses Glaubens brauchten Fürstenthum und Staatswesen nicht auf päpstliche Anerkennung zu warten, sie waren frei und selbstständig von Gottes Gnaden, und Nationalität und Sprache, Wissenschaft und Kunst hatten vermöge des wiederhergestellten Glaubens nicht nöthig, von jener angemaßten Vormundschaft Verbote und Befehle entgegen zu nehmen, sie wußten sich gewiesen an die ihrer eigenen Natur von höherer Hand eingepflanzten Gesetze und konnten mit gutem, im Glauben gegründeten Gewissen jede fremde Einmischung und Einsprache abweisen.

Die Reformation der Kirche ist die Wiege der modernen weltlichen Bildung und Sittlichkeit geworden. Wie aber gestaltet sich jetzt das Verhältniß dieses befreiten Weltlebens zur Kirche? Schon seit lange ist eine Richtung im Zuge, und von Jahr zu Jahr nimmt sie größere Dimensionen an, welche mit wachsendem Erfolg darauf ausgeht, das befreite Weltbewußtsein von dem Grunde des Glaubens, der dasselbe ursprünglich gekräftigt und zu einer Weltmacht erhoben hat, abzuscheiden. Es giebt sehr verschiedene Grade und auch Arten dieser Richtung, wir können aber diese vorhandenen Erscheinungen des der Kirche abgewandten Weltbewußtseins mit dem gemeinsamen Namen des Humanismus zusammenfassen. Denn die einseitige Hervorhebung der auf sich selbst ruhenden Menschheit, die entweder überall keine Gottheit, oder wenn auch Religion doch jedenfalls keine Kirche anerkennt, ist der gemeinsame Grundton dieser Richtung. Dieser antikirchliche Humanismus reicht von der communistischen Unkirchlichkeit des Arbeiters bis zu den pantheistischen und atheistischen Systemen der Denker und Dichter und umfaßt gegenwärtig die Hauptmasse der selbstbewußten protestantischen Bevölkerung. Zu dieser mehr oder minder selbstbewußten Antikirchlichkeit des modernen Weltlebens kommt die immer mehr wachsende dumpfe Macht des kirchlichen Indifferentismus. Die von

der Reformation verkündete kirchliche Freiheit wird von der Trägheit der Masse mehr und mehr in weltliche Gleichgültigkeit verkehrt, nur so weit als die Beziehung zur Kirche nicht ohne Unbequemlichkeit zu umgehen ist, wird sie festgehalten, an Allem, was in's Belieben gestellt ist, geht der Stumpfsinn theilnahmlos vorüber. Wenn man sieht, wie der Sonntag in Stadt und Land behandelt wird; wenn man bedenkt, in welch ungeheurem Maße die Bedeutung der christlichen Feste dem Bewußtsein der Meisten abhanden gekommen ist; wenn man erwägt, daß in den großen Städten nur der fünfundzwanzigste Mensch die Kirche besucht und daß es auf dem Lande Kirchen genug giebt, die noch verödeter sind: so kann man nicht zweifeln, daß zwischen den Millionen und der Kirche ein wahres Gemeinschaftsverhältniß nicht mehr existirt. Das sind die Erscheinungen des emancipirten Weltlebens innerhalb des deutschen Protestantismus. Leugnen lassen sich diese Thatsachen nicht, sie sind auch von kirchlicher Seite oft genug eingestanden und besprochen worden. Diejenigen aber, welche sich die unangenehme Empfindung einer kirchlichen Krisis gern ersparen wollen, thun meistens so, als ob dieser Humanismus und dieser Indifferentismus bereits als Abfall von der Kirche constatirt wären, als ob man jene antikirchliche Opposition und jene indifferentistische Masse als von dem Kirchenkörper bereits amputirte Gliedmaßen ansehen dürfte. Aber es drängt sich die Frage auf, wo, wann und von wem ist diese wichtige Operation vollzogen worden? Und Niemand kann darauf eine befriedigende Antwort geben. Außerdem ist offenbar, daß in dem emancipirten Humanismus intellectuelle Momente und sittliche Kräfte enthalten sind, die der Protestantismus nicht entbehren kann, daß der massenhafte Indifferentismus nur zu deutlich auf Versäumnisse der Kirche hinweist, die nicht an dem Volke zu strafen, sondern von der Kirche wieder gut zu machen sind. Demnach bleibt Nichts übrig, als anzuerkennen, daß sowohl die communistische als die indifferentistische Form des emancipirten Weltlebens unzweifelhafte Symptome einer kirchlichen Krisis sind.

Die Reformation erneuerte die evangelische Verkündigung von der Versöhnung und wiederhergestellten Gemeinschaft zwischen

Gottheit und Menschheit, sie proclamirte die Einheit des religiösen und sittlichen Lebens im Princip. Wir haben gesehen, daß eine mächtige Schicht des protestantischen Volkes die menschheitliche und sittliche Seite dieses Verhältnisses für sich faßt, und von seiner Wurzel und aus seinem Zusammenhange losreißt. Wie steht es nun auf der andern Seite, der göttlichen oder religiösen? Hier zeigen sich zwei Erscheinungen, die, obwohl sie äußerlich vielfach in einander verschlungen, ihrer Natur nach einander entgegengesetzt sind. Die eine dieser Erscheinungen hat ihren Sitz vorzugsweise in den Kirchenregimenten, die andere in den frommen Vereinen für innere und äußere Mission; ich meine den Hierarchismus im Bunde mit dem Orthodoxismus auf der einen und den Pietismus auf der andern Seite. Beide Erscheinungen sind innerhalb des Protestantismus lebensgefährliche Krankheiten. Der Hierarchismus ist die Sucht, kirchliche Zwecke durch äußerliche Mittel zu erreichen. In seiner vollen Blüthe stand dieses Laster, als Kaiser und Könige willig oder unwillig den Weisungen der höchsten geistlichen Macht Gehorsam leisteten. Die Reformation, so weit sie ihrem Principe treu blieb, verdammte den Gebrauch des weltlichen Armes in kirchlichen Angelegenheiten und ließ im Heiligthum keine Macht gelten außer der des Geistes und Wortes. Bald hat aber auch die protestantische Kirche den Gebrauch weltlicher Gewaltmittel wieder aufgenommen, und es giebt gegenwärtig unter uns kein protestantisches Kirchenregiment, welches sich getraute, mit der bloßen Macht des Geistes und Wortes ausreichen zu können, ja es ist kaum eins vorhanden, welches diese geistliche Hauptmacht noch richtig zu handhaben versteht. Es ist ein falscher Trost, wenn man entgegenhält, daß die Formen der staatskirchlichen Hierarchie jetzt weniger gewaltsam seien als früher. Denn man bringt dabei nicht in Rechnung, daß das Gefühl der Menschen durch die fortschreitende Civilisation und durch das Wachsthum der politischen Freiheiten inzwischen weit zarter geworden ist und daher durch den leisesten Druck in den Angelegenheiten des Glaubens und Gewissens auf das Empfindlichste verletzt wird. Es kann nicht fehlen, wo gegen den ausdrücklichen Befehl Christi

(Matth. 20, 25. 26; Marc. 10, 42. 43; Luc. 22, 25. 26.) in sein Reich die Art weltlicher Herrschaft und staatlicher Bureaukratie eingeführt und Jahrhunderte lang festgehalten wird, da muß der reine keusche Sinn für die himmlischen Dinge leiden. Ja, wo das Gewissen sich abstumpft und die Unterscheidungsgabe für den Gegensatz des weltlichen und des geistlichen Gebietes unsicher wird, da muß die den Menschen natürliche Herrschsucht die gehässigsten Gestalten des Hochmuthes erzeugen, da muß eine verpestete Atmosphäre entstehen, in welcher auch die lautersten Charaktere angesteckt werden. Dieser Hierarchismus verbündet sich mit dem Orthodoxismus. Wie der politische Absolutismus keinen Verstand hat von der Bedeutsamkeit und Nothwendigkeit freiheitlicher Entwickelung des Volkslebens; so kennt auch dieser kirchliche Absolutismus keine geistige Fortbewegung in Leben und Lehre der Kirche, er kennt nur den fixirten Buchstaben bestimmter Lehrformeln. Diese durch directen und indirecten Zwang aufrecht erhaltene Starrheit der kirchlichen Ordnung und Lehre ist eine permanente Verleugnung der Reformation, ist ein sicheres Zeichen, daß in den Protestantismus ein tödtliches Verderben eingedrungen ist. Weniger schlimm, aber keineswegs ungefährlich ist die entgegengesetzte Erscheinung. Während der Hierarchismus in dem Streben begriffen ist, die Kirche zu einem scheinheiligen Weltreich zu machen, hütet sich der Pietismus nach seiner ursprünglichen Art vor der Berührung mit den großen Weltverhältnissen, er spricht nicht gern von der Kirche, sondern betrachtet das Christenthum als eine Privatsache, als eine Vereinsangelegenheit „der kleinen Herde". Dem Hierarchismus ist die Innerlichkeit, Geistigkeit und Gewissenhaftigkeit des wahren Protestantismus abhanden gekommen, dem Pietismus fehlt der weltüberwindende Muth, das ächt christliche Reichsbewußtsein, wie beides in den Anfängen der Reformation so herrlich sich kundgiebt. Der Hierarchismus mit seinen starren Lehrsatzungen ist auf dem großen breiten Wege nach Rom, der Pietismus mit seiner engen Lebensanschauung wird durch den Weltlauf immer mehr dazu gedrängt, in die enge und düstere Seitengasse der Sectenbildung einzutreten.

So ist denn der schöne Bund zwischen religiösem und sitt-

lichem Leben, welchen die Reformation geknüpft hat, gelöst, jedes von beiden hat sich von dem andern getrennt und ist dadurch jedes krank geworden, und eben deshalb ist auch keins fähig, das andere zu heilen. Der religiösen Seite ist es freilich ein Leichtes, zu beweisen, daß Religion wesentlich zur Vollendung der Menschheit gehöre und daher dem religiösen Humanismus an wahrer Humanität ein Wesentliches fehle, daß der stumpfe Indifferentismus eine der kläglichsten Erscheinungen des menschlichen Daseins ist. Aber was nützt ein solcher Beweis, so lange der Humanismus auf die offenbaren sittlichen Blößen und Schandflecken des Hierarchismus mit Fingern hinweisen kann, so lange er dem Pietismus die handgreifliche Verkümmerung und Verstümmelung der menschlichen Natur und Anlage vorzurücken vermag? Was nützt alles Beweisen und alles Schelten der trägen Masse gegenüber, wo nur ein kräftiger, das gesammte Volksleben erfassender Geisteshauch Bewegung zu schaffen vermag? Andererseits bleibt die sittliche Belehrung und wissenschaftliche Berichtigung des Humanismus ohne alle Wirkung, weil er seinem eigenen Geständnisse nach für die höchste Weihe des Geisteslebens kein Verständniß besitzt. Demnach gewinnt es den Anschein, daß das, was noch an Kirchlichkeit in dem gegenwärtigen Protestantismus vorhanden ist, dahin zurückstrebt, von wo es ausgegangen; das Uebrige dagegen, so weit es sittlich ist, sich in das allgemeine Culturleben auflösen wird, so weit es religiös ist, jene kleinen sporadischen Herde des religiösen Lebens um einige vielleicht merkwürdige Exemplare vermehren wird. Damit würde sich der Protestantismus erweisen als das Project eines ungeschichtlichen Subjectivismus, welcher seine willkürlich zusammengerafften disparaten Elemente eine Weile durch eine krankhafte Ueberspanntheit bei einander zu halten vermag, schließlich aber durch die geschichtliche Dialektik der Thatsachen aufgelöst wird. Und leider sind wir genöthigt, noch rückhaltsloser beichten zu müssen; wir müssen bekennen, wenn der Protestantismus seiner gegenwärtig im Zuge begriffenen Entwickelung sich überläßt, so wird der Auflösungsproceß mit Nothwendigkeit wie angedeutet sich vollziehen. Ich bin mir zwar sehr wohl bewußt, daß die obige Zeichnung des

gegenwärtigen Protestantismus einige bedeutsame Momente außer Acht gelassen hat, aber so lange diese reineren und besseren Momente nicht eine ganz andere Kraft und Wirksamkeit gewinnen als bisher, wird die bezeichnete traurige Aussicht um Nichts gebessert. Ich habe unerwähnt gelassen die theologische Wissenschaft, welche mit unleugbarer Emsigkeit und Geschicklichkeit fortwährend sich bemüht, jene Einseitigkeiten und Abirrungen zu berichtigen. Es ist nur sehr zu beklagen, daß die Männer der theologischen Arbeit über die gänzliche Erfolglosigkeit ihres Wirkens, sobald man auf die thatsächliche Entwickelung im Großen und Ganzen schaut, noch immer blind sind. Und zwar gilt dies eben so sehr von der kritischen Richtung der Theologie, welche sich gern die ausschließlich wissenschaftliche nennt, als von der positiven. Was haben die stattlichen Widerlegungen der Symbolik Möhler's bewirkt? Das Jahr 1869 wird darüber namentlich für Deutschland eine sehr vernehmliche Antwort geben. Und als es heiß herging in dem hannoverschen Katechismusstreit, wo standen da die theologischen Meister und ihre seit Menschenaltern in Göttingen gebildeten Jünger? Vergebens sah man sich nach ihnen um, sie ließen sich in ihren fernab liegenden Untersuchungen nicht stören. Darum aber ging man auch rechts und links über sie zur Tagesordnung über. Was hat die sich ihrer Freisinnigkeit mit so großer Emphase rühmende theologische Facultät zu Jena für die Befreiung der Kirche geleistet? Wo zeigt sich in der gegenwärtigen Generalsynode Würtembergs der Einfluß der langjährigen Wirksamkeit Baur's? Wer sich nicht absichtlich täuschen will, muß aus diesen und ähnlichen Thatsachen die Ueberzeugung gewinnen, daß die theologische Werkstatt dem wirklichen Leben viel zu fern gerückt ist, um auf den thatsächlichen Gang der wirklichen Dinge einen eingreifenden Einfluß ausüben zu können. Ich habe ferner Nichts gesagt von der großen Zahl besseres, welche von der Verderblichkeit jener krankhaften Einseitigkeiten ein Gefühl habend von den Stimmführern wider deren Wissen mit fortgezogen werden. Allein so wichtig der geheime Widerspruch derselben unter günstigen Umständen werden kann, so bleibt er doch völlig wirkungslos, so lange die Bezeichneten nicht den Muth

haben, sich offen und frei von den Verkehrtheiten, die sie in ihrem Gewissen verurtheilen, loszusagen. Endlich ist mit Stillschweigen übergangen ein großer verborgener Schatz des gegenwärtigen Protestantismus. Es sind nämlich noch immer trotz der erwähnten Störungen unter uns vorhanden stille und innige Seelen, in denen die heilige Musik der reformatorischen Verkündigung hell und lauter forttönt, indem sie sich durch Variationen aus der correct aufgefaßten Gegenwart erweitert und vervollständigt. Diese heiligen Seelen besitzen an sittlicher Zartheit und Erhabenheit, was immer der Humanismus als sein Bestes in Anspruch nehmen kann, jedoch mit dem Vorzug, daß hier alles Sittliche durch die Beziehung zu Gott und Christus verklärt ist. Was aber ihr religiöses Leben betrifft, so wandeln sie an der Hand eines sichern Instinctes weit unbefleckter durch die Welt, als es der Pietismus mit all' seinen ängstlichen Vorsichtsmaßregeln erreichen kann, und vor den ungeistlichen Mitteln und Wegen eines hierarchischen und orthodoxistischen Kirchenthums hegen sie einen tiefen Abscheu. Diese Seelen sind ein großer Schatz, aber einstweilen ein vergrabener, sie wandeln entweder ohne Worte durch die verwirrte Gegenwart, oder ihre Rede ist so leise und geheimnißvoll, daß eine theils leidenschaftlich erregte, theils blasirte Zeit sie überhört, oder auch nicht versteht.

Demnach ist es so bestellt, daß auch das willig zugestandene Vorhandensein der besseren Elemente den Zersetzungsproceß des Protestantismus nicht verhindern kann. Nur dadurch kann dieses allerschlimmste Uebel, welches die heutige Menschheit treffen könnte, verhütet werden, daß der deutsche Protestantismus sich alles Ernstes auf seinen Ursprung besinnt und sich aus seinem innersten Grund und Wesen erneuert und vollendet. Und eben weil es bis zu diesem Aeußersten gekommen ist, constatiren wir die Krisis des deutschen Protestantismus. Und diese Krisis ist eine allgemeine kirchliche Krisis, zunächst des Protestantismus überhaupt. Da nämlich der Protestantismus die Correction eines geschichtlich gewordenen Kirchenthums ist, so kann er zu seinem Bestehen und Gedeihen die theologische Wissenschaft nicht entbehren. Nun giebt es außerhalb des deutschen Protestantismus

wohl theologische Studien, aber die Theologie als System, als Glied in dem wissenschaftlichen Gesammtorganismus, also die wahre Theologie, hat seit lange nur hier ihre Pflege. Leidet daher der deutsche Protestantismus tödtlichen Schaden, so ist gar nicht abzusehen, wie die Theologie erhalten werden soll. Wenn nun aber diese Lebensader des Protestantismus unterbunden wird, was wird aus dem Katholicismus werden, da doch von der griechisch-russischen Kirche kaum mehr als einer Kirche die Rede sein kann? Das ist wohl klar, daß die Freiheitsregungen innerhalb der katholischen Kirche in Italien, Oestreich und Spanien, wenn sie sich nicht aus der reformatorischen Kraft des Protestantismus stärken, schließlich, wie das schon oft geschehen, so auch jetzt wiederum, in ihr eigenes Gegentheil umschlagen werden. Und auch auf das innere Wesen der katholischen Kirche würde die Wirkung eines traurigen Ausganges unserer Krisis nicht ausbleiben. Bei allem Aberglauben, bei aller Weltförmigkeit hat der Katholicismus seinen kirchlichen Charakter noch nicht eingebüßt, es wohnt ihm immer noch die Kraft inne, neue und heilige Menschen zu schaffen und zu erziehen. Es ist ausgemacht und zugestanden, daß die Reformation reinigend und belebend auf die päpstliche Kirche zurückgewirkt hat. Wenn nun aber die religiöse Kraft der Reformation ihren weltgeschichtlichen Charakter einbüßte und nur noch in atomistischen Gestaltungen protestantischer Sectenbildung fortlebte, so würde der reformatorische Einfluß des Protestantismus auf die jenseitige Kirche verschwinden, immer mehr würde sich hier die wiedergebärende Kraft des Christenthums verlieren, immer tiefer würde das Kirchliche in das Weltwesen versinken und zuletzt nichts Anderes hervorkommen, als ein vollendetes Weltreich unter dem lügnerischen Schein einer die Menschheit umspannenden Kirche. Ein so schreckliches Ende stände in Aussicht, wenn nicht der den deutschen Protestantismus auflösenden Entwickelung mit der vollen Energie eines weltüberwindenden Glaubens und Muthes Widerstand geleistet wird. Die Krisis des deutschen Protestantismus ist die Todesgefahr der wahren allgemeinen Kirche.

Ich gehe über zu der Begründung meiner zweiten Voraus-

setzung. Wenn ich Sie, hochgeehrte Männer und Frauen, eingeladen habe zu Vorträgen, welche die Absicht haben, den gegenwärtigen kirchlichen Nothstand geschichtlich zu beleuchten, so wird vorausgesetzt, daß dieser Gegenstand nicht blos für die sachverständigen Fachmänner, die Theologen, ein Interesse habe, auch nicht blos für die Gelehrten, sondern ein allgemeines für Alle, welche einer zusammenhängenden geschichtlichen Betrachtung zu folgen fähig sind. Zweitens liegt es in der Natur des hohen Ernstes, der diesen Gegenstand auszeichnet, daß dieses Interesse, welches vorausgesetzt wird, nicht ein bloßes Interesse des Verstandes sein kann, sondern vornehmlich ein Interesse des Gemüthes und des Gewissens, ein pflichtmäßiges Interesse. Obwohl ich nun Ihre zahlreiche Anwesenheit als eine vorläufige Bestätigung dieser meiner Voraussetzung ansehen darf, will ich doch nicht unterlassen, dieselbe näher zu begründen, denn es handelt sich dabei nicht etwa nur um einen einzelnen Entschluß, sondern um ein fortgehendes sittliches Verhalten. Zweierlei hoffe ich bei dieser Begründung innerhalb dieser Versammlung ohne Beweis annehmen zu dürfen: einmal, denke ich, sind wir mit einander von dem unschätzbaren Werth der Religion für alles wahre Menschenthum überzeugt, und zweitens hoffe ich auch darin Ihre Zustimmung voraussetzen zu dürfen, daß religiöses Leben unter uns Kraft und Gedeihen nur haben kann, wenn es an seiner weltgeschichtlichen Wurzel festhält oder mit anderen Worten in gewissensmäßigem und aufweisbarem Zusammenhang mit der Kirche beharrt. Ist aber dies unsere gemeinsame Ueberzeugung, dann muß ein Nothstand, eine Lebensgefahr der Kirche, deren thatsächliches Vorhandensein ich im Obigen nachgewiesen habe, nicht blos unser Aller Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, sondern unsere volle Herzenstheilnahme wachrufen. Wir müssen aber noch einen bedeutsamen Schritt weiter gehen. Die Gefahr, in welche das theuerste Heiligthum der Menschheit gerathen ist, wird nicht durch Gedanken und Gefühle überwunden, sondern nur durch gemeinsames Wirken und Leiden Aller, die betheiligt sind. Das ist der volle Ernst des allgemeinen pflichtmäßigen Interesses, welches ich für den vorliegenden Gegenstand wünsche und voraus-

setze, und wenn es auch für die gemüthliche Theilnahme an demselben wohl nur einer Erinnerung bedarf, so wird für den Ernst dieser praktischen Beziehung um so mehr eine nähere Nachweisung von Nöthen sein, da diese Anschauung dem gewöhnlichen Denken auch der ernsten Zeitgenossen sehr fern zu liegen pflegt. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß Sie, indem Sie mir in der Betrachtung des kirchlichen Nothstandes gefolgt sind, mit mir nicht einen tödtlichen Ausgang der kirchlichen Krisis fürchten, sondern vielmehr einen neuen und kräftigen Aufschwung des kirchlichen Lebens hoffen. Ist es doch schon ein Hoffnungszeichen, daß wir es wagen dürfen, in die Tiefe der Schäden hinein zu schauen, daß wir uns nicht scheuen, die Nothstände offen darzulegen. Man kann überhaupt sagen, daß mit dem Eintritt der Kirche in die Welt die Hoffnung Gemeingut der Menschheit geworden ist. Nachdem aus der vollendeten Sünde der Menschheit das Heil der Welt, aus dem Tode und Grabe das ewige Leben, aus der tiefsten Finsterniß das hellste Licht hervorgegangen ist, läßt jede Steigerung des Bösen und des Uebels die Auffassung zu, daß wir uns einer neuen und höheren Stufe der Offenbarung des göttlichen Geistes und Lebens nähern. Ich kann es nur als eine Nachwirkung der christlichen Urgeschichte betrachten, daß es besonders in schweren und trüben Zeiten zu einem geläufigen Gedanken, zu einer allgemein mundrechten Rede geworden ist: „das Recht wird doch oben bleiben", „die Wahrheit wird doch siegen", „das Gute endlich doch zur Herrschaft kommen". Und an der Hand dieser Hoffnung werden auch wir sagen: mag es so traurig stehen wie es will mit dem deutschen Protestantismus, untergehen wird diese herrliche Kraft nimmermehr, es mag die Existenz der wahren Kirche noch so stark bedroht sein, „die Pforten der Hölle werden sie doch nicht überwältigen". So erfreulich aber die allgemeine Verbreitung der Hoffnung ist, so traurig ist der häufige Mißbrauch der Hoffnung. Wer hat es nicht erlebt, daß eben diejenigen am geläufigsten von dem Siege des Rechtes und der Wahrheit sprechen, denen es gar nicht in den Sinn kommt, irgend Etwas um des Rechtes und um der Wahrheit willen zu thun oder zu leiden? Es ist

ganz klar, daß diese gar nicht wissen, was sie reden, denn nur der hat eine wirkliche Vorstellung von dem Siege des Guten, wer die innewohnende Kraft des Guten erkennt und versteht; nur der hat eine Anschauung von der künftigen Gestalt des Guten, wer die verborgene Gegenwart desselben in sich selber empfindet. Wer aber in lebendiger Erkenntniß und unmittelbarem Erfahren des Guten steht, der kann gar nicht anders, als für das Gute wirken und sich opfern. Wer also sich von der Pflicht für das Gute dispensirt und doch vom Siege des Guten redet, der hat die Worte der Hoffnung von Anderen gestohlen und sich unrechtmäßigerweise angeeignet. So wird die christliche Hoffnung überhaupt, welche die höchste Anspannung der sittlichen Kraft eben so sehr ermöglicht als herausfordert, zum Ruhekissen der Trägheit und Feigheit. In derselben Weise kann auch die Hoffnung, daß die protestantische Kirche ihre gegenwärtige Krisis glücklich überstehen wird, gemißbraucht werden, und sie wird in der That vielfach so gemißbraucht. Und es liegt dieser Mißbrauch hier noch näher und wird um so eher übersehen, weil unsere Kirche schon seit lange das lebendige Gefühl der Selbstständigkeit und Selbstverantwortlichkeit verloren hat. Indem wir uns verwahren vor den verschiedenen Gestalten dieses Mißbrauches, werden wir zugleich unser Gefühl für den ganzen Ernst des uns in Ansehung des vorliegenden Gegenstandes obliegenden pflichtmäßigen Interesses beleben und stärken.

Eine ganz gewöhnliche Gestalt der falschen Hoffnung für die Kirche ist diese, daß man Hülfe und Besserung von einer günstigeren Lage der äußeren Verhältnisse erwartet. Da die kirchlichen Angelegenheiten nicht blos nach dem natürlichen Verhältniß zwischen dem Innern und Aeußern, sondern in einer sehr naturwidrigen Weise mit den politischen Ereignissen und Zuständen verknüpft sind, so ist der Einfluß der äußeren Umstände auf die Kirche ein sehr merklicher, und es hat daher die Hoffnung auf eine für die Kirche günstige Einwirkung der politischen Potenzen, wie etwa ein Regentenwechsel, eine sehr faßbare und populäre Gestalt. Aber diese Hoffnung hat besten Falles einen geringen christlichen Werth, meistens ist sie in sich

verwerflich und auch trügerisch. Welche Hoffnungen hat man nicht gehegt für die Dämpfung des Hochmuthes der römischen Hierarchie von der Schlacht von Sadowa und von dem politischen Systemwechsel in Wien! Und nun müssen wir es erleben, daß diese äußerlichen Niederlagen sich anfangen in eben so viele Triumphe der episkopalen und päpstlichen Herrschaft umzusetzen! Es ist traurig und beschämend, daß wir Protestanten von den officiellen Erlassen der römischen Kirche erinnert werden müssen an das urchristliche Grundgesetz, daß Trübsal und Verfolgung für die Kirche den Anbruch neuer Herrlichkeit bedeuten. Offenbar sollte es unverrückt für jeden Christen, namentlich protestantischen, feststehen, daß zu jeder Zeit Alles ankommt auf den inneren Sinn und Geist der Kirche; ist dieser gesund und kräftig, so müssen auch die ungünstigen äußeren Umstände zum Besten dienen, ist dieser aber krank und schwach, so werden etwaige Vortheile, welche eine günstige Lage der staatlichen Verhältnisse für die Kirche gewähren kann, sehr bald wieder durch eine äußere Veränderung verloren gehen. Wenn überall in menschlichen Dingen eine wirkliche Besserung niemals ein Naturereigniß sein kann, so ist dieses in den kirchlichen Angelegenheiten, in denen keinerlei Aeußerlichkeit einen Werth hat, die nicht durch das Feuer des Geistes hindurchgegangen ist, noch viel weniger der Fall. So wenig Christus irgend Etwas als einen Raub sich angeeignet und festgehalten hat, so wenig darf auch die Kirche irgend Etwas auf blos äußerliche Weise an sich nehmen, Alles will hier durch Selbstverleugnung und Entsagung, durch Arbeit und Mühe erworben und errungen werden. Wer also in christlicher Weise auf eine Besserung der Kirche durch günstige Ereignisse auf dem äußeren Lebensgebiet hoffen will, der muß heute beginnen das zu thun, was die ungünstigen Verhältnisse erheischen; nur wer in den ungünstigen Zeiten seine Pflicht thut, hat ein Recht zu hoffen, daß die Gunst besserer Zeiten zum Gedeihen gereichen wird.

Andere, die etwas mehr kirchlichen Verstand verrathen, hoffen nicht sowohl auf günstige Umstände, sondern auf das Hervortreten von großen Männern, welche mit einem gewaltigen Ruck die in's Stocken gerathene kirchliche Entwickelung vorwärts bewegen.

Bis diese Gottesmänner kommen, meinen sie, müsse man sich mit Zuwarten hinüber zu helfen suchen, weil alles Bemühen für das Große und Ganze doch vergebens sei. Es ist wahr, daß die großen Epochen der kirchlichen Geschichte durch große Namen bezeichnet sind, und kaum wird man sich eine gründliche Erneuerung der Kirche, wie sie der Gegenwart noth thut, ohne das Auftreten großer Persönlichkeiten denken können, und doch ist auch diese Hoffnung ein Irrlicht, wenn sie anstatt die Thatkraft anzuspannen dieselbe erschlafft. Die großen Männer wirken nur dann für das Ganze der Kirche, wozu sie gesandt sind, wenn ihnen Empfänglichkeit und Verständniß entgegenkommt. Es ist ein großer Unterschied zwischen der Erscheinung eines reformatorischen Mannes, wenn er seinen Kampf mit den Vorurtheilen seiner Zeit beginnt, und jener Gestalt, in welcher er das Siegel der göttlichen Bestätigung empfangen; in der ersten Erscheinung hören nur die auf ihn, die aus der Wahrheit sind, in der letzten Gestalt empfängt er selbst von seinen Feinden widerwillige Huldigung. Nur die also werden der Helden der kirchlichen Zukunft, wenn uns Gott deren erwecken sollte, froh werden, welche sich jetzt befleißigen, die Wahrheit nicht blos zu erkennen, sondern auch „zu thun" (1. Joh. 1, 6). Aber auch mit der Anerkennung eines gottgesandten Helden ist die kirchliche Wirksamkeit noch keineswegs gesichert, vielmehr birgt diese Anerkennung eine neue Gefahr. Wer weiß nicht, daß selbst die hohen Apostel, welche für Säulen der Kirche gehalten wurden, und mit Recht, vielen Christen der ersten Zeit zum Anstoß wurden? Und nun gar die späteren hervorragenden Kirchenlehrer, unter denen keiner frei ist von Irrthümern und Verkehrtheiten! Wie viel unsäglichen Schaden hat die Berufung auf Luther und Augustinus angerichtet, und wie viel Unheil stiftet diese Berufung auch noch heute! Also nicht blos Empfänglichkeit für die Gotteserscheinung in hohen Persönlichkeiten ist nothwendig, sondern auch Besonnenheit und Nüchternheit diesen Gottesmännern gegenüber. Da es der gegenwärtigen Christenheit an der letzteren Eigenschaft in auffallendem Grade gebricht, so ist sie weder würdig, große Männer zu schauen, noch auch fähig, ihre Wirksamkeit richtig zu verwerthen. Allent-

halben wachsen die kleinen Kirchengrößen unserer Tage trotz ihrer sehr bemerkbaren Schwächlichkeit und Fehlerhaftigkeit den heutigen Christen über den Kopf und verdunkeln durch ihre eingebildete Höhe, freilich ohne daß es bemerkt wird, nicht blos die Propheten und Apostel, sondern auch den Herrn Christus selber. Aus der Verstrickung eines solchen eitlen Selbstbetruges ist nur Rettung möglich, wenn man ohne Zaudern vollen Ernst macht mit der kirchlichen Gegenwart. In solcher Arbeit wird die Christenheit wieder nüchtern werden und werden ihr die vermeintlichen Kirchenhöhen auf ihr richtiges Maß herabgesetzt werden, und so mag sie sich vorbereiten, auch einmal wahrhaft kirchliche Größe zu schauen und zu verehren, ohne durch falsche Bewunderung bezaubert zu werden.

Oder man setzt Angesichts der großen kirchlichen Nothstände, absehend von aller menschlichen Vermittelung, seine Hoffnung auf die göttliche Hülfe. Obwohl nun bei allem Guten nichts heilsamer und nothwendiger ist als Hoffnung auf Gott, und je unbedingter diese Hoffnung desto besser, so ist es doch gar nicht selten, daß diese Hoffnung, auf die kirchliche Noth bezogen, eine falsche Richtung nimmt. Indem man nämlich den Unterschied der Zeiten ganz außer Acht läßt, erwartet man ein unmittelbares Eingreifen Gottes, wie in den Tagen des alten Bundes, oder noch häufiger ist die Hoffnung auf ein neues Pfingstfest und eine neue Geistesausgießung. Als ob Gott nicht zuletzt und abschließend geredet hätte durch seinen Sohn, als ob nicht das christliche Pfingstfest die Bedeutung hätte, daß nunmehr das göttliche Leben der Menschheit so eingepflanzt ist, daß es nicht mehr kann unterbrochen werden und daher jeder Fortschritt wahrhaft geschichtlich vermittelt, also eben so menschlich als göttlich bedingt zu denken ist. Aecht christlich ist daher die Hoffnung auf die Hülfe Gottes in den kirchlichen Nöthen nur dann, wenn sie auf der unerschütterlichen Voraussetzung ruht, daß die Kirche wirklich da ist. Ist nun die Kirche vorhanden trotz alles ihr anhaftenden ungöttlichen Wesens, dann muß auch eine abwehrende und bessernde Thätigkeit, die ohne weitere Voraussetzung sofort beginnen kann, möglich sein; und die Hoffnung auf Gott wird dann die wesentlich

diese gegenwärtige Thätigkeit belebende und segnende Kraft sein. Wie wenig die christliche Hoffnung auf Gott in kirchlichen Angelegenheiten ein müßiges Zuwarten gestattet, das ist aus der Erzählung von dem Verhalten der Apostel in der Zwischenzeit von der Himmelfahrt Christi bis zur Ausgießung des Geistes zu ersehen. Es war dies eine Zeit, in welcher die Jünger Jesu recht eigentlich auf das Erwarten der Kraft aus der Höhe angewiesen waren; deßungeachtet haben sie nicht unterlassen, eben in dieser gespanntesten Wartezeit ohne besondere Befehle lediglich in gewissenhafter Berücksichtigung der gegenwärtigen Umstände die in der apostolischen Zwölfzahl entstandene Lücke auszufüllen. Wenn die Christengemeinde, noch ehe sie mit der Kraft des heiligen Geistes ausgerüstet war, eine so entschiedene Initiative besitzt, welch ein böser Geist der Schlafsucht muß eingebrochen sein, wenn die Kirche, der der Geist jederzeit innewohnt, jemals sich selber so schlecht begreift, daß sie nicht eher das nöthige Werk ihrer Selbstreinigung und Selbsterneuerung kräftig angreifen will, als bis sie auf's Neue mit der Kraft aus der Höhe ausgerüstet sein wird. Kurz, gesund ist auch diese Hoffnung, die Hoffnung auf Gottes Hülfe in der Kirchennoth nur dann, wenn sie eins ist mit der Erregung und Bewegung aller vorhandenen heiligen Kräfte.

Indem wir die scheinheiligen Vorwände der kirchlichen Unthätigkeit beseitigt haben, ist uns die Pflicht der allgemeinen Betheiligung an der Ueberwindung der kirchlichen Gefahr und Noth klar geworden. Die Allgemeinheit dieser Pflicht wird uns noch deutlicher, wenn wir die Eigenthümlichkeit unserer Zeit in's Auge fassen. Freilich beruht zu allen Zeiten das Gedeihen der Kirche auf der Lebendigkeit und Kräftigkeit des durch alle Glieder waltenden Gemeingeistes. Denn die Kirche ist durch und durch ein republikanisches Gemeinwesen, es giebt in ihr nur e i n e absolute Höhe und diese ist unsichtbar, alle in ihr erscheinenden Höhen und Größen, indem sie sich vor jener unsichtbaren Majestät unbedingt beugen müssen, stehen mit allen Kleinen und Geringen auf dem Boden gleicher Abhängigkeit und Bedingtheit. Aber die Wichtigkeit dieses Gesetzes der brüderlichen Gleichheit Aller

in der Kirche hat sich noch niemals so stark geltend gemacht, wie eben jetzt. Nachdem dieses Gesetz lange Zeit außer Acht gelassen ist, nachdem theils die weltlichen Herrscher, theils die theologischen Meister die Kirche, ohne das Christenrecht der Gemeinden zu achten, regiert haben, ist es jetzt dahin gekommen, daß schlechterdings Nichts mehr in der Kirche mit Erfolg kann angeordnet werden, ohne Beirathen und Zustimmung der Gemeinden. Es ist das freilich zunächst nur ein negatives Ergebniß; das territoriale, das consistoriale und klerikale Kirchenregiment liegt in der protestantischen Kirche, wie Jeder, der einigermaßen die Zeichen der Zeit zu deuten versteht, sehen kann, in seinen letzten Zügen. Positiv und heilsam wird dieses Ergebniß aber erst dann, wenn die Gemeinden erkennen, daß das kirchliche Recht, welches sie in Anspruch nehmen, auch eine kirchliche Pflicht einschließt. Der dringlichste Theil dieser Pflicht bezieht sich aber auf die gewissenhafte Beherzigung der gegenwärtigen Kirchennoth. Damit daß ein jeder lebendige und wahre Christ diese Noth zu Herzen nimmt und sich verpflichtet hält, nach seinen Kräften derselben abzuhelfen, beweist und erwirbt er sich das Recht, in kirchlichen Angelegenheiten als mündiges Gemeindeglied seine Stimme abzugeben. Ist nun aber diese Pflicht eine allgemeine Christenpflicht, so geht sie nicht blos die Männer, sondern auch die Frauen an. Obwohl nach der apostolischen Vorschrift, welche mit der Natur der menschlichen Verhältnisse und Sitten im Einklang steht, der Frau eine öffentliche Wirksamkeit in der Gemeinde nicht zusteht, haben es doch alle christlichen Jahrhunderte bezeugt, daß die stille und häusliche Christentugend der Frauen für die Entwickelung der Kirche von dem höchsten Segen gewesen ist. Es leidet keinen Zweifel, daß die Belebung und Bethätigung des christlichen Gemeindebewußtseins, auf welcher vor Allem die Abhülfe der kirchlichen Noth beruht, nicht erfolgen wird ohne die im Stillen wirksame Betheiligung der Frauen. Denn wie sollen die Männer zu einem kirchlichen Handeln kommen, welches ohne Opfer nicht denkbar und welches unbedingt nothwendig ist, wenn ein vorhandener Thatbestand der Gefahr und Noth soll beseitigt werden; wie sollen Männer Freudigkeit zu solchem Handeln gewinnen, wenn

nicht die Frauen von der Nothwendigkeit eines solchen Thuns ein inneres Verständniß haben? Ich glaube demnach annehmen zu dürfen, daß die Allgemeinheit meiner Einladung in der Natur des vorliegenden Gegenstandes genugsam begründet war, und es wäre somit meine zweite Voraussetzung gleichfalls gerechtfertigt.

Nun handelt es sich noch um das Mittel, welches ich gewählt habe, um das allgemeine Interesse an der Beleuchtung und der Erledigung der vorhandenen Kirchenkrisis zu befriedigen. Es ist meine angekündigte Absicht, Ihnen in großen Zügen den Gang der kirchengeschichtlichen Entwickelung darzulegen, ob sich uns nicht aus dieser geschichtlichen Betrachtung die Natur der vorhandenen kirchlichen Noth und der Weg zur Hülfe zu erkennen geben möchte. Ich will nunmehr zu beweisen versuchen, daß dieses Mittel dem von uns erkannten Zweck entsprechend ist.

Indem ich die kirchliche Gegenwart durch eine zusammenhängende Darlegung der Vergangenheit zu beleuchten suche, folge ich einem in unserer Zeit allgemein anerkannten Zuge der Geistesbildung. Man kann wohl sagen, daß das Edelste und Beste in der heutigen Bildung die auf die geschichtliche Erkenntniß der Gegenwart ausgehende Richtung ist. Und zwar ist diese geschichtliche Richtung der Bildung, in welcher sich die strengste Wissenschaft der Forscher mit dem allgemeinen Bedürfniß der Völker begegnet, aus der bittern Noth erwachsen. Vor einigen Menschenaltern wurde die Bildung von einem entschieden ungeschichtlichen, von einem abstract idealistischen Zuge beherrscht. Ein gewisser Ueberdruß an der Wirklichkeit trieb den Geist, sich auf sich selbst zu besinnen und von der gegebenen Wirklichkeit zu abstrahiren. Die Philosophie ging bis zu jenem Aeußersten vor, daß sie das auf sich selbst ruhende Ich zum Universum machte und dagegen das wirkliche Universum vernichtete. Aehnlich war es in der Politik, in der Religion und in der Erziehung. Die Welt sollte überall von Neuem ohne Anknüpfung an das Gegebene beginnen. Allein es ward nicht blos Nichts, sondern es entstand eine Wirklichkeit, die noch schlechter war als jene, deren man überdrüssig geworden. Eine despotische Weltherrschaft, welche nicht blos alles Ideale verachtete und haßte, sondern

auch Alles aufbot, um die großartigsten Realitäten der Menschlichkeit, die nationalen Organismen zu zermalmen, zwang die Völker, sich wiederum auf ihr wirkliches Selbst, auf die Wurzel ihres Daseins, ihren Ursprung, ihre Vergangenheit, ihre Sprache, kurz auf ihre Geschichte zu besinnen. So wie aus diesem wiedergewonnenen Selbstbewußtsein der Völker die Befreiung Europas von der neuen römisch-babylonischen Weltherrschaft hervorgegangen ist, so erwächst aus diesem gesunden und kräftigen Triebe einer sittlichen Nothwendigkeit die neueste Geschichtsforschung und Geschichtsdarstellung, und so wie dieselbe vermöge dieses ihres edlen Ursprunges vortrefflich gedeiht, so wirkt sie auch immer auf's Neue kräftigend und belebend auf das nationale Selbstbewußtsein zurück. Wir dürfen in diesem Vorgang auf dem allgemeinen Culturgebiet einen Fingerzeig für das kirchliche Gebiet erkennen, ja die Eigenthümlichkeit der Kirche bringt es mit sich, daß die geschichtliche Selbstbestimmung hier noch weit wichtiger und wirksamer sein muß als innerhalb der weltgeschichtlichen Entwickelung. Allerdings ist auch in der Weltgeschichte ein Zusammenhang der Zeiten und Räume, es giebt auch in der Weltgeschichte eine einheitliche Menschheit, und aller wahre Fortschritt ist bedingt durch das Eingehen in diesen menschheitlichen Zusammenhang, und jede Versündigung an diesem Zusammenhang ist ein Rückschritt, aber weit inniger und kräftiger ist der Zusammenhang der Zeiten und Räume innerhalb der Kirche, und ist daher hier das Festhalten und Loslassen dieses Zusammenhanges in diesem Heiligthum von weit mächtigeren Folgen begleitet. Die Einheit der außerkirchlichen oder natürlichen Menschheit ist nicht rein geistig, sondern überwiegend äußerlich vermittelt. Die Völker stehen mit einander im Gegensatz, und der Friede ist immer nur eine zeitweilige Beschwichtigung der Gegensätze; es giebt in der natürlichen Entwickelung kein Mittel, einen Weltfrieden herstellig zu machen, alle darauf abzielenden Pläne sind leere Wünsche, welche die wahre Natur der nationalen Gegensätze nicht kennen. Ferner ist jedes Volk in sich selbst gespalten durch den Gegensatz der Stände, der Vermögensunterschiede und Interessen, außerdem durch den Gegensatz politischer und

intellectueller Parteien, und es ist kein Mittel ausfindig zu machen, welches eine Bürgschaft böte, daß sich diese Gegensätze nicht bis zum Bruderkrieg steigern können. So betrachtet, hätte die natürliche Menschheit gar keine Einheit; diese ist aber dennoch vorhanden, jedoch unvollkommen, weil äußerlich vermittelt durch Raum und Zeit. Schließlich bleibt die Erde der gemeinsame Wohnplatz der Menschheit, und das Land umschließt mit seinen Grenzen die Spaltungen des Volkes, diese räumliche Einheit nöthigt die Gegensätze immer wieder zur Ausgleichung, und der Lauf der Jahrhunderte ist die gemeinsame Zeit, welche die zertrennten Geschlechter der Menschheit und der Völker durch das Heilmittel der Vergessenheit, diese naturnothwendige Amnestie, immer wieder verknüpft.

Die Eigenthümlichkeit der Kirche besteht nun darin, daß sie dieser unvollkommenen Einheit der natürlichen Menschheit die vollkommene Einheit der geistlichen entgegenstellt. Die Kirche ist nämlich nicht ein Fragment der Menschheit, sondern eben diejenige von Ewigkeit her auserwählte und in der Zeit berufene Menschheit, welche die Bestimmung und zugleich die Fähigkeit hat, die Gegensätze durch den Geist zu überwinden und dadurch zu lebensvollen Verschiedenheiten eines einheitlichen Organismus zu erheben. Nicht eine Vereinerleiung und Auslöschung der nationalen Eigenthümlichkeiten ist die Kirche, sondern die Zusammenfassung dieser durch den Geist von ihrer Gegensätzlichkeit erlösten Verschiedenheiten; in den verschiedenen Zungen unter dem Himmel redet ein und derselbige Geist. Ebenso werden die Gegensätze innerhalb desselben Volkslebens durch den Geist der Kirche ihres feindlichen Charakters entkleidet: Herren und Knechte, Hohe und Niedrige, Reiche und Arme, Gelehrte und Ungelehrte werden Brüder in Christo. Aber diese Einheit ist nicht blos in der Gleichzeitigkeit, sondern sie geht auch, und darauf kommt es uns vornehmlich an, durch die Verschiedenheit der Zeiten hindurch. An die Stelle des vermittelnden Raumes tritt die Gemeinschaft des Geistes, an die Stelle der vermittelnden Zeit die Geistesmacht der gewissensmäßigen Verknüpfung der Geschlechter und der Jahrhunderte. Die apostolische Verkündigung stellt die Gesammtkirche als eine einheitliche

heilige Persönlichkeit dar, nämlich als die Braut Christi. Diese Vorstellung hat nur dann Wahrheit, wenn jede nachfolgende Zeit der Kirche sich als die Erbin der voraufgehenden ansieht, dergestalt, daß sie sich nur unter der Bedingung berechtigt hält, das überkommene Gut sich anzueignen, wenn sie die darauf lastende Schuld bezahlt, will sagen, daß sie sich verpflichtet hält, die Fehler und Versäumnisse der Vergangenheit wieder gut zu machen. Demnach wird die letzte Generation der Kirche diejenige sein, welche Alles, was aus den vergangenen Zeiten unerledigt geblieben ist, auszugleichen hat, woraus sich denn von selbst ergiebt, warum die letzten Zeiten, wie das prophetische Wort bezeugt, mehr als die früheren zu tragen und zu dulden haben. Von diesem Gesichtspunkte aus angesehen, erhält die Kirchengeschichte eine für die ganze Christenheit außerordentlich wichtige Bedeutung, die Kirchengeschichte ist das Gewissen der Christenheit. Gleichwie der einzelne Christ, so oft er eine Hemmung des göttlichen Lebens in sich wahrnimmt, in seinem Gewissen nachforscht, welches der Anfang und Grund dieses bösen Hemmnisses ist, um, sobald er die Ursache des Uebels erkennt, dieselbe auszurotten, so hat die Kirche zu verfahren, wenn sie ihre heilige Kraft gelähmt, wenn sie sich von dem Weltleben so umstrickt fühlt, daß sie in ihrem Lauf ermattet. Dann hat die Kirche nachzusehen in den Tafeln ihres Gewissens, das heißt in ihrer Geschichte, um die Stelle zu finden, wo die Dämpfung und Trübung des Geistes begonnen und wie sich dieser schlimme Anfang bisher weiter entwickelt hat. Da sich aber ein Einzelnes in dieser durch die höchste Meisterhand auf den strengsten Zusammenhang abgezielten Geschichte schlechterdings nicht verstehen läßt, so verlangt jede derartige Untersuchung eine Einsicht in den ganzen bisherigen Verlauf der christlichen Zeiten. Ich denke, es ist somit nicht blos die Zweckmäßigkeit, sondern auch die Nothwendigkeit dargethan, warum wir, falls wir uns verpflichtet halten, uns um die gegenwärtige Kirchenfrage ernstlich zu bekümmern, versuchen müssen, vermittelst eines Ganges durch die Kirchengeschichte uns über die Frage und Noth der kirchlichen Gegenwart zu orientiren.

II.

Das Ende der alten Welt.

Um den Anfang der neuen Welt, um den Anfang der christlichen oder kirchlichen Geschichte richtig zu verstehen, müssen wir uns das Ende der alten Welt vergegenwärtigen. Das Ende der alten Welt anzuschauen ist daher unsere heutige Aufgabe.

Zuvörderst muß ich die Unterscheidung zwischen alter und neuer Welt gegen die gewöhnliche Eintheilung der Geschichte in Alterthum, Mittelalter und Neuzeit rechtfertigen. Jene weit verbreitete Bezeichnung des weltgeschichtlichen Verlaufs leidet an dem Mangel, daß sie lediglich formell ist und von allem Inhalt absieht. Wenn ich sage „Alterthum und Neuzeit", so bezeichne ich Zeitabschnitte; wenn ich sage „alte und neue Welt", so nenne ich einen die Zeit erfüllenden Inhalt. Schlimmer aber ist, daß sich mit dieser mangelhaften Bezeichnung ein großer Irrthum über den geschichtlichen Inhalt zu verbinden pflegt. Es heftet sich nämlich an diese blos zeitliche Eintheilung der Geschichte sehr häufig eine ganz falsche Vorstellung von dem geschichtlichen Verlauf. Man denkt sich nämlich die Zeit als eine im Ganzen und Großen gerade fortlaufende Linie. Den Anfang stellt man sich vor als den Zustand größter Unvollkommenheit und Bewußtlosigkeit, und den Fortschritt der Zeit füllt man aus mit dem Inhalt einer gleichmäßig fortschreitenden Bildung. Nur etwa im Mittelalter denkt man sich eine Unterbrechung dieses Fortschrittes. Die Neuzeit, so denkt man innerhalb dieser Anschauung, knüpft wiederum an die altclassische Bildung an, und mit diesem Erbe des Alterthums ausgestattet geht die Neuzeit unaufhaltsam einer immer größeren Vollkommenheit entgegen, bis wir in der Gegenwart anlangen, wo wir mit Hülfe der Presse, der allgemeinen Naturkunde, der Kenntniß von der Oberfläche und von dem Innern der Erde, mit Hülfe der Maschinen, des Dampfrosses zu Wasser und zu Lande, mit Hülfe des die Welttheile zum Zwiegespräch einladenden Drahtes auf einen höchsten Gipfel

der Bildung und Glückseligkeit uns erhoben haben. Diese Vorstellung von dem weltgeschichtlichen Gange ist freilich recht schmeichelhaft für die Kinder dieser unserer Gegenwart, aber freilich auch gerade eben so oberflächlich und irrthümlich. Diese Anschauung von der Weltzeit, als einer lediglich arithmetisch zu messenden Form, als deren vornehmster Inhalt die äußerste Oberfläche menschlicher Entwickelung gedacht wird, vernichtet jede geistige und organische Auffassung der menschheitlichen Geschichte. Der Hauptirrthum dieser Beurtheilung besteht darin, daß der tiefe Einschnitt, der die ganze Weltgeschichte theilt, der die große Wende zwischen Altem und Neuem macht, übersehen wird. Leise zwar, von dem Geräusch der Welt überhört und nur einer kleinen Schaar von Auserwählten bemerklich, tritt diese große Wende der Zeiten in die Welt; aber eine Unwissenheit, die man an Schriftstellern des ersten Jahrhunderts, wie Josephus, Justus von Tiberias, Tacitus und Suetonius begreifen und übersehen kann, sollte doch jetzt, nachdem eine achtzehnhundertjährige Geschichte bewiesen, daß jener verborgene und stille Anfang die größte weltbewegende Macht in sich schließt, überwunden sein.

Wenn ich das Alterthum die alte Welt nenne, so meine ich ein großes, reiches, weltgeschichtliches Leben, welches untergegangen ist für immer, dessen Herrlichkeit niemals wiederhergestellt werden kann. Die Personen aber, welche in dem weltgeschichtlichen Drama spielen, die weltgeschichtlichen Subjecte, sind, wenn wir genau reden, nicht Individuen, sondern Völker. Einzelne Menschen, wenn sie einen weltgeschichtlichen Charakter erwerben, erreichen diese Höhe immer nur dadurch, daß sie ihr angestammtes Volk in eine weltgeschichtliche Action versetzen; der von dem Einzelnen in Bewegung gesetzte nationale Organismus vollbringt die geschichtliche That. In diesem Sinne sprechen wir von der Geschichte Alexander's, Cäsar's, Friedrich des Großen. Isoliren wir diese Männer und statten wir sie aus mit den größten Eigenschaften, merkwürdig können sie sein auch in ihrer Vereinsamung, aber weltgeschichtlich niemals. Die Völker sind aber nicht alle auf gleiche Weise weltgeschichtlich; nur drei Völker des Alterthums sind es in hervorragender und maßgebender Weise. Das

große tellurische Becken des Mittelmeeres mit seinen Umgebungen bildet das eigentlich weltgeschichtliche Terrain des Alterthums. Die ausschließlich oder überwiegend binnenländischen Völker: Babylonier, Assyrer, Perser, Aegypter, Hindus, Chinesen, erstarren in ihrer, sei es naturnothwendiger, sei es freiwillig erwählter continentaler Isolirtheit, ihre Cultur wird nur so weit weltgeschichtlich, als sie aufgenommen und weiter verarbeitet wird von den regsamen und beweglichen Umwohnern des Mittelmeeres.

Die drei weltgeschichtlichen Völker des Alterthums sind die Israeliten, die Griechen und die Römer. Diese drei Völker bringen drei Typen, drei classische Vorbilder für die Entwickelung der Menschheit durch ihr geschichtliches Leben zur Erscheinung. Die Israeliten stellen die volksthümliche Gestalt des Verhältnisses der Menschheit zur Gottheit dar; die Griechen und Römer erzeugen die nationale Ausprägung des Verhältnisses der Menschheit zum Weltleben und zwar die Griechen zum idealen Weltleben, zu Wissenschaft, und Kunst; die Römer zum realen Weltleben, zum Recht und zum Staat. Diese drei Völker haben von ihrem universalen, von ihrem weltgeschichtlichen Beruf ein Bewußtsein, und vermöge dieses ihres Bewußtseins haben sie das reinste Ergebniß ihres nationalen Lebens schriftlich verzeichnet und als bleibendes Denkmal ihres Geistes aufgerichtet für alle Zeiten. Diese Literatur ist das eigentliche Gebiet des Classischen im strengen Sinne des Wortes, nur muß man nicht zwei, sondern drei classische Literaturen des Alterthums zählen; denn es ist lediglich eine Folge der Ueberspanntheit der Theologen einerseits und der Beschränktheit der Philologen andererseits, daß die altisraelitische Literatur nicht als classische Nationalliteratur der alten Welt allgemein anerkannt wird. Das alte Testament ist das classische Denkmal des israelitischen Volkes, die griechische Poesie, Philosophie, Historie und Beredsamkeit bilden das classische Denkmal der Hellenen, und die Römer, deren Poesie und Philosophie nur als Nachhall der griechischen Originalwerke zu betrachten, haben sich in ihren historischen Schriften, ihren Staatsreden und in ihren Rechtsbüchern verewigt. Diese classischen Denkmale des

Alterthums sind erhalten, aber das nationale Leben, welches diese Schriften erzeugt hat, ist vergangen für immer. Ein Volksleben, welches in so normaler Gestalt die Religion als den Herzschlag einer ganzen Nation zur Erscheinung bringt, ist in dem gegenwärtigen Weltlauf niemals wieder erschienen und wird auch innerhalb der laufenden Zeitperiode nicht wieder erscheinen; ein Athen, ein solches durch und durch nationales Museum für die Ideale der Kunst und Wissenschaft, hat es einmal gegeben und nie wieder; und einen Staat von solcher volksthümlichen Energie und Nachhaltigkeit, ein so incarnirtes Rechtsbewußtsein, wie das alte Rom es uns zeigt, wird die Welt nicht wieder haben. Die alte Welt ist untergegangen, und wir wollen heute diesen Untergang anschauen.

Nicht mit der Kälte richterlicher Strenge, sondern mit der Wehmuth herzlicher Theilnahme und Mitempfindung wollen wir die letzte Auflösung des antiken Lebens herankommen sehen. Zwei von den Völkern des classischen Alterthums sind bereits von dem weltgeschichtlichen Schauplatz abgetreten: die Israeliten und die Griechen. Diese beiden haben ihre nationale und politische Existenz verloren, sie führen nur noch ein familiäres und sociales, also ein privatives Dasein; das Einzige von Belang, was in ihrem Leben noch einen öffentlichen Charakter hat, ist literarische Thätigkeit. Eine literarische Existenz ohne nationale Basis mag nach dem Maßstab eines modernen Doctrinärismus immer noch als eine bedeutende Erscheinung geschätzt werden, in dem Sinn und Leben des Alterthums ist eine solche Literatur nur noch der Schatten einer geschichtlichen Macht, und dieses Bewußtsein spricht sich auch in dem Nachwuchs der jüdischen und griechischen Literatur deutlich genug aus.

Das römische Reich ist der große Strom, in welchen alle Flüsse der weltgeschichtlichen Kräfte des Alterthums gemündet sind. So faßt schon Polybius das Verhältniß der alten Völker zum römischen Reich. Dadurch vereinfacht sich die uns vorliegende Aufgabe, und noch weiter dadurch, daß das römische Weltreich in seiner Hauptstadt eine so streng centralisirende Macht besitzt, wie es eine zweite weder gegeben hat noch geben wird.

Das römische Reich ist die Welt, und das Herz dieser Welt ist Rom. Die Schriftsteller des Alterthums können sich über die weltumfassende Bedeutung von Rom nicht stark genug ausdrücken. Ovid nennt Rom das Haupt des Erdkreises; Athenäus nennt die römische Hauptstadt das Compendium der Welt; der Rhetor Aristides sagt: das Weichbild von Rom ist die Welt; Martial schreibt: nach Rom kommen alle Völker, Sarmaten, Aegypter, Araber, Sabäer, Cilicer, Sicamber, Aethiopen, und zwar nicht als Fremde, sondern Alle nennen den Kaiser, Jeder in seinem Dialekt Vater des Vaterlandes. Wenn wir also auf Rom unsern Blick richten, so überschauen wir das Ganze.

Ich will nun nicht erzählen die kolossalen Laster und Greuel in dem Hause der julischen Cäsaren, nicht vorführen die Scheußlichkeiten in den Theatern und Tempeln der römischen Weltstadt, nicht aufzeigen die entsetzlichen Symptome der Auflösung aller Zucht und Ehrbarkeit in den Ehen und Familien; ich will nur bemerken, daß Alles, was Paulus im Anfang seines Schreibens an die Gemeinde in Rom zur Kennzeichnung des sittlichen Verfalles schildert, aus den römischen Urkunden jener Zeit überreichlich belegt werden kann. Nicht in diese finsteren Abgründe will ich Sie hineinführen, verehrte Anwesende, wir wollen uns vielmehr auf einem recht hohen Standpunkt halten, auf einem Standpunkt, der uns sicher stellt, daß wir nicht in dem Rigorismus einer sittlichen Ueberlegenheit die Billigkeit und geschichtliche Gerechtigkeit verletzen, wir wollen einen Standpunkt wählen, welcher der Anerkennung und Würdigung dieser letzten Zeit des antiken Lebens am günstigsten ist. Ein römischer Schriftsteller des ersten christlichen Jahrhunderts sagt einmal: virtus majorum vitia nostra sustentat, das heißt: hielte nicht die Tugend der Vorfahren noch immer vor, die Laster der Gegenwart hätten uns schon verzehrt. Wir wollen uns vier römische Männer aus dem ersten und zweiten christlichen Jahrhundert vergegenwärtigen, welche die Tugend der alten Zeiten innerhalb des sittlichen Unterganges der Gesammtheit darstellen; diese edlen Repräsentanten einer bessern Vergangenheit sollen uns als Gradmesser dienen, um die Hochfluth des allgemeinen Verderbens zu bestimmen, sie sollen durch ihr Selbst-

zeugniß den sittlichen Werth ihrer Umgebung abschätzen, diese und kein Fremder, kein Unberufener, sollen uns den Todtenschein über das Ende der alten Welt ausstellen. Diese vier competenten Zeugen, welche wir vernehmen wollen, sind folgende: der Philosoph Lucius Seneca; der kaiserliche Admiral und Naturforscher Plinius der Aeltere; der Geschichtschreiber Tacitus, und endlich der Kaiser Marcus Aurelius Antoninus. Diese vier Römer der ersten christlichen Zeiten umspannen einen Zeitraum von einem Jahrhundert.

Lucius Seneca ist zwar in dem spanischen Corduba geboren, gehört aber durch frühe Uebersiedelung, Bildung, Erziehung und amtliche Thätigkeit ganz und gar dem Leben der römischen Hauptstadt an. Sein Vater hatte sich als Rhetor oder als Lehrer der gerichtlichen Beredsamkeit in Rom niedergelassen. Dieser hatte drei Söhne, von denen der eine Lucius unser Philosoph ist, der Andere ist der in der Apostelgeschichte (18, 12—17) ehrenvoll erwähnte Proconsul Gallio, der Dritte ist durch seinen Sohn, den Dichter Lucanus bekannt. Lucius besuchte in früher Jugend die Schule verschiedener Philosophen, welche sich durch sittliche Strenge hervorthaten. Es gab damals in Rom unter anderen eine Schule der Sextier, Vaters und Sohnes. Diese Beiden hatten die ernstliche Absicht, gegen den Strom der im Bunde mit dem aufkommenden Despotismus sich steigernden Sittenverderbens durch strenge Lehre und Zucht einen Damm zu bauen. Von dem Vater erzählt Seneca, daß er die Gewohnheit hatte, an jedem Abend das Leben des Tages vor dem Richterstuhl des Gewissens zu prüfen; daß er sich strenger Enthaltsamkeit befleißigte; daß er endlich gegen Julius Cäsar, der ihn gewinnen wollte, seine republikanische Selbstständigkeit mannhaft behauptete. Die Schule dieses Sextiers und ähnlicher Lehrer besuchte der jugendliche Seneca, und noch in hohem Alter erzählt er mit wahrer Begeisterung die dort empfangenen Eindrücke, wie ihm das sittliche Ideal dieser Männer als eine göttliche Offenbarung in die Seele geleuchtet habe, wie er durch den Vortrag und das Beispiel derselben, wenn er den Hörsaal verlassen und in die Welt hinausgetreten, gleichsam über sich selbst und über seine Zeit emporgehoben, sich entschlossen

habe, der himmlischen Weisheit und Tugend sein ganzes Leben zu widmen. Und es war das nicht ein leicht verfliegender Enthusiasmus, er machte mit der ascetischen Lebensart damaliger Stoiker und Pythagoräer vollen Ernst. Mitten in der beispiellos üppigen römischen Welt schlief er auf hartem Lager und enthielt sich alles Fleischgenusses dergestalt, daß er seine Gesundheit und sein Leben gefährdete, und die ganze Strenge des ernstgesinnten Vaters nöthig war, ihn von verderblicher Uebertreibung abzuhalten. Obwohl er später das anfängliche Uebermaß dieser Askese vermied, hat er doch eine strenge Lebensart bis an seinen Tod beibehalten. Er wurde mit der Zeit ein sehr vornehmer und sehr reicher Mann, besaß Landgüter in Italien, Britannien und Afrika, dessenungeachtet stellte er bis an's Ende das Gegentheil dar von der damals allgemein herrschenden Ueppigkeit der vornehmen und begüterten Römer. Er lebte äußerst frugal, enthielt sich der modischen Leckerbissen und des Weins, begnügte sich selbst nach Strapazen mit trockenem, schlechtem Brod, er war zum Aerger des älteren Plinius ein eifriger Kaltbader, noch im Alter ein rüstiger Schwimmer, er scheute sich nicht, mit seinem bescheidenen Fuhrwerk Angesichts der stolzen Carossen der römischen Großen Aufsehen zu erregen; auf seinen Landgütern bekümmerte er sich um seine Sclaven und erwarb sich den Ruhm eines geschickten Weinbauers. Bei dem Allen war er nichts weniger als geizig, das beweisen hinlänglich seine sieben Bücher von der Wohlthätigkeit, denn wenn er, der als ein sehr reicher Mann bekannt war, nicht willig war zum Geben, so konnte er nicht wagen, in diesen Büchern wiederholt mit großem Nachdruck zu behaupten, daß Undankbarkeit und Unwürdigkeit vieler Bedürftigen Niemand vom Wohlthun abhalten dürfe. Und was sein inneres Leben betrifft, so hat er sich die Sitte des älteren Sextius, am Abend den verlebten Tag nach sittlichem Maßstab zu prüfen, angeeignet. Er beschreibt es, wie er dieses ernste Geschäft vornähme, wenn am Abend die Lampe ausgelöscht sei und seine Gattin, bekannt mit seiner Sitte, ihn ungestört seiner einsamen Selbstbetrachtung überlasse. Daß diese Lebensstrenge, diese sittliche Selbstprüfung nicht ohne Früchte geblieben, beweisen seine Schriften. Diese, meistens moralischen

Inhalts, bieten einen seltenen Schatz von treffenden sittlichen Sentenzen, von auserlesen feinen Beobachtungen des eigenen und des allgemeinen geistigen Lebens.

Diesem Manne nun wurde die höchste sittliche Aufgabe übergeben, welche in der damaligen römischen Welt existirte: er wurde berufen zum Erzieher des jungen kaiserlichen Prinzen Domitius, des nachmaligen Kaisers Nero. Seneca hat sich dieser Aufgabe mit Ernst und nicht ohne anfänglichen Erfolg unterzogen. Er gewann das Vertrauen des reichbegabten Knaben und Jünglings, und als Nero die Regierung der Welt übernahm, blieb Seneca sein vertrauter Rathgeber und Concipient der kaiserlichen Staats-Reden und -Schriften. Als Wirkung der philanthropischen Erziehung, welche Nero genossen, ist geschichtlich constatirt und nicht blos von Seneca bezeugt, daß, als Burrus dem jungen Kaiser, diesem später mit dem Blute seiner Mutter, seiner Gattin und seines Lehrers befleckten Tyrannen, das erste Todesurtheil zur Unterschrift vorlegte, er ausrief: „Möchte ich doch niemals Buchstaben kennen gelernt haben!" Es fragt sich nur, ob dieser Einfluß vorhalten wird: die Kraft des ernsten Denkers hat hier ihre höchste Probe zu bestehen; es muß sich hier entscheiden, ob sie, auf diesen Gipfel gestellt, im Stande ist, dem sittlichen Verderben des Kaiserhofes und des Römerreiches Einhalt zu thun. Es liegt nun leider thatsächlich vor: der Moralphilosoph hat das Spiel verloren, nicht er hat gesiegt über das wachsende Unheil, sondern diese Weltcorruption hat ihn, den Arzt, welcher die Heilung bringen wollte, selber angesteckt. Die am meisten berüchtigte Unthat Nero's ist doch die meuchlerische Ermordung seiner Mutter, und es ist ausgemacht, daß die Rede, mit welcher Nero diesen Mord vor dem Senat zu vertheidigen suchte, von Seneca verfaßt ist. Mit Recht erschrickt man vor dieser Thatsache und fragt: wie ist es möglich? Eine solche überschwängliche Fülle von geschriebener Moral auf der einen Seite, und die Missethat einer der Vertheidigung kaiserlicher Verruchtheit gewidmeten Feder andererseits! Warum hatte der Philosoph nicht den Muth des Juristen Papinian, welcher in einem ähnlichen Falle seinem kaiserlichen Herrn entgegnete: einen Mord zu vertheidi-

gen ist schwerer, als ihn zu begehen? Allerdings lassen sich Motive auffinden, welche diesen jähen Abfall des Philosophen von seinen eigenen Grundsätzen psychologisch erklärlich machen; darauf des Näheren einzugehen, würde uns hier aber zu weit abwegs liegen, für uns ist die Hauptsache, daß wir in dieser Thatsache jedenfalls eine ganz entschiedene Niederlage des Philosophen, weiter aber in dieser Niederlage nicht blos den tiefen Fall des einzelnen Mannes, sondern mehr noch die ungeheure unhemmbare Macht der allgemeinen Verderbtheit erkennen müssen. Wir dürfen aber, ungeachtet mit dieser Thatsache bereits entschieden ist, daß die beste moralische Kraft auf die Höhe gestellt der Welt das Verderben nicht mehr dämpfen kann, den Seneca auf seinem weiteren Gange nicht aus den Augen verlieren. Man ist nämlich schon früh, und der Historiker Cassius Dio ist deß Zeuge, auf den Gedanken gekommen, den Seneca, da er sich zur Mitschuld eines solchen Verbrechens erniedrigt habe, als einen bloßen Tugendschwätzer, als einen sogenannten Aretalogen anzusehen, und dieses mißgünstige Urtheil findet noch heute unter Philologen und Historikern Vertreter. Wäre nun dieses Urtheil richtig, so könnte uns das Zeugniß Seneca's für unsere Betrachtung wenig oder gar Nichts nützen. Aber ich halte dieses Urtheil entschieden für falsch. Die Stellung des Tacitus zu dem Charakter Seneca's, und namentlich der Bericht dieses ernsten Geschichtschreibers über den Tod unseres Philosophen ist ein vollgültiger Beweis gegen jene Ansicht. Tacitus hat sich angelegentlich mit der Geschichte Seneca's befaßt, er hat verschiedene Quellenschriften über das Leben dieses Philosophen gelesen und verglichen, er verhehlt zwar nicht sein Mißfallen an den Schattenseiten dieses Lebens, aber da, wo er ausführlich das Ende des Mannes berichtet, sehen wir ihn von Bewunderung, ich möchte sagen von Andacht hingerissen, und er will offenbar durch diesen Bericht alle Mängel und Makel des voraufgegangenen Lebens auslöschen; und Niemand kann auch heute diesen Bericht lesen, ohne den Eindruck einer sittlichen Kraft, Hoheit und Tapferkeit zu empfangen, wie diese Tugenden zu allen Zeiten äußerst selten sind.

Seneca war dem Tyrannen längst lästig und verhaßt, er hatte sich deshalb aus der öffentlichen Thätigkeit zurückgezogen,

aber selbst seine Existenz war dem Gewissen des Kaisers eine unerträgliche Mahnung. Endlich fand derselbe in der Verschwörung des Piso einen Anlaß, sich seiner zu entledigen. Seneca befand sich auf einer Villa unweit Rom und speiste mit seiner Gattin Paullina und zwei Freunden, da ward ihm durch einen kaiserlichen Officier sein Todesurtheil verkündet in der damals üblichen Weise der gestatteten Selbstentleibung. Die weinenden Freunde stärkte Seneca durch die Hinweisung, daß, da es ihm verboten sei, ihnen testamentarisch Etwas von seinen Gütern zu hinterlassen, er ihnen das Bild seines Lebens vermachen wolle; er werde jetzt bewähren, was er sein Leben lang gelehrt und vorgeübt habe, nämlich die große Weisheitslehre der Todesverachtung. Als er seine Gattin trösten wollte, begehrte dieselbe mit ihm zugleich zu sterben; beide Ehegatten hielten die Arme zusammen und mit einem Schlag wurden ihnen die Adern geöffnet. Da nun Seneca alt war und vom Fasten abgezehrt, wollte sein Blut nicht fließen, er öffnete sich deshalb auch die Adern an den Schenkeln und Knieen. In diesem Zustande dictirte er den herbeigerufenen Schreibern unter den heftigsten Schmerzen seine letzten Lehren und Ermahnungen, welche auch veröffentlicht wurden. Als er nun aber immer noch nicht sterben konnte, auch genommenes Gift unwirksam blieb, ließ er, der consequente Kaltbader, sich in ein warmes Bad bringen, und indem er den Sclaven mit heißem Wasser besprengte unter dem Spruch: „Das ist die Spende für Jupiter den Befreier", hat der heiße Dampf durch Erstickung seinem Leben ein Ende gemacht. Diese Glorie einer hohen sittlichen Kraft, welche den Tod des Mannes umstrahlt, ist um so bedeutsamer, da die Einzelheiten dieses Sterbens ganz genau mit demjenigen übereinstimmen, was er an verschiedenen Stellen seiner Schriften als das Ziel seiner Selbsterziehung bezeichnet hat, und eben dies macht uns den Mann noch merkwürdiger, und nöthigt uns, seine Lebensanschauung, die er bei dem Ernst seiner Selbstbeobachtung und auf der Höhe seiner Stellung in dem Mittelpunkt der römischen Welt gewonnen hat, noch genauer anzusehen.

Ich will übergehen, daß Seneca ein Hauptzeuge ist für die entsetzlichen Ausbrüche der damals grassirenden Corruption, auch

darauf will ich hier kein Gewicht legen, daß er mit einem Nachdruck wie wenige Schriftsteller die allgemeine Sündhaftigkeit constatirt hat; vielmehr wollen wir darauf achten, daß er ein scharfes Auge hat für die verborgenen Ursachen und für die subtilen Erscheinungen der damaligen Verkehrtheiten. Er hat eine Abhandlung hinterlassen „über die Ruhe des Gemüthes", hier beschreibt er die allgemeine Unruhe besonders in den höheren Schichten der Gesellschaft; er schildert uns Menschen, die Alles besitzen, was die Erde bietet, aber sie besitzen sich selber nicht; sie haben Alles zu eigen, aber sich selber haben sie nicht zu eigen; sie gehen hinaus, um die schönsten Gegenden der Welt zu sehen, sie ermüden sich an dem Anblick der Naturschönheiten; zur Abwechselung suchen sie nun die wildeste, unwirthbarste Natur auf, auch daran übersättigen sie sich bald; sie kommen heim, gehen in's Amphitheater, um Menschenblut zu sehen und durch diesen unnatürlichen Anblick ihrem abgestumpften Gefühl einen neuen starken Reiz zuzuführen; auch dessen überdrüssig schließen sie sich ein in ihre prächtigen Gemächer, sie haben gehört von der hohen Befriedigung der Seele durch Studium und Nachdenken, sie wollen es auch damit versuchen, um ihre Unruhe zu stillen, aber die kostbaren Wände schauen sie unheimlich an, diese stille Einsamkeit ist ihnen eine unerträgliche Leerheit; nachdem sie allen Wechsel erschöpft haben, rufen sie in Verzweiflung: quousque eadem? „wie lange währt dies ewige Einerlei?" Und Mancher, schreibt Seneca, giebt sich in dieser Verzweiflung eines solchen Lebensüberdrusses selber den Tod. Hier ist nun der äußerste Ausbruch einer Krankheit, welche Seneca als eine herrschende Epidemie schildert. Wir haben uns selbst verloren, das ist seine Vorstellung von der Gegenwart, wir leben nicht mehr in uns selber, sind mit unseren Gedanken und Worten abhängig von Anderen, selbst etwas so Ursprüngliches und Individuelles wie Betrübniß ist nicht mehr ohne Abhängigkeit von fremder Vorstellung, und fragen wir, welches die beherrschende Macht ist, an welche wir uns verkauft, verknechtet und vergeudet haben, so ist die Antwort: die Masse, die turba, dieser jede Eigenthümlichkeit, jede innere Wahrheit vernichtende Despot, ist diese allbeherr-

schende Macht. Und hier zeigt sich eine merkwürdige Umwandlung eines bedeutsamen Sprachgebrauchs. Das Volksthum ist in der alten Zeit eine hohe sittliche Macht, die Selbsthingabe an die Wohlfahrt und Rettung des Ganzen, die Selbstunterwerfung unter das Gesammturtheil des Volkes ist die Höhe der antiken Tugend und Weisheit. Für Seneca ist diese ganze Vorstellung verschwunden, nach seiner Ansicht ist die sittliche Substanz in dem Leben und Urtheil der Völker von bösen Mächten aufgezehrt, der populus, das Volk, dieser hohe Begriff und Name, ist ihm zur turba, zur Masse, geworden, oft spricht er in diesem Sinne von dem populus und fast niemals anders. Ein sittlicher Cardinalbegriff hat sich ihm in's Gegentheil verkehrt, das Volk ist die allgemeine Verführungsmacht geworden, und zwar findet Seneca die unmittelbarste Erscheinung davon in der Sprache. Die Sprache hat ihre sittliche Wahrheit verloren, sie ist zu einer öffentlichen Lüge, zu einer privilegirten Kupplerin geworden; und dies ist die unentrinnbarste Macht des Verderbens. Während die öffentliche Sprache das Correctiv, die allgemeine Schule und Erziehung für das sittliche Bewußtsein der Einzelnen sein soll, ist sie nunmehr die so zu sagen officiell beglaubigte Autorität zum Grundsturz aller sittlichen Begriffe geworden; aus der vergifteten Atmosphäre des allgemeinen Sprachgebrauchs saugt das einzelne Bewußtsein den tödtlichen Stoff ein, um die noch gesteigerte Ansteckung wieder auszuathmen. Verstärkt wird die Verführungsmacht der Sprache durch die allgemeine Corruption der Sitte. Die immer wiederkehrende Mahnung Seneca's ist daher, sich mit aller Entschiedenheit und Macht loszureißen aus diesem Bann der allgemeinen Denkweise, Sprache und Sitte, und in sich selbst einzukehren, um sein eigen zu werden. Dann aber erscheint ihm wiederum auch dieses Beisichselbstsein als eine gehaltlose Leerheit, ja als eine neue Gefahr der Selbstbelügung, denn er weiß, daß Jedermann sich selbst überschätzt und darum sich selbst zum ärgsten Feinde hat. Deshalb sehnt er sich nach einem verwirklichten Ideal der Weisheit und Tugend, dessen stete Vergegenwärtigung der sichere Leitstern für das Gewissen des Menschen werden könne. Und als ein solches Ideal schaut er an den

jüngeren Cato. Es war dies eine Familientradition in dem Hause der Annäer. Schon der Vater, der alte Rhetor, von dem wir noch mehrere Schriften besitzen, hatte sich für diese Verehrung des Cato erklärt, und sehr überspannt ist diese ideale Anschauung des Cato bei dem Neffen des Seneca, bei dem Verfasser der Pharsalia. Indessen auch dieses Ideal zerrinnt unserem Sittenlehrer, auch Cato ist in seinen Augen nicht untadelig. Trotz dieser schließlichen, moralischen Rathlosigkeit übt Seneca Seelsorge, er bemüht sich, heruntergekommene Menschen zu erziehen und seine Sclaven mit Menschenfreundlichkeit zu behandeln. Diese individualistische innere Missionsthätigkeit ruht freilich auf der Verzweiflung an der Heilung des Ganzen; ist ja doch auch sein großartigster Versuch an dem kaiserlichen Prinzen, an dem Herrn der Welt, in eine weltgeschichtliche Niederlage seiner eigenen Moralität umgeschlagen. Kein Wunder also, daß der Ton der Verzweiflung in seinen Schriften immer durchschlägt, daß als die letzte Ausflucht aus dem grundlosen Verderben immer wieder der Selbstmord gepriesen wird, daß als die letzte Aussicht der Untergang der gegenwärtigen Weltordnung im Feuer erscheint, nach welchem freilich ein neuer Anfang vorausgesetzt wird, da aber dieser neue Anfang sofort wieder mit dem Keim des Verderbens behaftet ist, so ist der neue Anfang Nichts als eine Fristung der Verzweiflung.

Dies ist die Weltanschauung dieses Mannes, der in dem allgemeinen Ruin trotz aller Anstrengung Nichts rettet als die nackte, einsame Selbstbehauptung gegen die rohe Gewalt. Oder hat etwa dieses Beispiel seines Todesmuthes eine erleuchtende und belebende Wirkung für das Ganze gehabt? Tacitus schreibt, daß er das letzte Vermächtniß dieses philosophischen Märtyrers darum nicht mittheilt, weil es ohnehin öffentlich bekannt geworden. Wo sind diese denkwürdigen Blätter geblieben? Sie sind bald verweht in dem Sturm der riesigen Leidenschaften, welche die römische Welt durchtobten und zerstörten. Seneca berichtet, daß die sittenstrenge Schule seines verehrten Lehrer Sextius, welche gegründet wurde, als eben die römische Verderbtheit im Begriff stand in ihr letztes Stadium einzutreten, zu seiner Zeit schon verstoben war. Und wie bald Seneca aus dem Bewußtsein der

Römer verschwunden ist, obwohl Fabius Rusticus, Tacitus und Martial sich bemüht haben sein ehrendes Andenken zu erhalten, davon haben wir ein merkwürdiges und trauriges Zeugniß in den Monologen des Kaisers Marcus Aurelius. Dieser, der auf dem römischen Kaiserthron eben dieselben Grundsätze hegte, welche Seneca dereinst in der unmittelbaren Nähe der kaiserlichen Macht vertreten hatte, zählt die großen Männer der Vorzeit auf, welche er als seine Lehrer und Vorbilder verehrt; aber von dem stoischen Prinzenerzieher, dem stoischen kaiserlichen Staatsrath und Märtyrer, von seinem Gesinnungsgenossen Seneca weiß dieser stoische Kaiser Nichts. Es ist gewiß richtig, was der neueste Herausgeber der Schriften des Lucius Seneca sagt, daß wir den Besitz so zahlreicher Schriften dieses Mannes vornehmlich der Vorliebe zu danken haben, mit welcher die Christen schon frühe recht im Gegensatz zu jener heidnischen Geringschätzung die Abhandlungen dieses gedankenreichen Schriftstellers auszeichneten. Aus diesem Allen geht für uns hervor, daß wir Seneca mit Recht als einen competenten Zeugen für das herannahende Ende der alten Welt ansehen dürfen.

Als zweiten Zeugen für das Ende der alten Welt betrachten wir Plinius den Aelteren. Dieser gehört einer späteren und glücklicheren Zeit an. Das fluchbelastete Geschlecht der Julier trat mit Nero vom geschichtlichen Schauplatz ab. Plinius stand in Macht und Ansehen noch zehn Jahre unter Vespasianus. Ueber ihn schreibt sein Neffe Plinius der Jüngere: „ich preise glücklich sowohl die, welchen es verliehen ist, zu vollbringen, was des Schreibens werth ist, als auch die, welche schreiben, was des Lesens werth ist, am glücklichsten aber, welchen Beides zu Theil geworden,“ und zu diesen Glücklichsten zählt er seinen Oheim. Derselbe war Militär zu Land und zur See. Vespasian schenkte ihm so viel Vertrauen, daß er nicht selten vor Tagesanbruch Audienz beim Kaiser hatte. Zuletzt wurde er Admiral der Flotte von Misenum. In dieser praktischen Laufbahn war er beseelt von einer unglaublichen Lern- und Forschbegier. Der Neffe hat uns seine Lebensweise und Tageseintheilung beschrieben, und man muß staunen über die ängstliche Sparsamkeit, mit welcher dieser

römische Soldat jeden Augenblick der Zeit ausnutzt, um Etwas zu lernen und zu lesen. Er wurde in Folge dessen ein fruchtbarer Schriftsteller, er verfaßte militärische, historische und rhetorische Schriften, welche sämmtlich verloren gegangen, vorhanden ist aber noch sein großes Werk die Naturgeschichte in siebenunddreißig Büchern, die naturwissenschaftliche Encyklopädie des ganzen Alterthums aus zweitausend Schriften zusammengestellt. Seine unersättliche und unerschrockene Forschbegier hat ihm auch den Tod gebracht. Es war zu Misenum, als der Vesuv mit ungewöhnlicher Heftigkeit zu speien begann. Er wollte trotz der drohenden Gefahr dieses Schauspiel in der Nähe beobachten, er bestieg ein Fahrzeug, um näher heranzukommen, notirte sich beim Herannahen alle Erscheinungen, schlief dann in der unmittelbaren Nähe der Gefahr, um auf's Neue beobachten zu können, endlich ist er, gestützt von zwei Sclaven, von der Asche des Vesuvs verschüttet worden und am dritten Tage aufgefunden. Wir sehen einen bedeutenden Mann an hoher Stelle, keinen verstimmten, bornirten Stubengelehrten, sondern einen Mann des praktischen Lebens im großen Stil, daneben an sorgfältige, anhaltende wissenschaftliche Beobachtung sein Leben lang gewöhnt, außerdem einer Zeit angehörig, deren äußere Signatur die Greuel früherer Tage vergessen machen konnte. Wie hat nun dieser Mann die ihn umgebende römische Welt betrachtet? Zuvörderst wollen wir beachten, daß Plinius sich eines universalen Standpunktes bewußt ist. Besonders seit Augustus haben die gebildeten Römer einen Ueberblick über den Gesammtzustand der Menschheit; genus humanum, das Menschengeschlecht, res humanae, Angelegenheiten, Zustände der Menschheit, sind von nun an bei den römischen Schriftstellern geläufige Ausdrücke. Wir werden es begreiflich finden, daß ein Mann von der politischen Stellung, von dem wissenschaftlichen Ueberblick, wie wir Beides bei Plinius kennen, diesen Universalismus in vollem Maße sich zu eigen machte; er liebt es, auf seiner weltgeschichtlichen Höhe im Namen der Menschheit zu sprechen. Die generellste Bezeichnung, mit welcher er den Zustand des menschlichen Geschlechts seiner Zeit charakterisirt, ist: „res humanae fessae," die Menschheit ist müde, matt und schlaff. Was tröstet

nun den römischen Staatsmann und Gelehrten bei dieser Anschauung der allgemeinen Erschöpftheit des menschlichen Geschlechts? Einmal der Blick auf sein Volk; als wäre das nationale Bewußtsein noch völlig ungebrochen, schreibt er: „die Römer sind von den Göttern der Menschheit als ein zweites Weltlicht verliehen, die unermeßliche Majestät des den Erdkreis umspannenden Friedensreiches ist diese zweite Sonne.“ Sein zweiter Trost ist das gegenwärtige Kaiserhaus. Die Verkommenheit des menschlichen Geschlechts ist allerdings so groß in seinen Augen, daß nur göttliche Hülfe bessern kann. Er fragt: wodurch charakterisirt sich Etwas als göttliches Thun und Wirken? Er kennt ein sicheres Kriterium, nämlich die Offenbarung Gottes; was der verkommenen Menschheit wirkliche Hülfe leistet, das Heil der verlorenen Welt ist Offenbarung und Selbstbezeugung des erschienenen Gottes. „Auf diesem Wege,“ schreibt Plinius in hohem Selbstgefühl, „auf diesem Wege ewigen Ruhmes schreitet einher mit seinen Söhnen der höchste Regierer des ganzen Zeitlaufes Vespasianus Augustus, auf den höchsten Gipfel des menschlichen Geschlechts erhoben, dem erschlafften Zustand der menschlichen Angelegenheiten Hülfe bringend.“ Also der Weltberuf des römischen Volkes und des flavianischen Kaiserhauses, das sind die beiden Stützen, auf denen die Hoffnung des Plinius mitten in einer abgelebten Welt beruhte. Aber wie morsch sind diese Stützen nach seinem eigenen Urtheil! Es sind offenbar nur einzelne helle Momente, in welchen dem ernsten Manne solche Hoffnungssterne leuchten, für gewöhnlich bewegt sich sein Denken in der Nacht einer düstern Schwermuth, so daß seine beispiellose Lern- und Forschbegier fast den Eindruck hinterläßt, als wolle er durch eine rastlose Selbstversenkung in die Objecte der Welt seinem eigenen unglücklichen Selbstbewußtsein entrinnen. Er hat sich zwar über das Kaiserhaus nicht weiter ausgelassen; aber das konnte dem geübten Auge eines so hochgestellten Beobachters schwerlich entgehen, daß die Hoffnung auf das Kaiserhaus eine sehr unsichere sei. Von Vespasianus zu schweigen, war Titus von Haus aus keineswegs der Tugendheld, als welchen ihn eine sentimentale Geschichtsbetrachtung nach einer sehr kurzen Regierungszeit zu

feiern pflegt. Und der zweite Prinz Domitian gab schon in früher Jugend unverkennbare Zeichen sittlicher Verderbtheit und Feigheit von sich. Was aber sodann die Römertugend der damaligen Zeit anlangt, so hat Plinius sich darüber streng genug ausgesprochen. An sich ist allerdings nach seinem Urtheil das römische Volk die vor allen anderen Nationen durch Tugend bei Weitem ausgezeichnetste, aber wenn er den geschichtlichen Verlauf bis in die Gegenwart verfolgt, so findet er, daß schon längst wegen der Habsucht der römische Name in seinem ganzen Umfange in der Welt berüchtigt sei, und besonders im Hinblick auf die Künste der neueren Aerzte beklagt er den Untergang der alten Sittenstrenge und Selbstständigkeit, ähnlich wie Seneca läßt er sich vernehmen: „keinem von uns ist gestattet zu wissen, was ihm heilsam ist, mit fremden Füßen gehen wir, mit fremder Hülfe leben wir, untergegangen ist der Werth der natürlichen Dinge und der Gehalt des Lebens, nichts Anderes haben wir zu eigen, als die Lüste.“ Darum hat er eine düstere Anschauung von dem Leben: „Wenn wir aufrichtig sein wollen,“ schreibt er, „so ist kein Sterblicher glücklich.“ „Nichts ist stolzer, aber auch Nichts ist elender als der Mensch.“ So kommt denn der Mann, der sich gegen den Eindruck der allgemeinen Erschöpftheit durch den Hinblick auf das Römerthum und auf die Kaiserfamilie zu stärken suchte, schließlich zu folgenden trostlosen Ergebnissen: „ein Jeder bewahre als Heilmittel seiner Seele diesen Rath: von allen Gütern, welche die Natur dem Menschen verliehen, ist keins besser, als ein zeitiger Tod, und das ist dabei das Beste, daß Jeder ihn sich selber geben kann,“ und an einer andern Stelle: „unter so großen Leiden des Lebens hat die Natur dem Menschen die Wohlthat verliehen, daß er sich den Tod aneignen kann, und ist das ein Vorzug des Menschen vor den Göttern, die solches nicht vermögen.“ Wer merkt nicht, daß der letzte Wahnsinn der Verzweiflung die Welt gepackt haben muß, wenn ein so hochbegabter Mann auf der Höhe der Welt, und vor der Majestät der Welt, denn Plinius hat sein großes Werk dem Vespasianus gewidmet, so irre zu reden beginnt!

Der dritte Zeuge von dem Ende der alten Welt ist der Historiker Tacitus. Dieser erlebte die Zeiten Nerva's und Trajan's, und er weiß dieselben zu schätzen. Mit den bekannten classi-

schen Worten preist er die seltene Gunst dieser Zeiten, „in denen man wieder denken kann, was man will und sagen kann, was man denkt;“ er sagt ferner von diesen Zeiten: „jetzt endlich kommt der Geist wieder zu sich selber,“ er rühmt es, daß Nerva die beiden nicht unvereinbaren Dinge Alleinherrschaft und Freiheit mit einander verbunden habe, daß Trajan die Wohlfahrt des Reiches täglich mehrt, daß „die öffentliche Sicherheit nicht ein Gegenstand der Hoffnung und Wünsche ist, sondern diese Wünsche auch Kraft und Zuversicht empfangen haben.“ Um die schneidende Schärfe der strengen Urtheile dieses Geschichtsschreibers über die römische Kaisergeschichte Etwas abzustumpfen, hat man oft die Meinung aufgestellt, Tacitus sei ein etwas verstimmter aristokratischer Parteimann und verkappter Republikaner, der die Thatsachen und Zustände der römischen Monarchie vermöge seiner moralisirenden und idealisirenden Einseitigkeit entstellt hätte. Mir scheint, daß die obigen Aeußerungen über die erfreuliche Wendung der letzten Zeiten des Kaiserthums das Gegentheil beweisen. Auch wissen wir, daß er in glücklichen Familienverhältnissen lebte, wie das herrliche Denkmal der Biographie seines Schwiegervaters uns auf eine sehr anschauliche Weise bezeugt. Auch in Ansehung des öffentlichen Lebens während der schlimmen Zeiten hat Tacitus persönlich nicht zu klagen, wie er sich selber darüber erklärt. Wenn daher Niebuhr mit Recht sagt: „der Schmerz ist sein Lehrmeister gewesen,“ so ist dieser Schmerz nicht ein individueller oder familiärer Kummer, sondern es ist der große Kummer über den unwiederbringlichen Verlust der römischen Tugend und Größe. Tacitus ist Einer derjenigen Schriftsteller, bei denen das Lesen zwischen den Zeilen eben so nothwendig ist, wie das Lesen der geschriebenen Buchstaben, und zu diesem Lesen des Nichtgeschriebenen reicht nicht aus grammatische, historische und kritische Bildung, dazu ist vor Allem erforderlich eine ethische Bildung, sittliche Freiheit und Stärke. Ein Mann wie Niebuhr war dem Tacitus geistesverwandt, dieser nennt sein Werk „das größte Meisterwerk, was vielleicht das Alterthum hervorgebracht hat.“ Le style c'est l'homme, dieses Wort Buffon's gilt nicht leicht von einem Schriftsteller so sehr, wie von Tacitus. Die merkwürdige Mi-

schung von Kürze und Erhabenheit, welche sein Freund der jüngere Plinius, das σεμνως, das feierliche Pathos des taciteischen Stiles nennt, ist das unmittelbare Gepräge seines eben so mannhaften Geistes wie seiner elegischen Stimmung. Daß er nicht darauf ausgeht, schwarz zu malen, wie ihm zuweilen vorgeworfen wird, sieht man am besten daraus, daß er selbst bekennt, ich möchte sagen mit gebrochener Stimme, wie schwer es ihm werde, diese endlosen Nachtstücke vaterländischer Geschichte beschreiben zu müssen, wie es ihm Bedürfniß sei, zuweilen in weniger angreifende Gegenden seines großen Themas einen Abstecher zu machen. Was denkt und hofft nun dieser Mann von der Zeit, die mit Nerva beginnt und die man sogar das glücklichste Jahrhundert genannt hat? Tacitus schreibt: „Nach der Natur der menschlichen Schwäche wirken die Heilmittel langsamer als das Uebel, und wie der Körper langsam wächst und schnell zerstört wird, so mag man die Geister in ihren Bestrebungen eher unterdrücken, als sie wieder in's Leben rufen; es schleicht sich nämlich ein das süße Gift der Trägheit, und die Schlaffheit, welche Anfangs gehaßt wurde, wird zuletzt angenehm." Aus diesen Worten erhellt ganz deutlich, daß Tacitus, so sehr er die Wohlthaten der neuen Aera unter Nerva und Trajan, wie wir vernommen haben, zu schätzen weiß, doch von der sanguinischen Auffassung dieser Gegenwart, welche sein ihm befreundeter Zeitgenosse der jüngere Plinius in seinem Panegyricus ausspricht, himmelweit entfernt ist. Zu tief hat er hineingeschaut in die Abgründe der allgemeinen Verderbtheit, um von einer besseren politischen Verwaltung eine Heilung der sittlichen Schäden und Gebrechen erwarten zu können. Die ernst gesinnten Römer hatten eine Ahnung davon, daß in der furchtbaren Anklage eines britischen Freiheitskämpfers eine Wahrheit sei, dieser nannte nämlich die Römer raptores orbis, die Räuber des Erdkreises. Ernste Gemüther sahen in dieser rücksichtslosen, grausamen, unersättlichen Eroberungsgewalt einen frevelhaften Uebermuth, den die göttliche Weltordnung nicht immer ungestraft hingehen lassen werde. In diesem Sinne haben sich ausgesprochen Seneca, Lucanus, Juvenalis. Was diese mehr oder weniger leichthin gesagt, hat Tacitus mit dem schweren Ernst seines historischen

Griffels in sein Geschichtswerk eingegraben. „Es sei klar," so schreibt er, „daß die Erhaltung des römischen Wesens den Göttern nicht mehr am Herzen liege, im Gegentheil wären sie jetzt auf die Rache an dem römischen Volke bedacht." Die römische Zukunft, und somit die Zukunft der Welt, steht nach diesem Ausspruch, denen andere ähnlich sind und der durch seine bedeutsame Stelle noch inhaltsschwerer wird, unter dem göttlichen Zorn, und das eben ist der düstere Hintergrund, auf welchem die Schwermuth des Tacitus ruht. Das handgreiflichste Zeichen seines völligen Verzagens an einer wahrhaft gedeihlichen Zukunft ist wohl der unfromme Wunsch, daß der Haß der Germanen gegen einander nie aufhören möge, weil dieser gegenseitige Haß der beste Schutz der Römer sei. So weit ist sein Muth und seine Hoffnung gesunken, daß er für Rom keine bessere Sicherheit mehr kennt, als die Unnatur des mörderischen Bruderzwistes derjenigen Volksstämme, welche Tacitus nur bewundern kann und in denen er mit vieler Unbefangenheit die besten und gesundesten Keime nationaler Kraft auf dem ganzen Erdboden erkennt. Die historischen Werke des Tacitus bilden in der That eine wahrhaft antike, eine in großem und reinem Stil gehaltene Grabschrift des gesammten classischen Alterthums.

Wir kommen zu dem vierten Zeugen. Der Kaiser Marcius Aurelius Antoninus bezeichnet den Gipfel der Zeit, die mit Nerva beginnt, und hier muß sich nun thatsächlich erweisen, ob Tacitus oder der jüngere Plinius in der Beurtheilung der römischen Zukunft Recht gehabt. Marcus Aurelius ist der Philosoph auf dem Thron der Welt, das bekannte Ideal des platonischen Staates, er ist die Verbindung der höchsten Weisheit und Tugend der alten Zeiten mit der größten Macht in dem Mittelpunkt der Welt. Ist die alte Welt noch zu retten durch Mittel, die aus ihrem eigenen Schatz entlehnt sind, so muß jetzt die Rettung erfolgen; erfolgt aber jetzt die Rettung nicht, dann muß es als erwiesen erachtet werden, daß sie sich nicht mehr helfen kann. Bereits in seinem zwölften Jahre begann Marc Aurel sich dem philosophischen Studium zu widmen, und sofort nahm er es damit sehr ernst; aus Liebe zur Philosophie hat er schon in früher Ju-

gend jedes weiche Lager verschmäht und sich an eine strenge Selbstbetrachtung gewöhnt. Gegen die große Versuchung, welche in der frühen Aussicht auf den Kaiserthron und in dem späteren Besitz der Kaisermacht für ihn enthalten war, suchte er sich zu waffnen; „laß dich nicht verkaisern,“ ermahnt er sich selber. Und nicht vergeblich, er bezeichnet die Philosophie als seine Mutter, während ihm der kaiserliche Hof eine Stiefmutter ist. Auf seiner stolzen Höhe hat er sich eine liebenswürdige, menschenfreundliche Gesinnung bewahrt. Ein unmittelbares Zeugniß dessen haben wir in dem vor fünfzig Jahren wieder aufgefundenen Briefwechsel zwischen Antoninus und seinem Lehrer Fronto. Die Briefe des Antoninus an seinen recht unbedeutenden und im Grunde wenig liebenswürdigen Lehrer zeigen nicht blos eine rührende Ehrerbietung, sondern auch einen hohen Grad von Zärtlichkeit. Ein anderes wichtiges Denkmal seiner Sinnesweise sind seine Monologen, deren erstes Buch geschrieben ist, als der Kaiser gegen die Quaden im heutigen Mähren zu Felde lag. Diese in griechischer Sprache geschriebenen Selbstgespräche sind in stilistischer und logischer Beziehung außerordentlich mangelhaft, aber durch ihren moralischen Inhalt ein redendes Zeugniß von gar ernster und milder Gesinnung, welche der Kaiser auch im Kriegslager sich bewahrte. Er predigt hier sich selber die Grundsätze einer nie erschlaffenden Thätigkeit und Gewissenhaftigkeit, einer allgemeinen Milde und Menschlichkeit selbst gegen Feinde und Verbrecher, er prüft sich und befindet, daß er Keinen mit Wissen und Willen betrübt habe. Daß er sich im Allgemeinen wenigstens darin nicht getäuscht habe, beweist die allgemeine und große Beliebtheit dieses Kaisers. Obwohl die Christen von ihm wegen ihres Starrsinns getadelt werden und während seiner Regierung blutig verfolgt worden sind, rühmt doch der Apologet Athanagoras die Milde und Menschenfreundlichkeit des Kaisers. Die Beliebtheit Marc Aurel's überdauert seine Regierungszeit. Es galt nach seinem Tode für gottlos, wer nicht sein Bild im Hause hatte, und wegen der ungewöhnlichen Menge der von ihm erhaltenen Bilder können wir noch heute seinen schönen Kopf in den verschiedenen Lebensaltern anschauen. Sein Gedächtniß erhielt sich noch lange

in strahlendem Glanze. Diocletian, der die kaiserliche Macht auf eine neue Stufe erhob, schaut zu ihm hinauf als zu seinem Vorbilde. Deßungeachtet zeigt sich sowohl in seinen Grundsätzen, als in seinen Handlungen, daß auch die beste Gesinnung, bekleidet mit der höchsten Macht der Welt, nicht mehr vermögend ist, die Gewalt des Alles überfluthenden Bösen aufzuhalten. So weit die menschenfreundliche Milde des Kaisers auf unleugbarer Selbstüberwindung beruht und auf einer erklärlichen Furcht vor dem Mißbrauch der Gewalt, von welchem die römische Kaisergeschichte voll war, ist diese Denkart höchst achtungswerth; aber wir thun dem kaiserlichen Stoiker nicht Unrecht, wenn wir in dieser seiner Gesinnung noch ein anderes, weniger reines Element annehmen. Er selber hat in seinen Monologen die Ueberzeugung ausgesprochen, daß der Widerstand gegen die Bösen vollkommen nutzlos sei und man deshalb sich geduldig in die Ertragung des Bösen ergeben müsse. In soweit die kaiserliche Milde und Schonung aus diesem Motiv hervorgeht, ist sie nicht mehr Tugend und Kraft, sondern Ohnmacht und Flucht der höchsten Weltmacht vor dem Andrang des Bösen. Aus dieser unleugbaren Schwachheit des Kaisers wird Manches in seiner Geschichte erklärlich. Sein bester Feldherr Cassius nannte ihn einen Dialogisten, einen Schwätzer, offenbar weil er sich durch die Scheinphilosophen betrügen ließ. Tatian sagt, Mancher bekam jährlich sechshundert Gulden, damit er den Bart wachsen lasse. Dieser Mangel an Widerstand gegen das Böse tritt am verderblichsten auf in seiner nächsten Umgebung. Sein Mitregent Varus war ein ganz nichtswürdiger Mensch, deßungeachtet nennt ihn Marcus Verissimus, „den sehr Wahrhaftigen,“ und feiert nach seinem Tode seine Apotheose. Faustina, seine Gemahlin, war ein allgemein berüchtigtes Weib, trotzdem verherrlicht er sie in seinen Monologen und hat sie nach ihrem Tode gleichfall apotheosirt. Commodus, seinen Sohn, überschüttet er mit Ehren, obwohl derselbe schon als Knabe von Grund aus verderbt war. Daß der stoische Herr der Welt, der weisheitslehrende humane Kaiser auf der Flucht vor der Uebermacht der Weltverderbniß durch das, was er für Tugend hält, das Böse bestärkt, wollen wir ihm nicht so sehr als

persönliche Schuld anrechnen, sondern vielmehr als Beweis geltend machen für den Höhegrad des in der Welt waltenden Bösen. Eduard Zeller hat in seiner Abhandlung über Marcus Aurelius Antoninus die Frage nicht beantwortet: warum der geläuterte Stoicismus, der hier nicht auf die bescheidene Stellung eines Epiktet angewiesen ist, sondern mit einer Macht und Autorität ohne Gleichen ausgerüstet ist, nicht im Stande gewesen ist, eine sittliche Reform zu bewirken, und also die Befriedigung dieses höchsten Weltbedürfnisses einer andern Macht vorbehalten blieb. Die Antwort auf diese Frage lautet also: das Verderben der römischen Welt hat eine solche Höhe erreicht, daß auch der geläuterte Stoicismus auf dem Kaiserthron davor erschrickt und an aller wahren Heilung verzweifelt. Das Gewicht des Zeugnisses, welches der philosophische Kaiser für den sittlichen Untergang der alten Welt ablegt, wird übrigens verstärkt, wenn wir auf die allernächste Folgezeit noch einen flüchtigen Blick werfen. Wie tief die Corruption Alles unterwühlt hatte, und auch jede Spur einer sittlichen Einwirkung des stoischen Kaisers verwischte, mag man daraus abnehmen, daß der Senat den abscheulichen Commodus während seines Lebens vergötterte. Nach dessen Tode tritt sodann die Wahrheit hervor, aber nur auf einen Moment. Der Fluch des Senats gegen den Verworfenen bricht heraus, wie eine Katarakte, und der Refrain desselben lautet: „grausamer als Domitian und unreiner als Nero.“ Aber wie gesagt, nur auf einen Augenblick macht diese Selbstbesinnung sich geltend: Kaiser Severus fand es politisch, diesen Commodus zu apotheosiren. Das ist die Gestalt der römischen Hauptstadt unmittelbar nach Marcus Aurelius.

Wir haben nun die vier Zeugen des Endes der alten Welt betrachtet: wir haben gefunden, daß sie vermöge ihres sittlichen Urtheils und Charakters hervorragen aus dem Sumpf und Schlamm der allgemeinen Verderbtheit, zugleich haben wir wahrnehmen müssen, daß das Verderben immerfort im Steigen begriffen ist und jene Männer nicht im Stande sind, dasselbe aufzuhalten, so wenig, daß selbst jene moralischen Größen nicht einmal die Sicherheit besitzen, daß sie nicht beim weiteren Fortgang selber versinken. In der That, wäre der Menschheit nicht

durch einen schöpferischen Geist ein neues Leben eingehaucht, es würde nicht einmal eine Kunde existiren von diesen Männern, welchen wir das bedeutsame Zeugniß von der sittlichen Selbstauflösung der alten Welt verdanken.

Ovid, der Dichter des augusteischen Zeitalters, sagt, daß alle Götter die Erde verlassen hätten, nur die Hoffnung sei noch geblieben. Bei Seneca, ein Menschenalter später, ist die Hoffnung schon dermaßen in Mißcredit gekommen, daß er sie fast immer als einen bedauerlichen und verächtlichen Zustand behandelt, und bei Herodian, einem Historiker des dritten Jahrhunderts, ist der Sprachgebrauch dieses Wortes so weit herabgedrückt, daß Hoffen so viel als Fürchten bedeutet. Das ist ein gewisses Zeichen, daß der Tag der alten Welt zu Ende geht, die schreckliche Verkehrung der Hoffnung in Furcht ist der Schrei der Nachteule, welche das Verscheiden des antiken Lebens bedeutet. Die leise Ahnung wird zu einer lauten Weissagung. Unter der Regierung des Marcus Aurelius bestieg eines Tages ein unbekannter Mann einen Feigenbaum auf dem Marsfelde in Rom und verkündigte, daß Feuer vom Himmel fallen werde und das Ende der Welt vorhanden sei. Da hinzugefügt wird, daß der Kaiser ihm verziehen habe, werden wir annehmen müssen, daß dieser kühne Redner nicht zu den Christen, die von dem kaiserlichen Stoiker verfolgt wurden, gehörte, sondern Heide gewesen ist. Wir brauchen nicht mehr auszuschauen nach Odoaker und Alarich, welche durch Feuer und Schwert das Gericht des Unterganges an dem abendländischen Babel vollziehen sollen. Es bricht aus dem heidnisch-römischen Selbstbewußtsein die Gewißheit des Endes hervor, und nicht mehr umschleiert mit dem mystischen Dunkel der Orakel und Sibyllen, sondern umstrahlt von dem hellen Tageslichte des römischen Lebens, kündigt sich im Mittelpunkt der Welt dieses Selbstgericht an.

III.
Vorbedingungen des Verständnisses der Geschichte Jesu.

Einem großen Leichenbegängniß haben wir beigewohnt; wir haben geschaut, wie das herrliche, mit unvergänglichen aber nie wiederkehrenden Vorbildern für alle Zeiten der Menschheit geschmückte Leben der alten Welt zu Grabe getragen wurde. Es ist nicht Jedermanns Sache, diesem Anblick ruhig Stand zu halten. Diejenigen, welche die alte Welt am besten kennen und daher das Ende derselben am vollständigsten überschauen und uns beschreiben könnten, haben sich meistens in jenen Zeiten ganz heimisch gemacht und sind von ihrer Herrlichkeit so erfüllt, daß sie sich ungern an ihren Untergang erinnern lassen. Wenn Niebuhr einmal sagt, daß, wer das Alterthum gründlich verstehen wolle, vor Gottes Angesicht seinen Wandel führen müsse, so möchte dieser Ausspruch in Bezug auf das Ende des antiken Wesens am meisten Geltung haben. Uns, die wir, hochgeehrte Zuhörer, den ernsten Versuch unternommen haben, uns einige Hauptzüge des untergehenden Alterthums zu vergegenwärtigen, wird diese Anschauung für unsere weiteren Betrachtungen im Ganzen sowohl wie in manchem Einzelnen von großem Nutzen sein. Denn Vieles und Bedeutendes wird in der christlichen Geschichte übersehen, weil man von der inneren Natur der letzten Zeiten des Alterthums, an welche die christlichen Anfänge sich anschließen, keine Anschauung hat.

Nachdem wir das Ende der alten Welt gesehen, schicken wir uns heute an, den Anfang der neuen Welt zu betrachten. Und gleich an der Schwelle dieser Betrachtung muß uns das in der letzten Stunde gewonnene Ergebniß dazu dienen, daß wir des rechten Anfanges der neuen Welt nicht verfehlen. Es hat einigen Anschein für sich, zu sagen: die alten classischen Völker sind verbraucht, jetzt kommen die noch naturwüchsigen aber bildsamen germanischen Stämme, und diese germanische Nationalität wird der substantielle Anfang einer neuen Welt. Nach dieser Auffas-

sung ist das Wesen der neuen Welt die germanische Naturkraft, die christliche Bildung ist nur eine veredelnde und verschönernde Beigabe, wenn man nicht gar dahin sich versteigt, zu behaupten, daß das Christenthum die Kraft und den Wuchs der germanischen Nationalität verkümmert hat. Allein wer den Faden der geschichtlichen Entwickelung so zu verknüpfen vermag, daß er an die Stelle der verbrauchten Naturkräfte eine frische und unverbrauchte setzt, der mag den Namen des Alten und Neuen noch verwenden, den Gegensatz selber hat er verwischt, er kann weder das Alte noch das Neue erkannt haben, und der Grund dieser Oberflächlichkeit ist, daß man von der Tiefe der Verderbtheit der alten Welt keine Anschauung hat. Wir haben uns überzeugt, daß das Ende der alten Welt nicht ein Naturproceß ist, sondern ein durch Sünde und Schuld verwirktes Verhängniß, und daß die höchste Anstrengung und Leistung der noch vorhandenen sittlichen Kräfte unvermögend war, gegen dieses Verhängniß auch nur das Geringste auszurichten. Erfolgt nun eine geschichtliche Entwickelung, welche sich von jener abgelaufenen nicht blos unterscheidet, sondern sich zu ihr so gegensätzlich verhält, daß man sich allgemein genöthigt gesehen hat, sie als die neue jener als der alten gegenüberzustellen, so kann dieselbe nicht aus einer andern Nationalität oder aus einer andern Naturkraft, sondern nur aus einer andersartigen sittlichen Grundkraft erklärt werden. Dasselbe ergiebt sich, wenn wir die ersten intimen Berührungen zwischen den Römern und den Germanen beachten. Ein Gelehrter, der sich gründlich mit der ältesten Geschichte unseres Volkes beschäftigt hat, fällt das Urtheil, nur durch das Christenthum werden die Germanen befähigt, das antike Leben zu verstehen und also die geschichtliche Bewegung fortzusetzen. Es ist bedeutsam, daß Constantin, der erste Kaiser, welcher die weltgeschichtliche Macht des Christenthums begriff, zugleich der Erste war, der die Kraft und Tüchtigkeit der Germanen zu schätzen und zu verwerthen verstand. Ohne und vor der Vermittelung des Christenthums haben die Germanen eine zwiefache Stellung zum römischen Wesen. Diejenigen, welche sich mit ihm befreunden, werden allerdings civilisirt, gehen aber auch in der römischen Verderbtheit unter. So Flavius, der

Bruder des Arminius, und Italus, dessen Sohn, so der Markomannenkönig Marobod; sie sind ihren Volksgenossen verhaßt, und von Marobod schreibt Tacitus: „Im Alter verlor er seinen Ruhm wegen zu großer Liebe zum Leben." Die Anderen, welche ihr Volksthum festhielten, waren geschworene Feinde der Römer und blieben deshalb Barbaren. Also nicht die germanische Natur und Nationalität ist der Anfang der neuen Welt, sondern das Christenthum, durch welches erst die Germanen in den Stand gesetzt werden, auf dem weltgeschichtlichen Schauplatz eine Rolle zu übernehmen. Aber nicht blos erkennen wir, daß der Anfang der neuen Welt nicht die germanische Nationalität, sondern das Christenthum gewesen, sondern von dem durch die Anschauung des Endes der alten Welt gewonnenen Standpunkt aus gewinnen wir einen vorläufigen Einblick in diejenige Kraft, vermöge welcher das Christenthum die alte Welt erneuert hat. Nur durch Vermittelung der Römer konnte das Christenthum zu den Germanen gelangen. Die römische Welt mußte zuvor christlich geworden sein, ehe die Fortsetzung der Geschichte von den neuen Völkern übernommen werden konnte, und zwar mußte das Christenthum der Römer so geisteskräftig sein, daß es auf die Germanen einen stärkeren Eindruck machte, als die römische Cultur und Civilisation. Und in der That wissen wir auch, daß der Geist der Germanen sich vor Nichts so sehr gebeugt hat, wie vor dem überwältigenden Eindruck des christlichen Geistes, wie dasselbe sich in den Bischöfen und den Glaubensboten der römischen Welt darstellte. Um also die Fortsetzung der Weltgeschichte vermittelst der neuen Völker begreiflich zu finden, müssen wir innerhalb der alten Welt eine Umwandlung voraussetzen, welche durch das Christenthum beschafft worden ist. Da wir nun aber in unverkennbaren Zügen das hippokratische Gesicht der alten Welt geschaut haben, so muß dem Christenthum eine schöpferische Lebenskraft innewohnen, und eben vermöge dieser schöpferischen Lebenskraft wird es der Anfang der neuen Welt.

Da nun nach dem Einblick in das Ende der neuen Welt feststehen muß, daß der Anfang der neuen Welt eine geistige Kraft sein wird, so kann uns die Verborgenheit dieses Anfanges

nicht befremden, im Gegentheil, wir werden diese Verborgenheit als ein charakteristisches Zeichen des Anfanges nehmen und werden das Ende des Anfanges da setzen, wo diese Verborgenheit aufhört. Damit haben wir eine ganz bestimmte Grenze des Anfanges, denn die Verborgenheit geht in öffentliche Anerkennung über in dem Augenblick, wo der Herr der Welt dem specifischen Zeichen des Christenthums dem Kreuz, welches zugleich das sicherste Merkmal seiner ursprünglichen tiefen Unscheinbarkeit und Verborgenheit ist, seine öffentliche Ehrerbietung beweist. Das Kreuz war den Juden das Holz des Fluches, und was die Römer betrifft, so war schon der Name desselben, wie Cicero sagt, einem römischen Ohre unerträglich. Nachdem nun dreihundert Jahre lang das Kreuz von der Gemeinde der Christen mit einer nie gekannten Gluth von Inbrunst und Andacht als Zeichen des Heiles in der Stille verehrt worden war, machte Kaiser Constantin dieses bis dahin mit der öffentlichen Schmach und Schande belastete Zeichen zu einem Panier des Sieges für die römischen Legionen und hob durch ein Gesetz die Strafe der Kreuzigung auf. Bis zu diesem entscheidenden Punkte werden wir also die Zeit des Anfanges der neuen Welt zu setzen haben. Dieser Anfang ist ein zwiefacher, ein individueller, nämlich Christus, und ein socialer, nämlich die Kirche in ihrem die alte Welt überwindenden und die neue Welt in der Verborgenheit begründenden Lauf.

Zunächst also ist unsere Aufgabe, Christum als den individuellen Anfang der neuen Welt zu verstehen. Dieser geheimnißvolle, wunderbare und verborgene Eckstein, den die amtlichen Bauleute verworfen haben, ist ein so sehr alles gewöhnliche Denken und Verstehen überragender Gegenstand, daß wir heute genug zu thun haben, wenn wir uns die Vorbedingungen zum Verständniß seiner Geschichte klar machen. Diese Vorbedingungen sind theils negativer, theils positiver Art. Die Geschichte Jesu ist nicht ein neuer Gegenstand, sondern er liegt seit vielen Jahrhunderten der Menschheit vor, und da es keinen Namen unter dem Himmel giebt, der eine solche centrale, theils anziehende, theils abstoßende Kraft besitzt, so haben sich um diesen Namen dichte Kreise von tiefgreifenden Gedanken, Vorstellungen und Gefühlen gebildet, die

wir nicht blos vorfinden, sondern von denen wir auch selber bestimmt werden. Offenbar leben wir in einer Zeit, in welcher sich eine bessere und geläuterte Ansicht von der Persönlichkeit und Geschichte Jesu durcharbeiten will, da gilt es, zunächst kritisch zu verfahren und das, was sich in den bisherigen Vorstellungen als offenbar mangelhaft und irrig herausstellt, auszuscheiden und abzuthun. Es giebt eine zwiefache Befangenheit, welche die richtige Auffassung der Geschichte Jesu beeinträchtigt: eine ungeschichtliche und eine scheingeschichtliche, vor beiden haben wir uns zu hüten, oder vielmehr, da wir ohne Zweifel entweder nach der einen oder nach der andern Seite bereits befangen sind, von dieser Voreingenommenheit uns los zu machen. Die ungeschichtliche Befangenheit besteht darin, daß das Göttliche in Jesu so gefaßt wird, daß es entweder die menschliche Persönlichkeit ganz aufhebt oder doch wenigstens nicht zu voller Geltung kommen läßt, daß es sodann die Einheit der Geschichte Jesu zerstört. Diese Verirrung ist eine sehr alte und eine sehr verbreitete, sie empfiehlt sich Manchem auch durch ihren frommen Schein, aber urchristlich ist sie nicht. Da Jesus geboren ist, als Mensch gelebt hat und gestorben ist, so muß es unverbrüchlich feststehen, daß Alles, was von ihm zu lehren und zu glauben ist, in diesen Rahmen einer menschlichen Persönlichkeit einzufügen ist; denn das Geringste, was diese Schranken schlechthin überschreiten würde, müßte die Grundbasis aller Anschauung Jesu zerstören, müßte etwas Unheimliches und Gespenstisches in diejenige Geschichte einführen, die recht eigentlich die Bestimmung hat, uns Klarheit, Gewißheit und Frieden zu verschaffen. Mit dieser Auffassung stimmt auch die Grundrichtung in der neutestamentlichen Zeichnung des Gesammtbildes Jesu. Er selber nennt sich bekanntlich am liebsten und häufigsten „des Menschen Sohn", und wie der Wortlaut dieser Bezeichnung, so weist auch der alttestamentliche Ursprung derselben in dem Buche Daniel, wo des Menschen Sohn dem das Weltreich darstellenden Gethier entgegengesetzt wird, ganz unverkennbar darauf hin, daß, was auch immer dieser Name besagen mag, sein Inhalt jedenfalls innerhalb der Grenzen der Menschheit gefunden werden muß. Wäre nun etwa das Wesentlichste in der

Persönlichkeit Jesu derartig, daß es in keiner Weise unter den Begriff des Menschlichen zu befassen wäre, dann wäre dieser stehende Name in dem Munde Jesu nicht blos einseitig, sondern geradezu irreleitend und falsch. Dieser gewöhnlichen Selbstbenennung Jesu entsprechend ist es auch, daß er sich selber unter den Gattungsbegriff der Menschheit stellt und ohne Weiteres als einzelnen Menschen bezeichnet (Joh. 8, 40). Und wenn in gleicher Weise innerhalb der neutestamentlichen Literatur Jesus von seinen Verehrern auch nach seiner Verherrlichung gar nicht selten mit dem schlichten Prädicat eines „Menschen" und eines Mannes bezeichnet wird (Röm. 5, 15.; 1. Kor. 15, 21; 45, 47; 1. Tim. 2, 5; Joh. 1, 30; Apostelg. 2, 22; 17, 31; 2. Kor. 11, 2), so werden wir dies nicht sowohl als eine Nachahmung jenes Sprachgebrauches Jesu ansehen, sondern vielmehr als die einfache Folge der durch keine Verehrung beirrten Grundanschauung von der alle Prädicate begründenden, die gesammte Christuslehre tragenden und erklärenden Menschheit Jesu. Keine Frage, daß in den Selbstaussagen Jesu, in den Lehren der apostolischen Männer und selbst in den Sprüchen des Täufers Vieles enthalten ist, was nur diesem Menschen mit Ausschluß aller anderen zukommt, ja es ist kein Zweifel, daß die neutestamentliche Lehre Jesu ewiges und göttliches Wesen zuschreibt. Aber andererseits ist es eben so unzweifelhaft, daß diese ausschließlichen und göttlichen Prädicate in der urchristlichen Zeit auf keine andere Weise gewonnen und angeeignet werden, als aus der Anschauung der menschlichen Persönlichkeit und der Geschichte Jesu. Mit offenbarer Absichtlichkeit vermeidet Jesus die directen Aussagen über seine göttliche Würde; nur da, wo diese Aussagen durch die Veranlassung und Umgebung verständlich werden, versteht er sich dazu; am zurückhaltendsten ist er aber denen gegenüber, in denen der Glaube die tiefste Wurzel schlagen soll. Den Aposteln gegenüber bleibt sein erstes Wort an sie: „kommet und ihr werdet schauen" (Joh. 1, 40) für immer maßgebend. Wenn er sie, nachdem sie eine Zeit lang seine Gemeinschaft genossen haben, fragt, was sie von ihm denken, so will er offenbar nicht ihr Gedächtniß verhören, daß sie vor ihm wiederholen sollten, was sie

aus seinem Munde etwa an Selbstaussagen vernommen hatten, sondern er verlangt von ihnen zu wissen, welchen Gesammteindruck sein Umgang mit ihnen in ihrem Gemüthe hervorgebracht habe (Matth. 16, 13—18). Darum, als Petrus die ihm zusagende Antwort gegeben, sieht er darin nicht eine Wirkung seines Gedächtnisses oder seines Verstandes, sondern eine Offenbarung des himmlischen Vaters, der den ewigen Gehalt der geschichtlichen Erscheinung seines Sohnes dem Geistesauge des Jüngers aufgeschlossen hat. Es ist von der äußersten Wichtigkeit, fest zu halten, daß das hier als die Grundlage der Kirche gepriesene Bekenntniß nicht als Ergebniß einer lediglich intellectuellen Thätigkeit dargestellt wird, sondern vielmehr als die Wirkung einer inneren göttlichen Offenbarung. Nach biblischer Anschauung ruht alle innere göttliche Offenbarung auf den geschichtlichen Thatsachen der äußeren Offenbarung uud ist eben nichts Anderes als die authentische Auslegung der offenbarungsgeschichtlichen Thatsachen. Was also der himmlische Vater dem Geiste des Apostels kundgethan, ist nicht etwas über der äußeren Erscheinung Jesu Schwebendes oder neben ihr Hergehendes, sondern nichts Anderes, als was in ihr beschlossen ist. In dieser geschichtlich bedingten Entstehungsart des neutestamentlichen Glaubens an Jesum liegt seine Stärke, aber auch seine Schwäche. Seine Stärke, denn dadurch, daß der Gehalt der geschichtlichen Thatsachen durch den göttlichen Geist im innersten Gemüths- und Gewissensleben, wo allein die Einwirkung Gottes mit unzweifelhafter Sicherheit wahrgenommen werden kann, geoffenbaret und versiegelt wird, ist der Gläubige im Stande, mit Dransetzung seiner ganzen Existenz seine Ueberzeugung zu bewähren. Aber auch seine Schwäche; denn wenn nun die geschichtliche Erscheinung, durch welche der Glaube bewirkt ist, fortgeht und in eine andere Gestalt, vielleicht die entgegengesetzte, sich verwandelt, dann kann es leicht geschehen, daß die geistige Fähigkeit nicht vorhanden ist, in dieser veränderten Gestalt denselben Gehalt anzuschauen und wieder zu erkennen, und in diesem Falle geräth der Glaube in Ungewißheit und Zweifel. Beruhte der Glaube auf der Erinnerung an bestimmte Aussagen und Thatsachen, auf ver-

standesmäßigen Schlüssen, wäre der Glaube das fertige Ergebniß eines Denkprocesses; nun dann würde er durch den weiteren Fortgang der Geschichte nicht beirrt werden, weil er ein- für allemal sich so zu sagen unabhängig und selbstständig gemacht hätte. Weil nun der Glaube jetzt meistens in solcher Gestalt erscheint, so hat man diesen Begriff des Glaubens auch in das neue Testament hineingetragen, aber damit hat man sich zugleich die Thür zum Verständniß vieler Erscheinungen der neutestamentlichen Geschichte verschlossen. Man kann unter dieser Voraussetzung nicht begreifen, wie der Täufer anfänglich Jesum als den Christ und als das Gotteslamm verkündigt, und nachher in die Versuchung geräth, an ihm irre zu werden; man kann nicht verstehen, wie Petrus in Cäsarea Philippi Jesum als den Sohn des lebendigen Gottes bekennt und ihn später in Jerusalem verleugnet; man kann es schlechterdings nicht fassen, wie die Jünger, obwohl Jesus seine Auferstehung vorhergesagt, durch seinen Tod in völlige Verzagtheit versenkt werden und sogar gegen die erste Kunde von seiner Auferstehung mißtrauisch blieben. Weil die ursprüngliche Christenheit einen ganz andern und höheren Begriff und Sprachgebrauch vom Glauben hatte, so hat sie von dem Zweifel und Unglauben weit schmerzlichere Erfahrungen zu machen gehabt, als die meisten Exegeten und Dogmatiker, welche nicht mehr daran denken, daß nur das System den Namen einer wahren Christologie verdient, welches man in jedem Augenblick mit dem Lebensblut zu besiegeln sich getraut. Wie streng der geschichtliche Charakter der Gottesoffenbarung in Jesu innegehalten wird, erhellt noch besonders aus dem Gebrauch, den Jesus von seiner Wunderkraft gemacht hat. Sowohl durch seine ausdrücklichen Erklärungen als durch sein Verhalten, indem er nämlich über die Leiden der Menschheit seufzt und weinet und im Gebet sich an seinen Vater wendet, will er offenbar den Eindruck hervorrufen, daß die Wunderkraft nicht eine ihm ein- für allemal selbstständig innewohnende Eigenschaft ist, sondern vielmehr eine auf seiner Willensgemeinschaft mit dem Vater beruhende und für jeden einzelnen Fall erbetene und gewährte ist, daß er also seine Wunderwerke verrichtet als der in der Welt

seiende und von Gott abhängige Mensch. Eben deshalb thut er auch keine anderen Wunder, als die auf dem geschichtlichen Wege seines Berufes liegen. Wenn die Juden ein Zeichen vom Himmel fordern, wenn der Versucher ihm zumuthet, sich von des Tempels Zinne herabzulassen, wenn der Heide Celsus verlangt, daß Jesus seine Gottheit auf eine allen Augen einleuchtende Weise wie die Sonne hätte offenbaren müssen: so hat Jesus das alles strenge abgewehrt. Wer seinen himmlischen Ursprung in den Fußstapfen seines demüthigen Ganges durch der Menschheit Tiefen nicht erkennen konnte, den wollte er durch Zeichen vom Himmel nicht verleiten, daß er sich eine rechtgläubige Christuslehre verschaffen könne ohne den rechten Glauben.

Diese streng geschichtliche Methode der Glaubensbildung, welche Jesus selber befolgt, wird auch von der apostolischen Zeit innegehalten, wie die Reden und Briefe der Apostel, vor Allem aber die Evangelienschriften, welche, wie es Luc. 1, 4 heißt, durch ihre Erzählung den gewissen Grund der Lehre gewähren wollen. Und wenn man gemeint hat, daß Paulus und Johannes, der Verfasser des vierten Evangeliums, gewisse Ideen des abstracten Denkens hinzugebracht und durch dieselben ihre Lehre über Christus zum Theil wenigstens von dem geschichtlichen Boden gelöst hätten, so muß ich dieses für eine irrige Meinung erklären. Die beiden genannten Apostel erweitern allerdings die Christuslehre, aber nur so, daß sie die Geschichte Jesu mit einigen Grundthatsachen der alttestamentlichen Offenbarung in organischen Zusammenhang bringen. Wenn Paulus ausdrücklich erklärt, Nichts zu wissen als Jesum Christum, und zwar diesen als den Gekreuzigten (1. Kor. 2, 2), und wenn seine Verkündigung des Gekreuzigten eine solche Veranschaulichung der Thatsachen ist, als geschähen sie auf's Neue (Gal. 3, 1), so ist wohl deutlich, daß er Nichts über Christus wissen und lehren kann, als was in dieser bedeutsamsten Thatsache seiner Geschichte beschlossen ist. Was den so vielfach gemißdeuteten vierten Evangelisten betrifft, so kann es uns hier genügen, daran zu erinnern, daß an der entscheidendsten Stelle des ganzen Evangeliums sich ein Satz findet, der uns überzeugen muß, daß, was auch Ueberschwengliches hier von Jesu ausgesagt

sein mag, Alles ohne Vorbehalt in den geschichtlichen Proceß versenkt gedacht werden soll. „Das Wort ward Fleisch" (1, 14) heißt es hier, das ewige göttliche Wort hat sich also nicht etwa nur in Verbindung gesetzt mit menschlicher Existenz und Persönlichkeit, hat nicht etwa nur Menschheit angenommen, sondern ist selber Mensch geworden, und damit die ganze Tiefe dieser Verwandlung empfunden werde, wird ausdrücklich das Wort Fleisch gebraucht, welches die menschliche Existenz nach ihrer sinnlichen Bedingtheit und in ihrem elementarsten Zustande bezeichnet. Und eben so bedeutsam ist, was dieser Aussage hinzugefügt wird. Das Anschauen dieses aus dem ewigen Worte gewordenen Fleisches hat die Erkenntniß des eingeborenen Sohnes vom Vater erzeugt. Und daß diese sinnliche Wirklichkeit des Menschen Jesus keinen andern Ursprung hat als das ewige Wort, in welchem das Leben beschlossen ist, wird dem Johannes nach seiner eigenen Erklärung gewiß aus der leiblichen Gemeinschaft und Berührung mit diesem Menschen (1. Joh. 1, 1—3). Wenn nun der einzige unter den neutestamentlichen Schriftstellern, welcher mit offenbarer Absichtlichkeit von der göttlichen und uranfänglichen Präexistenz Jesu seinen Ausgang nimmt, mit so zwingenden Ausdrücken die Alles umschließende Menschlichkeit Jesu und den sinnlich geschichtlichen Grund aller Erkenntniß seines ewigen Wesens betont, so werden wir sagen müssen, daß die neutestamentliche Christuslehre kein Moment in sich schließt, welches nicht geschichtlich vermittelt und geschichtlich zu erkennen wäre.

Wir mußten uns die neutestamentliche Auffassung vergegenwärtigen, um den hohen Grad der Verirrung in einer weitverbreiteten ungeschichtlichen Befangenheit erkennen zu können. Die kirchliche Christuslehre nahm bald und namentlich nachdem als oberster Grundsatz festgestellt war, daß Jesus gleiches Wesens mit dem Vater ist, eine der neutestamentlichen Anschauung sehr entgegengesetzte Richtung. Den Beweis für die Gottheit Jesu führte man nicht auf dem Wege der geschichtlichen Anschauung seines menschlichen Lebens, sondern vornehmlich durch Auslegung wirklich oder vermeintlich christologischer Sprüche des alten und neuen Testamentes. Und nachdem man so die Gött-

lichkeit festgestellt hatte, suchte man zu entwickeln, je nachdem das speculative Vermögen beschaffen war, was in dem Begriff des göttlichen Wesens enthalten war. Bei dieser einseitigen verstandesmäßigen Voranstellung der Gottheit Jesu konnte es geschehen, daß man kaum gewahr wurde, daß wesentliche Momente seiner Menschheit, wie die Seele, der Wille, die Persönlichkeit von dieser so construirten Gottheit verschlungen wurden. Daß dergleichen Verirrungen, welche den ganzen Grund und Boden der neutestamentlichen Christuslehre völlig zerstören, überall nur Platz greifen konnten, beweist schon hinlänglich die von der urchristlichen Anschauung gänzlich abgewandte Richtung der doctrinellen Tradition. Solche crasse Verstöße gegen die neutestamentliche Basis wurden zwar wieder berichtigt, obwohl es auch heute noch Theologen giebt, welche Jesu eine unpersönliche Menschheit zuschreiben, im Allgemeinen wollte man es nie Wort haben, daß man die wahre Menschheit Jesu verkürze. Allein was man niemals wollte, in Wirklichkeit that man es doch; man konnte auch nicht anders, nachdem man, anstatt sich immer und jedesmal wieder in die Anschauung der Geschichte Jesu zu versenken, ein- für allemal eine Construction seiner transscendenten und immanenten Gottheit an die Spitze stellte und mit dieser fixirten Voraussetzung eines göttlichen Wesens und Seins an die Geschichte Jesu herantrat. Mochte man nun das Göttliche und das Menschliche ängstlich von einander halten, wie die Reformirten thun, oder nach der Methode der Lutheraner über die gegenseitige Durchdringung gewisse Regeln und Sätze aufstellen, so geschah Beides auf Kosten der Menschheit und Geschichtlichkeit. Denn ein menschliches Leben und Bewußtsein, mit welchem ein selbstständiges göttliches Leben und Bewußtsein zu einer Einheit verbunden gedacht werden soll, ist eben kein menschliches mehr, wenn man es auch noch so eifrig behauptet, und jene lutherischen Sätze beweisen wohl die Tendenz, der Menschheit Jesu ihr Recht widerfahren zu lassen, da sie aber in der That nur logische oder eigentlich nur linguistische Künste sind, die von aller geschichtlichen Möglichkeit, von aller Vollziehbarkeit der Anschauung absehen, so fehlt es dieser löblichen Tendenz bis dahin an der nöthigen Kraft. Es liegt in der Natur

der Gottesidee, daß, sobald man damit beginnt, die jenseitige Gottheit Jesu festzustellen, man immerfort durch das Uebergewicht dieses Gottseins verhindert wird an dem unbefangenen Eingehen in die Einzelheiten, Beschränktheiten und Niedrigkeiten der Geschichte. Oder man muß sich entschließen wie Johannes, diese göttliche Jenseitigkeit ganz und gar in das Diesseits versinken zu lassen, um dann auf dem demüthigen Wege der Geschichtsanschauung die versunkene Herrlichkeit aus der tiefsten Erniedrigung hervorleuchten zu sehen. Aber zu dieser Selbstverleugnung entschließt sich die hergebrachte Christuslehre nicht; was für Künste hat sie aufgeboten, um den gewaltigen Ausspruch: „das Wort ward Fleisch“ in ihre Denkweise und Sprache umzusetzen! Es widerstrebt ihr auf's Aeußerste, die unwandelbare, außer dem Mittel von Zeit und Raum seiende Gottheit ohne Vorbehalt in den Fluß des Werdens zu versenken, sie will auf alle Weise die göttliche Substanz als irgendwie beharrende und damit auch beherrschende, was auch immer geschehen möge, außenvorhalten, und erst wenn das gesichert ist, mag die Geschichte Jesu sich bewegen, so weit sie es nämlich dann noch vermag. „Das Wort ward Fleisch“, das ist und bleibt dieser Lehre eine fremde Sprache; es muß heißen: die Gottheit hat die Menschheit, hat die menschliche Natur angenommen, und man kann sagen, diese Formel ist es, welche nicht blos das theologische Denken, sondern auch die Vorstellung der Gemeinden, so weit sie noch nicht mit der hergebrachten Lehre gebrochen haben, beherrscht: diese Formel spricht die Anschauung aus, welche in dem katechetischen, liturgischen, homiletischen und ascetischen Gebiete geläufig ist. Eben deshalb aber sagen wir mit Recht, daß eine ungeschichtliche Befangenheit, welche die richtige Auffassung Jesu hindert und stört, weit verbreitet ist. Man kann es an sich selbst erfahren, man kann es aus tausend Reden von Theologen und Laien erkennen, daß, so lange diese mundrecht gewordene Formel den Geist beherrscht, an eine unbefangene Betrachtung der Menschheit Jesu, an eine rückhaltslose Versenkung in seine Geschichte, wie die Evangelien sie bieten, nicht zu denken ist.

Andererseits giebt es aber auch eine scheingeschichtliche Be-

fangenheit. Im Ganzen und Großen hat die Anschauung der Geschichte Jesu in langen Jahrhunderten unter dem Einfluß jener ungeschichtlichen Befangenheit gestanden. Natürlich hat es nicht an Versuchen gefehlt, diesen Bann zu brechen, aber eine radicale Reaction ist erst in neuerer Zeit entstanden und diese hat sich jüngst zu einer eigenen Schule, zu einem besondern System ausgebildet. An der Spitze dieser Schule steht ein Mann, begabt mit einem großen Forschertalent für geschichtliches und philosophisches Wissen, ausgerüstet mit einer seltenen Fülle von Gelehrsamkeit, ausgezeichnet durch großen Fleiß und sittlichen Ernst. Dieser hat eine Reihe talentvoller und strebsamer Schüler angeregt, welche die gewiesene Bahn unablässig und mehr oder weniger selbstständig verfolgen. Der Meister ist der im Jahre 1860 verstorbene Professor Ferdinand Baur, und seine Schule ist die sogenannte Tübinger. Die wirklich großartige Arbeit dieser Gelehrten hat eine Menge Blößen und Fehler in jener mehr oder weniger ungeschichtlichen Anschauung der christlichen Anfänge an's Licht gezogen, sie hat mit einer bisher unerhörten Energie in einem bis dahin nie gesehenen Umfange die Quellenforschung für die urkirchliche Zeit betrieben. Diese Schule will aber nicht blos das Unhaltbare zerstören, sie rühmt sich, von den urchristlichen Zeiten zum ersten Mal eine Uebersicht aufgestellt zu haben, welche vor dem Richterstuhl der neueren Kritik und Wissenschaft bestehen kann, und in der That gilt diese Schule nicht blos vielen theologischen Fachgenossen, sondern auch vielen nichttheologischen Gelehrten sowie auch manchem Gebildeten als die endliche glückliche Entdeckerin der wahren Urgeschichte des Christenthums. Indessen, so sehr ich die geringschätzige, gehässige und leidenschaftliche Weise, wie manche Gegner diese Schule behandeln, verwerfen muß, so bereitwillig ich ihre bleibenden Verdienste um unzählige Einzelnheiten nicht blos, sondern vornehmlich um die Feststellung der richtigen Methode anerkenne, so muß ich doch mit aller Entschiedenheit behaupten: das Gesammtergebniß dieser Forschungen und Bestrebungen ist nicht Geschichte, sondern Scheingeschichte. Diese Schule bietet allen kritischen, archäologischen und psychologischen Apparat auf, um eine wirkliche Anschauung der christlichen Urzeiten her=

zustellen, die allgemeinen und besonderen Zeitverhältnisse werden klargelegt, die handelnden Persönlichkeiten werden nach ihrer Eigenthümlichkeit und Gewordenheit dem Verständniß nahe gebracht; was jene ungeschichtliche Befangenheit bei allem Eifer nicht zu erreichen vermochte, daß die christliche Urgeschichte sich naturgemäß von innen her bewegt, hier scheint es erreicht, und die Freude Vieler ist begreiflich, weil das, was sonst aus seiner Starrheit und kalten Fremdartigkeit durch noch so hohe Lobpreisungen nicht zu befreien war, nunmehr mit einem warmen Lebenshauch uns anmuthet. Allein die Tragweite dieser somit in Bewegung gesetzten Factoren reicht nicht im Allermindesten an die weltgeschichtliche Wirkung des Christenthums, welche bis zu dieser Stunde sich erstreckt und in welcher wir Alle noch heute geistig athmen. Das urchristliche Fundament, welches diese Schule legt, ist gar nicht im Stande, den Riesenbau, in welchem nunmehr bereits neunzehn Jahrhunderte der civilisirten Menschheit wohnen, zu tragen; folglich muß das wirkliche Fundament ein anderes gewesen sein, und jenes mühsam erforschte Ergebniß kann demnach nicht Geschichte, sondern nur der Schein der Geschichte sein. Den Beweis für diese Behauptung wird der ganze weitere Gang unserer Darlegung nachliefern; vorläufig aber genüge die Hinweisung, daß die Männer der berühmten Schule nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit nicht im Stande sind, das wirklich zu leisten, dessen sie sich rühmen.

Es ist anerkannt und wird auch von der genannten Schule zugestanden, daß das Christenthum die weltgeschichtliche Blüthe des religiösen Lebens ist. Außerdem wird es nicht leicht bezweifelt werden, daß die Religion ein sehr eigenthümliches Moment des menschlichen Geistes ist, welches Niemand versteht, der es nicht in sich selber hat und pflegt. Um nun von jener Geschichte, in welcher die höchste Kraft des religiösen Lebens den Schwerpunkt bildet, eine neue bahnbrechende Ansicht aufzustellen, ist es nicht genug, in irgend welchem Maße religiöses Gefühl zu haben, sondern dazu ist ein hoher Grad von religiöser Ursprünglichkeit, Kraft und Innigkeit erforderlich. Dieses Erforderniß findet sich aber bei keinem Einzigen jener tübingischen Männer.

Es sind wissenschaftliche Denker und Forscher, denen ich religiösen und christlichen Sinn im Allgemeinen nicht abzusprechen wage, aber jene eigenlebige hervorragende Selbstständigkeit und Sicherheit im religiösen Gebiet, welche nothwendig ist, um den sprudelnden Urquell der Religion, welcher alle Zeiten und Räume mit unwandelbarer göttlicher Kraft durchströmt, in seinen geheimen Tiefen so anzuschauen, daß sie darüber eine ganz neue Grundansicht aufzustellen befähigt würden, diesen Zauberschlüssel zu dem größesten Geheimniß der Weltgeschichte besitzen sie nicht. Und noch ein zweites Mißverhältniß ist vorhanden zwischen dem Anspruch, den diese Männer erheben, und ihrer persönlichen Eigenthümlichkeit. Dieses Mißverständniß will ich durch eine Vergleichung deutlich zu machen suchen. Es ist bekannt, daß die heutige Philologie das sogenannte classische Alterthum nicht blos in einem bisher unbekannten Umfange, sondern auch mit einer bisher nicht gesehenen Genauigkeit und Sicherheit durchschaut. Ist das lediglich Folge einer wissenschaftlicheren Grammatik und Kritik? Was das Verständniß des geschichtlichen Gehaltes betrifft, so werden wir auf eine andere Ursache hingeführt. Niemand hat für dieses Verständniß mehr geleistet als Barthold Niebuhr. Und dieser bezeugt, daß er durch die thätigen und leidentlichen Erlebnisse einer großen Zeit zur bessern Anschauung der hohen Gestalten und der mächtigen Ereignisse der alten Geschichte gelangt sei. Dieses Bekenntniß entspricht genau dem Satze Goethe's: „Geschichte versteht nur, wer Geschichte erlebt." Denn Geschichte verstehen heißt nicht die Thatsachen wissen, das ist Nichts als ein todtes daguerreotypes Bild der Geschichte. Tacitus dringt darauf, daß man die Gründe und Ursachen der Ereignisse wissen müsse; aber Gründe und Ursachen weiß und versteht nur der, welcher die Linie von dem Ausgang der Gründe und Ursachen bis zu dem Endpunkt der Ereignisse in sich selber nachzuzeichnen vermag, und dadurch das, was geschehen ist, reproduciren und erleben kann. Das aber ist nur möglich, wenn ich durch eigene Erfahrung die Kraft und Tragweite der wirkenden Ursachen und der bestimmenden Gründe kenne. Ich verstehe also nur die Geschichte, in deren Gebiet ich selber Erfahrung gemacht habe. Die christliche Ur-

geschichte kann ich also nur verstehen, insoweit ich dieser Geschichte anologe Erlebnisse selber erfahren habe. Und handelt es sich um eine neue Grundanschauung der christlichen Anfänge, so muß ihr ein Aehnliches zu Grunde liegen, wie Niebuhr von sich bezeugt im Verhältniß zur Geschichte des römischen und griechischen Alterthums. Wir haben die Kunde von einer zutreffenden Analogie aus der Zeit der Reformation. Hier erneuert sich die Grundanschauung der christlichen Anfangsgeschichte allerdings mit Hülfe der Wissenschaft; aber die Grammatiker und Humanisten sind es nicht gewesen, welche die Reformation der urchristlichen Geschichtsanschauung vollendet und durchgesetzt haben, sondern das ist das Werk derjenigen Männer, welche in der kirchlichen Arbeit standen und die christliche Urzeit in ihre Gegenwart thatsächlich zu übersetzen suchten. Die Reformationszeit hatte auch darüber ein klares Bewußtsein. Justus Jonas schrieb im Jahre 1524: „Die Thatsachen, welche zu dieser Zeit geschehen, machen die ganze heilige Schrift deutlich. Denn nicht geringere Wunder ereignen sich jetzt täglich als damals, und es ist jetzt deutlich, daß nicht die Mönche und Priester, welche in Ruhe und Gemächlichkeit ihre Haut pflegen, die Nachfolger der Apostel sind, welche Ketten und Kerker ausgestanden, sondern Luther, der mit den Gelehrten und Mächtigen der Welt in offenem Kampfe steht.“ Allerdings wäre gegenwärtig eine gründliche Neugestaltung der Anschauung der urchristlichen Personen und Zustände ein dringendes Bedürfniß, und gewiß wird auch jetzt jede tüchtige wissenschaftliche Leistung auf diesem Gebiet ihren Beitrag zu diesem so nöthigen Werke liefern; aber die wirkliche Befriedigung eines solchen Bedürfnisses können wir von der genannten Schule deshalb nicht erwarten, weil ihre Meister und Jünger auch nicht im Entferntesten in derjenigen geschichtlichen Sphäre, welche dem Urchristenthum angehört, mit einer solchen Energie leben und arbeiten, daß man von ihnen neue Entdeckungen über das centrale Wesen und Wirken des Christenthums erwarten könnte. Das Christenthum ist nicht ein Complex von Vorstellungen, Lehren und Gefühlen, etwa blos für das individuelle Leben und für den gemüthlichen Hausgebrauch. Allerdings hat das Christenthum erst die eigentlichen Tiefen des

menschlichen Gemüthes aufgeschlossen, erst das Christenthum hat das Haus, welches im Alterthum eigentlich nur ein Durchgang für das öffentliche Leben war, zu einem gemüthlichen Heimwesen umgeschaffen, es hat überall erst die eigentliche innerste Grundlage aller allgemeinen und öffentlichen Zustände in dem individuellen Leben verwirklicht. Aber neben dieser individuellsten Vertiefung und Verinnerlichung ist das Christenthum zugleich die universalste Weltanschauung und die höchste und gespannteste Thatkraft. In der verborgensten Tiefe des christlichen Gemüthes thut sich erst der wahre Horizont auf, nämlich in jedem Augenblick die Ewigkeit, in jedem Raum die Unendlichkeit. Und zwar giebt es in jedem Moment und an jedem Ort eine gerade Linie zum äußersten Ziel, nicht durch das Mittel phantastischer Einbildung oder jäher Gewaltsamkeit, sondern auf dem Wege der ruhigen, festen Willensrichtung und Thätigkeit. Das Christenthum ist die fortgehende Neugestaltung, nicht blos des individuellen und familiären Lebens, sondern auch des öffentlichen; es will immerdar reinigend, belebend und befreiend wirken auf Sprache und Sitte, auf die socialen, nationalen und politischen Verhältnisse. Und darum verlangt es den Kampf gegen Alles, was in den genannten Beziehungen ungöttlich ist, und das ist nothwendigerweise ein Kampf auf offenem Plan und erfordert deshalb die Dransetzung der Existenz. Dieser Kampf ist zu allen Zeiten Pflicht, so lange die Welt noch nicht zum Reiche Christi geworden ist, und am meisten dann, wenn dieser Kampf, wie dies gegenwärtig der Fall ist, lange geruht hat. Wenn wir nun jene Gelehrten, welche uns ihr System als die wissenschaftliche Auffindung und Darstellung des Christenthums preisen, auf diese Probe ansehen, so werden wir finden, daß sie sich von dem ungeheuren Ernst jenes verordneten Kampfes ziemlich fern zu halten suchen. Sie führen Federkriege und Schulstreitigkeiten von einem Schreibpult zum andern, aber das sind nicht die Geisterschlachten, welche in der geschichtlichen Entwickelung entscheidend wirken. Diejenigen aber, die sich damit befassen, kommen leicht dazu, mit diesem kleinlichen Maßstab jene großen Heroen der christlichen Urzeit zu messen, welche die weltgeschichtlichen Burgen der Finsterniß zerstört und die Stadt

des himmlischen Reiches gegründet haben. Und in dieser Richtung hat die sogenannte historische Schule hundertfach gesündigt. Und darum muß es dabei bleiben, daß, wer die Resultate dieser Schule als Ergebniß bewährter Wissenschaft hinnimmt, sich in eine scheingeschichtliche Befangenheit verstrickt, welche ihn hindert, den Anfang der neuen Welt zu verstehen.

Der zwiefachen Befangenheit gegenüber ist Voraussetzungslosigkeit geboten. Dagegen gehört zu den Vorbedingungen des rechten Verständnisses der Geschichte Jesu Vertrautheit mit der thatsächlichen Voraussetzung dieser Geschichte. Diese thatsächliche Voraussetzung ist eine zwiefache, eine vorgeschichtliche und eine geschichtliche. Um das Christenthum als die vollendete Religion zu verstehen, ist Empfänglichkeit für Religion, ist religiöser Sinn nothwendig. Der religiöse Sinn beruht auf einer bestimmten Voraussetzung des gegenseitigen Verhältnisses zwischen göttlichem und menschlichem Wesen, welche gegenseitige Beziehung aller geschichtlichen Bewegung vorausgehend gedacht wird. Wird das menschliche Wesen so vorgestellt, daß der Mensch sich selber genügt, so daß es ein Göttliches in Wahrheit nicht giebt, sondern dieser Name nur für gewisse Verirrungen menschlicher Phantasie erfunden ist, oder wird die Gottheit in thatenloser Ferne und Unbekümmertheit gedacht oder auch als das unpersönliche Allgemeine, welches alles Einzelne ewig verschlingt, um anderes Einzelne wieder zu gebären für denselben Untergang, in beiden Fällen ist Abwesenheit des religiösen Sinnes und damit Verschlossenheit für die heilige Geschichte, welche wir zu verstehen suchen wollen. Da es sich aber hier um die vollendete Religion handelt, so werden wir den religiösen Sinn nicht sowohl in seinen oberflächlichen Erscheinungen, als in seinen tiefen und geheimnißvollen Bezügen voraussetzen müssen. Je reiner und kräftiger der religiöse Sinn vorhanden ist, desto inniger und thatsächlicher faßt er die Gegenseitigkeit zwischen Gottheit und Menschheit auf. Der Mensch ist nicht blos des göttlichen Schutzes und der göttlichen Hülfe für sein äußeres und inneres Leben bedürftig, er sehnt sich nach einer wahren Vereinigung mit Gott; und andererseits genügt es der Gottheit nicht, ihre Allmacht und Güte vor den Augen des Menschen zu

offenbaren, mit Hülfe und Leitung das menschliche Dasein zu fördern und zu schmücken, sondern die Gottheit will sich selber an die menschliche Empfänglichkeit mittheilen. Da sich hier die geheimnißvollen Tiefen der Gottheit und Menschheit berühren, so ist es begreiflich, daß es in diesem Gebiet nicht ohne große Verirrungen abgeht. Die Gegenseitigkeit des Göttlichen und Menschlichen ist vielfach so mißverstanden, daß entweder die Grenzen verwischt werden, oder daß die gegenseitige Berührung bald das Eine, bald das Andere verschlingt. In dem heidnischen Mythos werden Götter Menschen und Menschen werden Götter, ohne daß die Bedeutung dieser Uebergänge gewürdigt wird. Oder auch die Menschheit geht in der Gottheit unter in dem blutigen Opfer oder in der abtödtenden Selbstkasteiung oder auch in der alle individuelle Selbstständigkeit auslöschenden Speculation. Andererseits wird das Göttliche oft dermaßen in die Materie und Sinnlichkeit herabgezogen, daß es seinen Grundcharakter wieder einbüßt. Alle diese Verirrungen wären Symptome unheilbarer Raserei, wenn nicht diesem Allen die Wahrheit von der mystischen Gegenseitigkeit zwischen Gottheit und Menschheit zu Grunde läge. Nur in dem Maße werden wir fähig sein, die geschichtliche Grundlegung der vollendeten Religion zu verstehen, als wir uns vor jenen Verirrungen hütend die Gegenseitigkeit zwischen göttlichem und menschlichem Wesen vollendet denken in der persönlichen Einigung gegenseitiger Liebe, in welcher gegenseitige Selbsthingabe und gegenseitige Selbstbehauptung Eins ist.

Die zweite thatsächliche Voraussetzung, mit welcher wir vertraut sein müssen, ist die geschichtliche, wir müssen uns mit dem Volke, dem Jesus angehört, bekannt machen. Es giebt keine geschichtliche Persönlichkeit, welche zu dem angestammten Volke eine so innige und umfassende Beziehung hätte, wie Jesus, keine kann daher auch so wenig begriffen werden ohne eindringendes Verständniß der zugehörigen Nationalität wie Jesus. An keinem Punkte sieht man deutlicher, daß eine gründliche Berichtigung der gewöhnlichen Auffassung der Geschichte Jesu unabweislich ist, wie eben hier. Es ist eine wahrhaft grundstürzende Verirrung, daß man die Beziehungen Jesu zu seinem Volke als sein Vergäng-

liches behandelt, dagegen seine ewige Bedeutung und Wirkung überall erst da beginnen läßt, wo er entweder sein Volk gar nicht berücksichtigt oder ausdrücklich sich über dasselbe erhebt. Es ist mir längst ausgemacht, daß, so lange man von dieser monströsen Verirrung, die sich eben so sehr auf der traditionellen Seite wie auf der rationellen findet, nicht gründlich losläßt, alle Versuche, eine Geschichte Jesu herzustellen, scheitern müssen.

Die Grundzüge der israelitischen Geschichte, welche für das Verständniß der Geschichte Jesu hauptsächlich in Betracht kommen, sind folgende. Die am meisten verbreitete Verirrung des religiösen Lebens, die Vermischung des Göttlichen und Menschlichen ist hier von Anfang her abgeschnitten. Es ist aber dieses darum so höchst bedeutsam, da die bewegende Seele dieser Geschichte das energische Streben nach persönlicher Gemeinschaft zwischen Gottheit und Menschheit ist. Die Welt ist von Gott geschaffen und wird in absoluter Abhängigkeit von seiner Kraft und Führung durchwaltet. Darin hat die Welt einerseits ihre Bedingtheit, andererseits ihre unvergängliche Bedeutung, nichts Geringeres ist ihr Ursprung als göttlicher Wille und göttliches Schöpferwort; auf nichts Geringerem beruht ihr Bestehen und Fortgehen, als auf der Unwandelbarkeit des göttlichen Schöpferwillens und auf dem der Welt innewohnenden göttlichen Geiste. Es ist Nichts als Unwissenheit, wenn man nach dem Vorgange Hegel's die alttestamentliche Gottesidee vielfach so versteht, als wenn sie der Welt nur eine scheinbare Existenz übrig läßt. In so reiner Höhe steht die israelitische Weltanschauung, daß sie von dem Streit zwischen Copernicus und Knak eigentlich gar nicht berührt wird. Der Mittelpunkt der alttestamentlichen Welt ist aber der Mensch, dieser, nach dem Bilde Gottes geschaffen, soll die göttliche Majestät auf Erden zur Anschauung bringen. Das göttliche Schöpferwort, auf welchem die gottgewollte Selbstständigkeit der Welt beruht, faßt sich in dem Entschluß der Menschenschöpfung zusammen, und darum liegt der Schwerpunkt der Welt in dem Menschen. Dem Menschen wird seine Bestimmung und Zukunft anheimgegeben, der Mensch wird mit der Willensfreiheit ausgerüstet. In dieser auf sich selbst ruhenden Freiheit ist die

grundlose Tiefe, welche für die Aufnahme und Aneignung des Göttlichen Raum hat. Der Mensch wird ungehorsam, und damit ist eine Kluft zwischen dem Heiligen und dem Sünder aufgerichtet. „Eure Sünden scheiden euch von eurem Gott" (Jes. 59, 2). Und mit diesem Gegensatz ist es völlig Ernst, auf der göttlichen Seite ist Zorn und Fluch, auf der menschlichen Angst und Flucht. Und doch soll dieser Gegensatz aufgehoben werden, die ursprüngliche Gegenseitigkeit soll nicht blos wieder hergestellt, sondern durch Ueberwindung des Gegensatzes vollendet werden. Sowie das innerste Wesen Jehova's seine sündenvergebende Gnade ist (2. Mos. 34, 6. 7), so giebt es kein dringlicheres Sehnen nach völliger Gottesgemeinschaft wie das Bußgefühl des Sünders (Psalm 51). Die ursprüngliche Gegenseitigkeit zwischen Gottheit und Menschheit ist durch die Sünde des Menschen in Spannung gesetzt, diese Spannung soll aber ausgeglichen werden und dadurch soll sich jene uranfängliche Gegenseitigkeit vollenden. (Hos. 2, 16—23). Weil nun dieser Proceß eine weltgeschichtliche Bestimmung hat und Alles, was weltgeschichtlich werden soll, durch eine nationale Kraft getragen werden muß, so wird diese tiefste Krisis und ihre Erledigung die Substanz einer Volksgeschichte. Die vorgeschichtliche Voraussetzung der wesentlichen Gegenseitigkeit zwischen Gottheit und Menschheit wird in geschichtliche Bewegung und Entwickelung gesetzt, und das ist Israels Geschichte.

In unserer einleitenden Betrachtung haben wir angenommen, daß Israel den weltgeschichtlichen Beruf empfangen hat, das religiöse Leben in normaler Volksthümlichkeit darzustellen. Indem wir diese Voraussetzung jetzt zu beweisen suchen, wird sich uns der geschichtliche Ort, den Jesus gekommen ist auszufüllen, von selbst ergeben. Es ist im höchsten Grade beklagenswerth und ein großes Hinderniß des Verständnisses der Geschichte Jesu, daß die herrschende Meinung über dieses Volk und seine Geschichte so vielen und schweren Irrthümern unterworfen ist. So hat man sich durch allerdings handgreifliche und widerliche Ausbrüche späterer Nationaleitelkeit zu der verhängnißvollen Täuschung verleiten lassen, als ob die ganze Vorstellung von dem göttlichen Berufe dieses Volkes auf eitler Einbildung beruht. Die deut-

lichsten Beweise für die Objectivität dieser Vorstellung haben wir in Händen. Allerdings wird diesem Volk ein Vorzug beigelegt, der dasselbe über alle Völker der Erde erhebt, es ist zum Haupt der Völker eingesetzt (5. Mos. 28, 1. 13; 26, 19). Daß aber dieser Vorzug nicht ein die organische Einheit des menschlichen Geschlechts störender Particularismus ist, ergiebt sich sofort daraus, daß dieser Vorzug immer nur gesetzt wird um Gemeingut zu werden. Die beiden Anfänge Israels, der individuelle in Abraham und der nationale in dem aus der Knechtschaft erlösten Volk, werden sofort zu diesem Universalismus erhoben; Abraham wird vor allen Menschen gesegnet, um der Segen Aller zu werden (1. Mos. 12, 2) und das befreite Volk wird geheiligt, um der Priester aller Völker zu werden (2. Mos. 19, 5). Und wie sich die alttestamentliche Literatur eröffnet mit jenem universalen Ueberblick, zu dem die gebildetsten Culturvölker des Alterthums sich nicht erheben können, so ist und bleibt die Bekehrung und Segnung der Heiden die höchste Sehnsucht der Sänger und die letzte Hoffnung der Seher dieses Volkes. Daß dieser Universalismus des Anfanges und des Endes nicht ein unfruchtbarer Gedanke gewesen, ersieht man vielleicht am besten daraus, daß alle Zeiten alttestamentlicher Geschichte von neidloser Anerkennung sittlicher und religiöser Vorzüge an Heiden zu erzählen wissen. Abraham beugt sich vor dem canaanitischen König Melchisedek (1. Mos. 14, 20), Abimelech, der Philisterkönig, ist gerechter als Abraham (1. Mos. 20), Jetro, der Midianiter, übertrifft Mose an Weisheit (2. Mos. 18, 24), die strenge Mannszucht des Hetiters Urias setzt David's schändliche Absicht in helles Licht (2. S. 11, 4—13); während Absalon und Ahitofel sich an die Spitze des Aufruhrs stellen, verbindet sich Itai aus der Philisterstadt mit dem gesalbten Könige Israels (2. S. 15, 19—22); an der ersten Weihe des Tempelberges betheiligt sich ein Nachkomme des trotzigsten Stammes der Canaaniter (2. S. 24, 16—24; 1. Kön. 21, 25. 26; 2. Kön. 3, 1); unter den gefeierten Helden David's werden zwei Heiden namhaft gemacht (2. S. 23, 37. 39); Hiram, eines tyrischen Mannes Sohn und Einwohner von Tyrus, ist Salomo's oberster Baumeister (2. Kön. 2, 7. 12; 4, 16);

die fremden Rechabiter stellt Jeremia hin als Vorbild ächt conservativer Gesinnung (Jerem. 35, 1—14); dem frommen König Josia gereicht es zur Schuld und Strafe, daß er dem Orakel des Pharao Necho nicht gehorcht (2. Chr. 35, 20—24); nachdem das Haus David's ungehorsam geworden, wird der König von Babel, Nebucadnezar, als Knecht Jehova's bezeichnet (Jer. 25, 9; 27, 6; 43, 10), und Coresch, der Perserkönig, heißt Hirte und Gesalbter Jehova's (Jes. 44, 28; 45, 1; vergl. 2. Chr. 36, 22. 23; Esr. 1, 1. 2); während Jerusalem unfolgsam bleibt und zerstört wird, thut Ninive, die große Heidenstadt, Buße und wird erhalten (Jon. 3, 5—10), und die heidnischen Schiffer sind frömmer als der Prophet Jehova's (Jon. 1, 5—14). Dieser unbefangenen Anerkennung heidnischer Vorzüge steht gegenüber die beispiellose Strenge, mit welcher die alttestamentliche Geschichte gegen das eigene Volk verfährt, während z. B. die römische Nationaleitelkeit in die einheimische Volksgeschichte eine Menge Lügen eingeschwärzt hat. Um sich von dieser strengen Selbstzucht der alttestamentlichen Geschichtschreibung zu überzeugen, wird es genügen, auf die Einführung und Darstellung der gefeierten Größen des israelitischen Volkes hinzuweisen. Es sind nur wenige hervorragende Persönlichkeiten, wie etwa Joseph und Josua, welche nicht eines ganz bestimmten Fehlers und Vergehens bezichtigt werden, an den allermeisten der am höchsten gestellten Männer werden die Blößen ohne Schonung und Bemäntelung aufgedeckt und zum Theil ausdrücklich mit den schärfsten Censuren belegt; ich nenne in dieser Beziehung Abraham, Jakob und seine Söhne, Mose, Aron, Gideon, David, Salomo, Elia, Hiskia, Jeremia. Höchst bedeutsame Zeichen eines auf die Gesammtheit der Völker gerichteten höheren Berufes sind die genannten Eigenschaften, es giebt aber noch eine andere Eigenthümlichkeit, welche dieses Volk von allen übrigen unterscheidet und uns in den verschiedenartigen Ursprung und in die göttliche Bestimmung desselben einen Einblick gewährt. Wir haben gesehen, daß die Völker der alten Welt zu Ende gehen, wir haben gefunden, daß dieses Ende herannaht, während die Besten in dumpfer Verzweiflung einhergehen und weder selbst helfen können noch auch eine anderweitige Hülfe wissen. „Den Geist verhüllt

Finsterniß," wie Seneca sich ausdrückt, der Tag der alten Welt geht zu Ende, und von einer Morgenröthe, von einem neuen, besseren Tage hat Niemand Kunde; selbst die Sprache hat, wie wir gesehen, das schöne Wort der Hoffnung in das Zeichen der Furcht verkehrt. Insofern nun Israel den anderen Völkern gleich ist und wie sie der alten Welt angehört, geht es auch mit ihm zu Ende, und zwar in einer weit schrecklicheren Katastrophe, als bei den anderen. Hier ist das Ende längst angedroht, und wie es naht, ist es ein Ereigniß, welches noch heute jedes Gemüth mit einem Schauder ohne Gleichen erfüllt. Also auch hier ein Ende, jedoch mit dem principiellen Unterschied, daß dieses Ende so wenig hoffnungslos ist, daß vielmehr das Ende das Thor der neuen, vollendenden Zukunft ist. „Alles Fleisch ist Gras und all' seine Herrlichkeit wie des Feldes Blume," und auch das Volk ist Gras (Jes. 40, 6. 7), weil das Volk, welches vor allen diesen Namen trägt, weil auch das Volk Gottes Fleisch ist. Insofern also Israel Fleisch ist, nämlich ein Stoff, der ohne und wider Gott seine Selbstständigkeit behauptet, geht es den Weg alles Fleisches. Keine schwächliche Furcht hält den wahren Israeliten ab, in dieses Ende hineinzuschauen. Niemand ist aber in diese Tiefe so weit hinabgestiegen, wie Ezechiel, welcher sein Volk als ein weites Leichenfeld mit verdorrten Gebeinen schaut, und als er gefragt wird, ob hier noch irgend eine Hoffnung des Lebens ist, weiß er keine Antwort. Aber eben in dieser untersten Tiefe, da vor Augen Nichts als Verwesung ist und der Menschengeist eines Propheten bis an die Grenze aller Gedanken gekommen, beginnt der Anfang der Vollendung (Ez. 37). Wenn man Ezechiel mit Tacitus vergleicht, dann zeigt sich der unterscheidende Grundcharakter des israelitischen Volkes. Israel ist nicht blos Fleisch, in diesem Fleisch waltet und webt göttlicher, ewiger Geist. Die verdorrten Gebeine stehen auf zum ewigen Leben, nicht durch den unmittelbar von Gott ausgehenden Geist, sondern nachdem der Prophet auf göttliches Geheiß die todten Gebeine und den belebenden Wind angeredet hat. So lange der Geist nicht die allein belebende und bewegende Seele dieses Fleisches ist, siegt das Fleisch immer über den Geist und ist die Verderbtheit hier größer, als bei den

Heiden. Aber diese Geschichte ist auf den vollen Sieg des Geistes angelegt. Der Weg dahin ist die amtliche Persönlichkeit und Thätigkeit. Das Amt im Volke Israel ist diejenige persönliche Höhe, welche in individueller Sphäre die Bestimmung des Volkes vollendet und fähig ist, die Gesammtheit des Volkes zu dieser Vollendung zu erheben. Derjenige also, der dieses Amt bekleidet, muß sein Selbstbewußtsein und sein Selbstleben in das Gesammtbewußtsein und in das Gesammtleben des Volkes erweitern. Dazu ist nothwendig die Begabung durch den Geist, der das an sich haftende Fleisch zum Organ des allgemeinen Lebens macht. Die Salbung mit dem heiligen Oel ist das Symbol dieser Geistesausrüstung. Die alttestamentliche Geschichte führt genau Buch darüber, wie weit diese amtliche Geistesverleihung das Volk seiner Bestimmung entgegengeführt hat; das Ergebniß ist, daß keine amtliche Persönlichkeit, sie sei nun eine priesterliche, königliche oder prophetische, ihrer hohen Aufgabe genügt hat, daß also keine amtliche Persönlichkeit mit dem Vollmaß des Geistes ausgerüstet gewesen, natürlich deshalb, weil auch in diesen geweihten Männern das Fleisch der vollen Auswirkung des Geistes Widerstand geleistet. Ist aber der Gesalbte nicht voll des Geistes, so ist auch innerhalb des Volkes das Fleisch im Siegen, und darum kann das Ende kein anderes sein als Tod und Verwesung. Das Fleisch wird sein Werk vollenden, aber auch der Geist. Der Geist wird nicht ablassen, bis er eine Persönlichkeit findet, dessen Fleisch nicht widerstrebt, sondern sich zum Organ des Geistes hergiebt. Das Endergebniß der alttestamentlichen Geschichte ist, daß Alle, welche bisher gesalbt sind, die wahre Geistessalbung noch nicht empfangen haben und daher, wenn der Priester oder der König als der Gesalbte bezeichnet worden ist, dieser Sprachgebrauch jetzt dahin zu berichtigen ist, daß der Gesalbte noch nicht gewesen, sondern kommen wird. Und das ist die messianische Hoffnung, in welche die ganze alttestamentliche Geschichte ausläuft. So wie daher der Messias eine einzelne Persönlichkeit ist, deren Sein und Wirken ohne durchgreifende Beziehung zu dem Volke Israel gar nicht zu denken ist, so ist auch die messianische Hoffnung nicht etwa nur ein in einzelnen Aussprüchen ausgepräg-

tes Fragment, sondern die allumfassende Mitte des israelitischen Volksbewußtseins. Nur ist dieses messianische Volksbewußtsein nicht zu allen Zeiten gleich lebendig, wie wir denn in den bekannten apokryphischen Schriften des alten Testaments kaum eine Spur desselben entdecken. Man muß sich hüten, den messianischen Gedanken als einen wesentlichen Bestandtheil des allgemeinen israelitischen Bewußtseins bei dem Auftreten Christi vorauszusetzen. So wie die äußere Existenz des Volkes unter der Gewaltherrschaft der Idumäer und Römer zu einer Ruine geworden war, so war auch die Gesundheit des geistigen Lebens zerstört. Die Essäer haben in pietistischer Verkümmerung die nationale Vergangenheit wie die nationale Zukunft aus den Augen verloren, die Sadducäer sind in das entgegengesetzte Extrem der Weltförmigkeit hineingerathen. Die Pharisäer dagegen, die eigentlichen geistlichen Führer des Volks, haben unter dem Druck der Idumäer und Römer die nationalen Erinnerungen und Hoffnungen herabgestimmt zur Behauptung einer traditionellen Doctrin und des hergebrachten Cultus; die Ideen und Hoffnungen der Nationalität und des göttlichen Reiches haben sich ihnen verflüchtigt. Schon in den unserer Bibel angefügten apokryphischen Schriften ist die messianische Hoffnung so gut wie untergegangen, und wenn die neuere Zeit aus der letzten vorchristlichen Periode ein oder einige Bücher an's Licht gebracht hat, welche einen messianischen Inhalt haben, so zeigt der apokalyptische Charakter derselben deutlich genug, daß sie nicht aus dem allgemeinen Volksbewußtsein hervorgegangen sind. Daß das Wiederaufleben des messianischen Gedankens in dem jüdischen Volksbewußtsein das Werk des Täufers, Jesu und der apostolischen Gemeinde ist, kann aus den neutestamentlichen Schriften noch erkannt werden. Ueber die Kunde von dem geborenen König Israels erschrickt nicht blos der Usurpator Herodes, sondern auch Jerusalem hat mit Herodes die gleiche Empfindung (Matth. 2, 3). Und warum anders, als weil die Hoffnung aus dem Volksbewußtsein verschwunden war, wird die israelitische Hoffnung bei einzelnen Personen als Auszeichnung hervorgehoben (Luc. 2, 25. 38; 23, 51; Marc. 15, 43)? Für das allgemeine Volksbewußtsein war die Verkündigung des

Reiches eine neue Lehre (Marc. 1, 27). Die großen Hoffnungen Israels, das bedeutendste Erbtheil einer reichen nationalen Vergangenheit, hatten sich gerettet in das stille Heiligthum einzelner verborgener Seelen.

Das ist also die Situation beim Eintritt Christi in die Welt. Unter den Heiden unterwühlen finsteres Verzagen und düsterer Aberglaube einerseits und frevelnder Leichtsinn und bodenloser Unglaube die letzten Fundamente eines menschenwürdigen Daseins; in Israel ist alle nationale und politische Selbstständigkeit verloren, und in diesem Ruin setzt man die besten Kräften daran, ein hochmüthiges Schriftgelehrtenthum und ein selbstgerechtes Gesetzeswesen aufzurichten. Ja, „Finsterniß bedeckte das Erdreich und Dunkel die Völker." Einst gab es ein helles Licht auf hohem Berge, welches in die Finsterniß der Heiden hineinleuchtete: als David nämlich auf Zion herrschte und als Salomo auf Moria den Tempel weihte als Bethaus „für alle Völker"; dieses Licht war die göttliche Leuchte des Hauses David's. Jetzt ist in der allgemeinen Finsterniß der Welt nur übrig geblieben der glimmende Docht einer stillen Hoffnung in jener verborgenen unsichtbaren Gemeinde derer, die auf Israels Trost harren. Diese stille Hoffnung ist die geheimnißvolle Brücke, welche die alte und die neue Welt verbindet.

IV.

Jesus, das Haupt der neuen Menschheit.

Wohl niemals fühlen wir so tief, daß unser Wissen Stückwerk ist, als wenn wir dem größesten und heiligsten Gegenstand der menschheitlichen Geschichte gegenüberstehen. Nicht sowohl deshalb ergreift uns dieses Gefühl so mächtig, weil wir manches Einzelne in der Geschichte Jesu genauer wissen möchten, das ist in der That sehr untergeordnet, denn die Hauptzüge dieser Geschichte

sind nicht blos den Annalen der Menschheit, sondern auch dem Gewissen jedes Einzelnen mit unauslöschlicher Schrift eingegraben; aber die Höhen und Tiefen jedes einzelnen Momentes dieser Geschichte treten uns, je ernstlicher und anhaltender wir sie betrachten, so überwältigend entgegen, daß unsere Gefühle, unsere Gedanken und unsere Worte sich vergebens anstrengen, dieselben zu umspannen; wir fühlen es deutlich, nur bis zu einer gewissen Linie erstreckt sich unsere Kraft, die Gegenstände selber aber reichen unendlich weit über diese Grenze hinaus. Gott sei Dank ist dieses Gefühl eben so erhebend als demüthigend. Demüthigend freilich, denn es gemahnt uns auf eine sehr empfindliche Weise an unsere Unvollkommenheit, aber auch erhebend, weil wir eben in diesem Gefühl inne werden, daß der, an den wir glauben, unerschöpflich ist an Kraft und Fülle, uns aus der jedesmaligen Unvollkommenheit einer immer größeren Vollkommenheit entgegen zu führen. Möchte es uns zu Theil werden, daß dieses eben so erhebende wie demüthigende Gefühl durch die heutige Betrachtung in uns Allen, hochgeehrte Männer und Frauen, gestärkt werde.

Jesus ist der persönliche Anfang der neuen Welt, weil er das Haupt der neuen Menschheit ist, und das Haupt der neuen Menschheit ist er, weil er der Christ, weil er der König Israels ist. Mit diesen Ausdrücken bezeichnen wir den Ort Jesu als eine Stelle nicht sowohl in der Welt der Gedanken, als vielmehr in der Welt der realen, der geschichtlichen Mächte und Ereignisse. Es ist wichtig in unserer Zeit, diesen Unterschied überhaupt und insbesondere in Bezug auf unsern Gegenstand sich zu merken. Das Denken hat sich von der Wirklichkeit des Lebens losgemacht und bildet eine Welt für sich, gleicherweise ist eine tiefe Kluft zwischen den Worten und den Thaten der Menschen. Ein von der Wurzel des wirklichen Seins losgelöstes Denken und Reden ist der Wirklichkeit gegenüber ohnmächtig; da nun aber jenes Denken und Reden sich diese Ohnmacht nicht gestehen will, so bildet es sich ein, Etwas für sich zu sein, eine Welt in sich selbst zu sein. Jedoch es fängt der Menschheit an in diesem wesenlosen Schattenreich der Gedanken und Worte unheimlich zu werden, wie die letzte vorchristliche Zeit hat sie Hunger und Durst

nach Realitäten, nach Kräften und Thaten. Wie aber Christus allein jenes Sehnen der alten Welt befriedigt hat, so kann auch diesem tiefen Verlangen unserer Zeit nur das Verständniß der Geschichte Jesu Genüge thun. Jener Spiritualismus hat sich aber auch der Geschichte Jesu bemächtigt, er hat ihm eine Stelle in seiner Gedankenwelt angewiesen, er soll ein Religionslehrer sein oder, wenn man sich etwas kräftiger ausdrückt, ein Religionsstifter. Aber da die Religion, je vollkommener sie ist, desto weniger etwas Abgesondertes ist, sondern das ganze Leben innerlich durchdringt, so kann man sich nicht vorstellen, wie die Lehre der vollkommenen Religion das eigentliche Geschäft eines wirklichen Menschenlebens sein kann. Außerdem hat man große Noth, in der Lehre Jesu etwas ausschließlich Eigenthümliches nachzuweisen. Alles was man in der Art aufstellt, wie die Lehre von der Vaterschaft Gottes, von der göttlichen Kindschaft der Menschen, von der geistigen Gottesverehrung, von der Unsterblichkeit, den Vorschriften der allgemeinen Menschenliebe und speciell der Feindesliebe, dieses Alles findet man ohne große Mühe vor und ohne Christus bei Juden und Heiden. Diese ganze Vorstellung erweist sich auch bei näherer Betrachtung als eine ungeschichtliche Fiction, wenn wir uns nur die Grundanschauung der neutestamentlichen Urkunden vergegenwärtigen. Nicht das hörbare Wort ist hier das Erste und Wichtigste, sondern das Sein, das Leben und das Thun, welches dem Schauen sich darbietet. „Das Wort ward Fleisch," das uranfängliche Leben und Licht ist in die sichtbare Sphäre eingetreten, und zwar nicht als Buchstabe, sondern als menschliches Sein und Leben. Darum wird das Schauen als das Erste hervorgehoben. „Kommet und ihr werdet schauen" ist das erste Wort Jesu an seinen Jüngerkreis (Joh. 1, 40); „von nun an werdet ihr schauen" ist die Ankündigung über den Fortgang der angeknüpften Gemeinschaft (Joh. 1, 52). Und überall geht nach den Versicherungen Jesu aus dem Anschauen seiner selbst das höchste Erkennen hervor (Joh. 9, 37; 12, 45; 14, 9). Deshalb ist das abschließende Wort desjenigen Apostels, der am meisten dem Idealismus huldigt, „wir haben geschaut" (Joh. 1, 14), „wir haben geschaut mit unseren Augen und mit unseren Händen be=

tastet" (1 Joh. 1, 1. 4, 14). Wenn einmal der Glaube derer gepriesen wird, die nicht geschaut haben (Joh. 20, 29. vgl. 1. Pet. 1, 8), so steht dieses nicht entgegen. Denn nicht das Schauen überhaupt wird hier als etwas Untergeordnetes und Unnöthiges dargestellt, sondern, wie der Zusammenhang ergiebt, es wird das Verlangen des Einzelnen nach jedesmaligem persönlichen Schauen als eine Schwachheit geschildert. Auch die Synoptiker setzen an einer vielbesagenden Stelle das Schauen dem Hören voran (Matth. 13, 16. 17; Luc. 10, 23. 24; 17, 22). Selbst Paulus, obwohl er von einem Christus nach dem Fleische Nichts wissen will (2 Kor. 5, 16), legt doch das Hauptgewicht auf das ihm gewährte Schauen des Angesichtes Jesu Christi (2 Kor. 4, 6; 1 Kor. 9, 1. 15, 8. vgl. Apstg. 22, 13; 26 16). Der stärkste Ausdruck für diese Anschauung ist das Wort Jesu: „ich bin die Wahrheit" (Joh. 14, 6). Indem er nicht sagt, ich habe die Wahrheit, ich lehre die Wahrheit, sondern, ich bin die Wahrheit, bringt er einen ganz neuen Begriff von Wahrheit auf die Bahn. Wenn wir sonst von der Wahrheit sprechen, so ist sie objectiv gedacht, das richtige Verhältniß zwischen Denken und Sein und subjectiv das Wissen um dieses Verhältniß. Hier ist objective und subjective Wahrheit in Eins gesetzt. Jesus ist die Wahrheit, insofern in seiner Person das richtige Verhältniß zwischen Denken und Sein beschlossen und geoffenbaret ist, weder das Ganze des Seins noch auch irgend ein einzelnes Sein giebt die richtige Erscheinung für das erkennende Denken, Jesus ist in seiner Erscheinung sozusagen das normale Regulativ für das sonst gestörte oder verhüllte Verhältniß zwischen Denken und Sein. Indem er nun von dieser seiner objectiven Bedeutung spricht, hat er auch ein Bewußtsein von der in ihm beschlossenen Wahrheit. Die in ihm beschlossene und in ihm bewußte Wahrheit ist aber nicht blos eine ruhende; da sie persönlich ist, kann sie sich auch geschichtlich bewegen, ja sie muß es, so gewiß Jesus nicht blos da ist, um sich zu zeigen, sondern vornehmlich um zu wirken, und in sofern ist die Wahrheit „geworden" (Joh. 1, 18), sie hat sich als das Ergebniß eines geschichtlichen Processes offenbaret. Da Jesus Subject dieses geschichtlichen Processes ist, so geht, wie bei den Jüngern das Schauen dem Hören

voran, auf Seiten Jesu das Wirken dem Lehren (Apostg. 1, 4. vgl. Matth. 5, 19; Luc. 24, 19).

Wollen wir nun dieser urchristlichen Anschauung irgend gerecht werden, so müssen wir die moderne Vorstellung von einer abstract idealen Existenz und Thätigkeit fahren lassen, dagegen innerhalb der wirklichen Welt die Stelle aufsuchen, welche Jesus einnimmt, und müssen die geschichtliche Bewegung zu verstehen suchen, durch welche er diese Stelle ausfüllt. Wir sind demnach eben wie die ersten Jünger auf die Anschauung seines öffentlichen Lebens, wie dasselbe zwischen den Grenzen der Taufe am Jordan und der Kreuzigung auf Golgatha verläuft, angewiesen. Es giebt nun in der That keine Stelle in der ganzen Geschichte, welche so bestimmt markirt ist, wie die, welche Jesus einnimmt, und keine geschichtliche Linie giebt es, welche so deutlich und allgemein verständlich vorgezeichnet ist, wie die Lebensbewegung, mit welcher Jesus seine Stelle ausfüllt. Die Stelle, welche Jesus einnimmt, ist die scharf umgrenzte Lücke, welche die bisherige Geschichte seines Volkes aufweist. Es fehlt eben diejenige Persönlichkeit, welche die Aufgabe des israelitischen Amtes, dessen Bedeutung wir neulich besprochen haben, erfüllen soll, und das Fehlen dieser Persönlichkeit ist durch den grellen Widerspruch des äußeren und inneren Zustandes des Volkes mit seiner Bestimmung constatirt. Die durch die Geschichte seines Volkes bezeichnete Lücke, die ihm angewiesene Stelle nimmt Jesus ein durch die Taufe. Sein Hervortreten aus der Verborgenheit ist zugleich die Besitznahme dieser öffentlichen Würde innerhalb seines Volkes, für welche er berufen ist und deren er sich beim ersten Schritt in die Oeffentlichkeit mit unwandelbarer Sicherheit bewußt wird. Die Taufe des Johannes war das öffentliche Zeichen einer Zeitwende, sie hat ein zwiefaches Angesicht: der Vergangenheit zugewendet, verkündet sie, daß alle bisherige Entwickelung mit einer allgemeinen Unreinheit des Volkes abschließt, gegen die Zukunft gerichtet verheißt sie das Kommen des göttlichen Reiches, also die Vollendung des Volkes Gottes. Die Taufe des Johannes vollendet sich in der Taufe Jesu (Joh. 1, 31). Die sündhafte Befleckung ist immer ein Zustand der Finsterniß (Joh. 3, 20), ein

Zustand einer nicht völlig aufzuhebenden Bewußtlosigkeit über sich selbst; dieser Zustand wird von dem darin Befangenen nicht durchschaut, sondern nur in dem Maße, als Einer davon frei, und völlig nur von dem, der ganz frei ist. Der Täufer ist verhältnißmäßig frei von der Unreinheit des Ganzen und darum kann er dem Volke die Buße predigen; aber indem sich der Täufer vor Jesu beugt, bekennt er, daß er nicht ganz frei ist, und darum ist er sich auch der Schranke seiner Bußpredigt bewußt. Weil Jesus ganz frei ist von der allgemeinen Unreinheit, so kann er allein sich auch ganz in den Gesammtzustand der Unreinheit versenken, und eben deshalb ist bei ihm allein die Taufe Johannis nicht eine bloße Wassertaufe; hier ist das Symbol des Wassers die Wirklichkeit der Reinigkeit, und somit wird die Taufe Jesu die wahre Geistessalbung (Apostg. 10, 38. vgl. 2. Kor. 1, 21). Weil hier die Salbung des Geistes vollendet ist, so ist Jesus nicht blos ein Christus, sondern der Christus; ja hier wird der Titel zum Namen, weil Amt und Person sich decken. Durch den Geist ist sein individuelles Selbstbewußtsein in das nationale Gesammtbewußtsein, und sein individuelles Selbstleben in das Gesammtleben des Volkes erweitert. Dieser Vorgang ist zunächst nur innerhalb seines Bewußtseins, innerlich nimmt er die ihm in seinem Volke und somit in der geschichtlichen Welt angewiesene Stelle in Besitz; er weiß sich von nun an unwandelbar als den Christ. Wenn man gemeint hat, daß dieses Bewußtsein erst im Laufe seiner öffentlichen Wirksamkeit entstanden ist, so hat man sich von der unvergleichlichen Sicherheit desjenigen Lebens, welches nun die wahre Achse der Weltgeschichte bildet, keine genügende Vorstellung gemacht. Man hat sich durch den Schein von Thatsachen, deren wahren Grund ich in der vorigen Stunde angedeutet habe, zu jenem Irrthum verleiten lassen. Freilich bedeutet diese Sicherheit Jesu nicht Kampflosigkeit, wie sogar Schleiermacher gemeint hat.

Weil Jesus der Christ ist, so hat er die Aufgabe, den gegenwärtigen Verfall seines Volkes in die Vollendung desselben zu verwandeln. Der gegenwärtige Verfall ruht aber auf einer langen verderbten Vergangenheit des Volkes, und diese wiederum auf einem von Anfang her geschehenen Fehlgang des Menschen-

geschlechts. Die Zukunft, welche Jesus bewirken soll, kann nicht zu Stande kommen, wenn nicht die ganze Bewegung, welche jetzt im Zuge ist, und welche auf der Tragkraft der ganzen nationalen und menschheitlichen Vergangenheit ruht, in die entgegengesetzte Richtung umgesetzt wird. Diesen Widerspruch zwischen Vergangenheit und Zukunft muß Jesus, wenn er ihn beseitigen will, zunächst in sich selber durchleben, ausgleichen und überwinden. Das ist die Versuchung, deren Bestehen das erste Werk ist, zu welchem Jesus durch den ihn beseelenden Geist getrieben wird. Auch Israel, der erstgeborene Sohn Jehova's (2. Mos. 4, 22), wurde versucht, auf daß offenbar würde, was in seinem Herzen war (5. Mos. 8, 2). Die Führung durch die Wüste sollte an's Licht bringen, ob Israel im Stande wäre, auch ohne die weltliche Vermittelung sich auf Gott zu verlassen und somit die Verderbtheit der Völker, denen Gott in der Welt untergegangen war, zu berichtigen und seinen priesterlichen Beruf inmitten der Völkerwelt zu erfüllen. Israel bestand die Probe nicht, denn es verlor in der Wüste den in Aegypten und am Schilfmeer gewonnenen Glauben (2. Mos. 4, 31; 14, 31; 4. Mos. 14, 11; 5. Mos. 1, 32; 9, 23; 2. Kön. 17, 14; Ps. 78, 22. 32). Mit diesem Unglauben fiel Israel in den allgemeinen Zustand der Menschheit zurück. Nach der Schrift und nach dem Glauben der Völker hat der Mensch, folgend einer widergöttlichen Stimme, ein von Gott verbotenes weltliches Gut genossen, also ein Weltliches ohne und wider Gott angeschaut und sich angeeignet. Da nun dieses der erste Wille und die erste That des Menschen gewesen, so steht alles folgende Wollen und Thun so lange unter dem bestimmenden Einfluß dieses Anfanges, als nicht durch einen von jenem Anfang nicht bedingten Willen der erste Wille in seinen Gegensatz verwandelt ist. So wie nun der Mensch, jenem widergöttlichen Versucher gehorsam, sich und die Welt von Gott los gemacht und jenen Widersacher zum Gott gesetzt hat, so wird durch die unter jenem Anfang stehende Wirkung der Widersacher immer auf's Neue zum Herrn eingesetzt und die Welt sowohl wie der Mensch gottlos gemacht. Es giebt allerdings daneben eine Gegenwirkung, welche theils von

der Schöpfung ausgeht und eine allgemeine ist, theils auf besonderer Offenbarung beruht und eine israelitische ist. Daß aber auch selbst die letztere schließlich von jener andern überboten und vernichtet wird, hat eben die Taufe des Johannes offenbar gemacht. Er fragt sich nun, ob der vom Himmel her als „geliebter Gottes Sohn“ erklärte Jesus leisten wird, was der alttestamentliche Gottes Sohn nicht vermocht hat. Soll aber jener uranfängliche Wille der Menschheit in sein wahres Gegentheil umgesetzt werden, so daß mitten in der Reihe der menschlichen Entwickelung ohne Abbruch ein wirklich neuer Anfang vorliegt, so muß die ganze Folge jenes ersten Wollens und Thuns ohne Vorbehalt zur thatsächlichen Anerkennung kommen, d. h. die Welt wird als gottlos gesetzt und der widergöttliche Geist ist Gott und Herr in dieser gottlosen Welt. Die Frage ist nun, ob der in diese gottlose, unter jenem Herrn stehende Welt eingegangene und eingeschlossene Mensch selber gottlos werden, oder ob er ohne die Welt und wider jenen Herrn Gott festhalten wird. Das ist der volle weltgeschichtliche Ernst der Versuchung. Jesus hat die Versuchung bestanden, er hat den Abfall Israels und den Sündenfall der Menschheit zunächst in der Verborgenheit seines Selbstlebens wieder gut gemacht, und wie in jenem zwiefachen Fall Gott losgelassen und die Welt ohne und wider Gott festgehalten wird, so wird hier mitten in der gottlosen und gottfeindlichen Welt ohne und wider die Welt Gott festgehalten. Alles, was Jesu angeboten wird, Stillung seines Bedürfnisses, öffentliche Anerkennung seines himmlischen Ursprunges, Besitz der Weltmacht und der Weltherrlichkeit, dieses Alles kommt ihm ohne Frage zu, aber da es sich um die Wiederherstellung eines weltgeschichtlichen Fehlganges handelt, so dürfen jene Güter nur so angeeignet werden, daß die bisherige falsche Stellung zu den Gütern der Welt berichtigt wird, d. h. jene Güter können nur erworben werden unter Verzicht auf die weltliche Vermittelung, oder nur durch unvorbehaltliche Selbsthingabe an Gott. Beides leistet Jesus, die Zumuthungen des Versuchers weist er ab und jedesmal schließt er sich zusammen mit einem Worte Gottes, welches aus der Geschichte der israelitischen Wüstenführung ent-

nommen ist. Damit ist nun mitten in der Menschheit ein wahrhaft neuer Anfang gestiftet, der, weil er durch eine ursprüngliche That die Vergangenheit berichtigt, eine neue Zukunft begründet. Die weitere Entwickelung, welche das, was hier in tiefer Stille geschehen, in die große Oeffentlichkeit einführen muß, wird freilich den Charakter dieses Anfanges strenge innehalten müssen, und da ist bereits vorauszusehen, daß der hier geleistete Verzicht auf die Vermittelung der Welt die offene Feindschaft der Welt zur Folge haben wird. Darum nennt Jesus den Versucher schließlich Satanas, Widersacher (Matth. 4, 10), und es kann die Abweisung des Widersachers nicht wohl anders verstanden werden, als eine Herausforderung, welche zu einem entscheidenden Kampfe, der auf offenem Plan aller Welt kund thun wird, was hier in geheimnißvoller Verborgenheit geschehen ist, wie auch Lucas nicht unterläßt, dieses leise anzudeuten (4, 13).

Wohin wird nun Jesus sich wenden, um den errungenen Anfang einer neuen Menschheitsgeschichte in Bewegung zu setzen? Es ist wohl natürlich, daß er den großen Mittelpunkt seines Volkes und Landes aufsucht und hier den Anfang seiner Selbstdarstellung und Wirksamkeit macht. So wird erzählt Joh. 2, 13—22, in dem Abschnitt von der Tempelreinigung. Die Verdächtigung dieses Berichtes gehört zu den vielfachen Mißhandlungen des Johannes-Evangelium. Aber wahrlich eine solche Erzählung dichtet sich nicht, die Geschichte muß geschehen sein, um ihre Erzählung möglich zu machen. Als der Christ ist Jesus zum ersten Mal in Jerusalem, und zwar am hohen Passafest. Er nimmt in Augenschein das Krämergeschäft im Tempel. Dieses Geschäft diente dem Cultus und galt als ganz nothwendig, namentlich an den großen Festen, wo so viele Tempelbesucher aus weiter Ferne und daher ohne das nöthige zum Cultus gehörige Material zu kommen pflegten. Die Rücksicht auf dieses äußere Bedürfniß fiel dermaßen in's Gewicht, daß kein Frommer an diesem Treiben Anstoß nahm. Dergleichen wiederholt sich zu allen Zeiten, bis Einer kommt, der an Reinheit der Gesinnung die Anderen übertrifft und deshalb auch einmal da, wo jene über dem heiligen Zweck in langer Gewohn-

heit ihr Urtheil abgestumpft haben, einen Greuel entdeckt. „Macht nicht meines Vaters Haus zum Kaufhaus." Als Sohn des Hauses hat er für das, was sich für das Vaterhaus schickt und nicht schickt, ein weit feineres und rascheres Gefühl, als die auf den Standpunkt der Knechte herabgesunkenen Juden. Jede Miene seines Angesichts, jede Bewegung seiner Hand, jeder Schritt seines Fußes ist thatsächliche Bewährung, daß jenes Selbstgefühl ihn erfüllt. Es ist das einzige Mal, daß Jesus sich mit einem äußeren Werkzeug der Macht versieht, er flicht sich eine Geißel aus den umherliegenden Stricken. So weit sind jene jüdischen Knechte noch Israeliten, daß sie von dieser imponirenden Offenbarung einer heiligen Gesinnung, welche äußere Rücksichten nicht kennt, wo das Göttliche beeinträchtigt wird, einen vollen Eindruck empfangen. Alle vom Priester bis zum Ochsentreiber, ja bis zu dem stumpfen Geschlecht der Geldzähler sind wie vom Strahl der Majestät seines heiligen Eifers getroffen. Alle fühlen, daß die Geißel das angemessene Attribut einer hier geltenden Machtbefugniß ist. Aber nun zeigt sich, wie scharf sich die Macht Jesu von der Macht der Welt unterscheidet. Die Macht der Welt fragt nicht darnach, ob sie freiwillig anerkannt wird oder nicht, sie erzwingt sich Geltung auch wider Willen, aber eben damit stellt sie sich dar als das Absolute und somit als das Widergöttliche, denn sie fragt Nichts darnach, durch Zwang das Gewissen von Gott zu lösen. Darum hat Einer der kenntnißreichsten Geschichtsforscher gesagt: „wer nur irgend Gewalt hat, mißbraucht sie, jedes Blatt der Geschichte beweist die Thatsache." Jesus will keine andere Macht, als die auf freier Anerkennung beruht, und zwar nicht auf augenblicklichem Eindruck, sondern auf fester Gesinnung. Daß ihm bei seinem Reinigungsact Gehorsam geleistet wurde, war eine Folge seiner geistigen Ueberlegenheit, denn das schwache Symbol seiner äußeren Macht konnte eine solche Wirkung nicht haben. Nun aber muß sich zeigen, ob dieser Eindruck eine bleibende Gesinnung bewirkt. Es zeigt sich das Gegentheil. Denn nachdem der erste Eindruck vorüber ist, erwachen die gewöhnlichen Gedanken, welche den Gehalt des Seelenlebens der jüdischen Wortführer ausmachten. Da ärgern und

schämen sich die Meister in Israel ihrer Schwachheit, wenn sie sich recht besinnen, ist Jesus ein gewöhnlicher Mensch, nicht einmal durch eine amtliche Würde ausgezeichnet. Ganz freilich können sie den empfangenen Eindruck nicht verwischen, darum schwankt ihre Seele zwischen Anerkennung und Geringschätzung, und das ist der Sinn ihrer Frage: „welches Zeichen offenbarst du, daß du dieses thust?“ Sie wagen Jesu die Befugniß zu seiner Handlung nicht geradezu abzusprechen, aber den Beweis seiner Legitimation vermissen sie. Sie haben also diejenige Legitimation, welche vor einem Augenblick ihr eigenes Gewissen Jesu ausgestellt hat, vergessen. Aus dieser Frage weiß Jesus sofort, daß eine Gesinnung, auf welche er seine Machtäußerung bauen könnte, in diesen Vertretern seines Volkes nicht vorhanden ist. Die Folge davon ist nicht etwa, daß Jesus auf sein Reich verzichtet, oder auch nur seine Ansprüche herabstimmt, sondern nur die, daß er sofort sich den entgegengesetzten Weg zu seinem Ziel mit voller Klarheit und Entschlossenheit nicht blos denkt, sondern auch diesen Weg selber einleitet. Gelangt er nicht auf dem Wege der Machtäußerung zu seinem Reich, so will er es erobern auf dem Wege des Erleidens der Gewalt, ist auch bei den Autoritäten Israels die Macht eine widergöttliche geworden wie in dem römischen Weltreich, wohlan, so soll diese Macht ihr Aeußerstes gegen ihn wenden, das ist dann ihr Ende und der Anfang seiner Selbsteinsetzung. „Löset auf diesen Tempel,“ so fordert er die Fragenden auf und meint damit, wie der Evangelist mit Recht sagt, seinen Leib, weil sein Leib die Vollendung aller Heiligthümer ist von dem Stein zu Betel bis zu dem Bau Serubabels und Herodes. Sowie Jesus den dunklen Seelengrund der jüdischen Autoritäten, der sich in jener Frage offenbart, wahrnimmt, entscheidet er sich mit Blitzesschnelle für den Leidensweg, und zwar so, daß er selbst den Befehl ertheilt zu dem Angriff der Gewalt gegen seinen Leib. Hier ist innerhalb der menschlichen Sphäre ein Wille, der, indem er sich ganz in die Welt hineinbegiebt, denn tiefer kann Niemand steigen, als sich der tödtenden Gewalt auszusetzen, sich mit unwiderstehlicher Kraft selbst behauptet, der, indem er sich in das Erleiden der widerstrebenden Gewalt ohne

Zaudern fügt, diese Gewalt zu seinem eigenen Werkzeug macht. Hier ist daher Geschichte in einem Sinne wie nirgends sonst, hier entscheidet allein der Wille, der nicht blos alle Zufälligkeit, sondern auch allen Widerstand sich dienstbar macht. Daher ist hier eine Durchsichtigkeit, eine Gewißheit und allgemeine Verständlichkeit wie nirgends sonst. Es ist falsch, was Strauß behauptet: „über wenige große Männer sind wir so ungenügend unterrichtet wie über Jesus." Die Ueberzeugung von der Gewißheit dieser Geschichte erhält dadurch eine eigenthümliche Kraft, weil die uns überlieferten Hauptmomente sich immerdar auf's Neue jedem wachen Gewissen bewähren und das Wort Rousseau's: „daß hier die Erfindung wunderbarer wäre, als das Geschehensein," bestätigen.

Bekanntlich hat Johannes die Versuchungsgeschichte nicht erzählt, aber sein Bericht über die Tempelreinigung ist der Ersatz für diese Lücke, denn was hier in dem Lichte der Oeffentlichkeit vorgeht, ist gar nicht zu begreifen, wenn nicht in tiefer Verborgenheit der Grund zu einem solchen Verhalten ohne Gleichen vorher gelegt worden wäre. Beide Erzählungen, die synoptische von der Versuchung in der Wüste und die johanneische von der großen Entscheidung in Jerusalem, ergänzen und erklären sich gegenseitig, und begründen mit einander den rechten Standpunkt, von welchem aus die Geschichte Jesu will angeschaut werden. Der entschlossenen Abweisung des weltmächtigen Widersachers, mit welcher Jesus seine Versuchung in der Wüste beschließt, entsprechend hat er auf der Höhe des Tempelberges im Anfang seiner öffentlichen Laufbahn das Panier seines Reiches aufgepflanzt. Es hatte sich gezeigt, daß es an der nothwendigen Bedingung der äußeren Entfaltung seines Reiches auf dem geraden Wege des Handelns fehlt: dem gegenüber hat Jesus seinen Entschluß gefaßt, durch Selbstaufopferung sein Reich zu gründen. Von der Klarheit und Festigkeit dieses Entschlusses darf man Nichts abziehen, nur muß man sich diesen Entschluß nicht so vorstellen, als ob nun jeder Gedanke an die Möglichkeit eines andern Ausganges ausgeschlossen wird, als ob es nicht, wie es sich eben gezeigt hat, ethisch bedingt, sondern fatalistisch

verhängt wäre, daß Jesus sterben mußte, um sein Reich aufzurichten. Wäre dies Letztere richtig, dann wäre ja sein weiteres Handeln und Lehren sittlich ganz inhaltslos, es wäre dann geboten gewesen, daß er sofort dem Tode entgegengegangen wäre, wogegen das Vermeiden der Gefahr, welches gar nicht selten erwähnt wird (Luc. 4, 30; Joh. 8, 59; 10, 39; 12, 37; vergl. 11, 8—10) vollends gar nicht zu begreifen sein würde. Diese Vorstellung ist die dogmatische Befangenheit, welche in der That jede geschichtliche Auffassung von dem Leben Jesu zwischen der Höhe auf dem Tempelberge und dem Kreuz auf Golgata unmöglich macht. Andererseits giebt es aber auch eine kritische Befangenheit, welche den sichersten Gang, den je ein Fuß durch den Wechsel der Zeiten gemacht hat, mit der Unvollkommenheit des Schwankens und Zweifelns behaftet, dergestalt, daß zuletzt nicht blos etwas Anderes herauskommt, als was Jesus gewollt und angestrebt hat, sondern das gerade Gegentheil, daß, während er selbst ein äußeres Reich beabsichtigt, er selbst ein Märtyrer dieses Strebens wird und es schließlich fast ungewiß bleibt, ob er unter den Trümmern seiner Hoffnung noch Kraft genug hat, sich an einem möglichen inneren Erfolg genügen zu lassen. Wahrlich ein Ergebniß, welches den, von dem die Welt ihre einschneidenste Aera datirt, in solchem ganzen oder halben Selbstwiderspruch enden läßt, hat kein Recht, sich als Kritik, als Wissenschaft, als Geschichte einzuführen. Der Weg, der zwischen diesen beiden Verirrungen hindurchführt, ist der, welchen die Evangelien deutlich genug gezeichnet haben.

Der Evangelist faßt das Ergebniß des ersten Auftretens Jesu in Jerusalem dahin zusammen, daß Niemand sein Zeugniß annimmt (Joh. 3, 32). Die vorbereitende Wirksamkeit des Täufers hat also ihren Zweck nicht erreicht. Da nun inzwischen der Täufer gefangen genommen wird, entschließt sich Jesus, das unterbrochene Werk der Vorbereitung selber aufzunehmen, und somit sein eigener Vorläufer zu werden. Daß er Galiläa als Schauplatz dieser Wirksamkeit wählt, liegt in dem Gegensatz dieser Landschaft zu Jerusalem, wo das Zeichen seiner Machtbefugniß eben so schmerzlich mißkannt worden war. In Galiläa

versucht Jesus die für die Aufrichtung seines Reiches erforderliche Gesinnung zu wecken durch Wirken und Lehren. Der wesentliche Inhalt von Beidem ist aber Selbstoffenbarung. Nachdem er in der Versuchung Gott ohne und wider die Welt erfaßt hat, besitzt er die Macht, die durch des Menschen Abfall entstandene Kluft zwischen Gott und Welt immer auf's Neue zu überwinden. In diesem Bewußtsein sagt er, daß die Engel Gottes zwischen dem Vater und ihm auf- und niedersteigen (Joh. 1, 52). Dieses Geheimniß wird offenbar in seinen Werken und in seinen Worten. Die Wunder nennt er seine Werke, weil sie nicht, wie eine falsche Dogmatik oft behauptet hat, durch inwohnende göttliche Allmacht, sondern in der That menschlich gewirkt werden. Daß die Wunder in der Tiefe des Mitgefühls Jesu mit den menschlichen Nothständen entstehen, darüber haben uns die Evangelisten nicht in Zweifel gelassen, sie erwähnen nicht blos das Erbarmen (Matth. 15, 14; 15, 32; 20, 34; Marc. 1, 41; 8, 2; Luc. 7, 13), das Seufzen (Marc. 7, 34; 8, 12), das Weinen (Joh. 11, 35), sondern es wird sogar das starke prophetische Wort von dem Tragen der Krankheiten auf die Wunderheilungen Jesu bezogen (Matth. 8, 16. 17). Jesus fühlt also das fremde Leiden als sein eigenes und aus diesem Gefühl steigt sein Gebet empor und bringt die göttliche Hülfe hernieder (Joh. 11, 41. 42). Diesen den Himmel zur Erde herabziehenden Werken entsprechen die das Irdische zum Himmel erhebenden Gleichnißreden. So lange der Mensch nicht gelöst ist von dem Banne des Abfalles, ist die Welt für ihn eine Verhüllung Gottes. Weil Jesus durch die dichteste Weltfinsterniß zu Gott hindurchgedrungen ist, kann er nunmehr in der Welt Gott schauen, ist für ihn die ganze Welt ein Spiegel göttlicher Kräfte und göttlicher Ordnungen. Nicht blos die ganze Natur wird ihm zu einem Bildersaal für die Veranschaulichung der himmlischen Dinge, auch in den Gewohnheiten und Schwachheiten, ja in den Sünden der Menschen schaut er die unvertilgbare Spur göttlicher Wirkung. Wie ihm die ganze Welt durchsichtig geworden, so kann er die Werke der Natur und der Menschheit darstellen als Abbilder der Geheimnisse des himmli-

schen Reiches. Obwohl nun das Volk so wenig seine Gleichnißreden als seine Wunderwerke versteht, so ist es doch begreiflich, daß es von Beiden einen gewaltigen Eindruck empfängt. Weil Jesus sich ganz und gar in den äußeren und inneren Zustand seines Volkes versenkt, und nur aus dieser Selbstversenkung heraus redet und handelt, so ist er auch sicher, daß seine Selbstoffenbarung in dem Volke eine entscheidende Wirkung haben muß. Er spricht diese Gewißheit in den beiden sich ergänzenden Worten aus: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich" (Matth. 12, 30), „und wer nicht wider uns oder euch, der ist für uns oder euch" (Marc. 9, 40; Luc. 9, 50). Der Sinn dieser beiden Aussprüche ist, daß alle Unentschiedenheit Jesu und seiner Jüngerschaft gegenüber verschwinden muß; derjenige, der vermöge seiner gegenwärtigen Stimmung Jesu zugeneigt ist, von dem man jetzt aber nur sagen kann, daß er nicht gegen ihn ist, muß sich zu einer entschlossenen Selbsthingabe entscheiden, desgleichen derjenige, der in einer entgegengesetzten Stimmung befangen ist, von dem man aber jetzt Nichts weiter sagen kann, als, er ist nicht für Jesum, wird seine Abneigung zur Feindschaft steigern müssen: mit einem Worte, alle Unentschiedenheit, alle Neutralität ist Jesu gegenüber ein verschwindender Schein. Aber einer noch höheren Kraft ist sich Jesus bewußt; es ist nicht blos eine das Verborgene ans Licht ziehende, es ist eine schöpferische Kraft, welche er sich beilegt, wenn er die sittliche Rangordnung umkehrend das gewichtige Wort ausspricht „die Letzten werden die Ersten sein und die Ersten werden die Letzten sein" (Matth. 20, 16). In dem Bewußtsein einer solchen Alles bewegenden, einer umschaffenden Kraft handelt und redet Jesus und eben vermöge dieses Bewußtseins ist noch Raum zum Wirken für ihn vorhanden, obwohl er gleich bei seinem ersten öffentlichen Auftreten den Abgrund geschaut hat, der alles Wirken verschlingen wird und nur durch Selbstaufopferung auszufüllen ist. Er weiß jetzt aus eigener Anschauung, daß alle bisherige Sünde Israels die Neigung hat, sich wie gegen die Propheten auch gegen ihn zu verhärten; aber andererseits ist er sich einer Kraft bewußt, wie sie Israel noch nicht erfahren hat. Es ist die über alle bisherige prophetische

Wirkung hinausragende Kraft eines menschlichen Lebenstages (Joh. 9, 4; 11, 9); diese Kraft erschöpft sich nicht in der ersten Morgenstunde, sondern sie kann sich erst entfalten, wenn sie bis zum Anbruch der Nacht, welche alles Wirken unmöglich macht, in der Arbeit ausharrt. Ein Wirken aber ohne Hoffnung auf Erfolg sollte von sittlichen Menschen gar nicht gedacht werden; daß es nicht blos gedacht, sondern auch mit Bewußtsein gethan wird, ist das Zeichen eines tiefen sittlichen Verfalles. Es sei ferne von uns, Jesu eine solche sittliche Gehaltlosigkeit zuzumuthen. Nicht blos wenn er in Galiläa, auch wenn er in Jerusalem wirkt, so setzt er seine ganze Kraft ein, und damit ist jedesmal die Möglichkeit gegeben, daß das Volk, wenn auch noch so verderbt, sich ihm zuwende und damit seines Bannes ledig werden kann. Daß er durch seine Kraftanstrengung diese Möglichkeit schafft, thut er in der lebendigen Hoffnung, daß sein auf die Bekehrung des Volkes gerichteter Wille sich verwirklichen möge.

Wie die Glucke ihre Küchlein unter ihre schirmenden Flügel versammelt, so hat Jesus nicht einmal, sondern wiederholt die Kinder Jerusalems unter seine schirmende Macht versammeln wollen (Matth. 23, 37; Luc. 13, 34; 19, 42). Wie die Glucke den Raubvogel in den Lüften schweben sieht, so schaut Jesus die römischen Adler, wie sie herankommen, um Jerusalem zur Beute zu machen (Matth. 24, 28). Jetzt ist noch der Tag der Heimsuchung, jetzt ist noch möglich, für die Erhaltung des Friedens zu sorgen und das Verderben abzuwehren. Jesus weiß, daß er die Wahrheit redet, wenn er sich die Jerusalem beschirmende Macht zuschreibt, an seiner Macht, an seinem Ruf hat es nicht gelegen, aber „ihr habt nicht gewollt.“ Wenn nun Jesus die Bekehrung und Rettung Israels gewollt und mit äußerster Kraft dafür gearbeitet hat, so ist es gewiß, daß er sein Leiden und Sterben nicht gewollt, daß er mit äußerster Anstrengung diesen Ausgang abgewehrt hat. Denn wenn Israel sich zu ihm bekehrt und durch ihn gerettet wird, so giebt es ja keine Macht, die ihm ein Leid zufügen könnte. So wenig jene Entschließungen in der Wüste und in Jerusalem, welche Leiden und Sterben in Aussicht nehmen, den vollen Ernst des weiteren Wirkens aus-

schließen, so wenig hebt dieser Ernst die Bedeutung jener Entschließungen auf. Die Entschlossenheit, mit welcher Jesus beim Beginn seiner Laufbahn unter der Voraussetzung des äußersten Widerstandes der Gewalt sich dem Leiden und dem Tode weiht, um das, was er durch Wirken nicht erreichen kann, durch Selbstaufopferung zu erzielen, diese voraufgehende Entschlossenheit bewahrt ihn bei seinem weiteren Wirken vor aller Selbsttäuschung durch irgend welchen Erfolg, sichert ihm die volle Klarheit des Geistes, daß er, bei allem unbefangenen und rückhaltslosen Eingehen auf jede Gelegenheit zu wirken, niemals auf Etwas baut, was keinen festen Grund bietet; wie sehr deutlich in dem Wort ausgesprochen ist: „obwohl Viele auf seinen Namen vertrauten, vertraute doch Jesus sich ihnen nicht an" (Joh. 2, 23. 24). Sobald man diese beiden Pole des Lebens Jesu, seine Entschlossenheit, zu leiden, wo das Wirken Nichts mehr nützt, und seinen vollen Ernst, zu wirken bis zur Erschöpfung jeder Gelegenheit, festhält, besitzt man den Schlüssel zu dem Geheimniß dieser heiligen Geschichte, denn dann fängt diese Geschichte durch ihre innewohnende Kraft an, sich vor unseren Augen zu bewegen.

Die Verkündigung des Reiches, welche der Täufer begann und Jesus fortsetzte, ruft eine allgemeine Bewegung hervor. Die mächtige Stimme des Täufers und Jesu hat die verdunkelte Hoffnung Israels wieder zu einem Nationalgut gemacht. Aber bei Auffassung dieser Verkündigung zeigt sich, wie tief die Verweltlichung des Sinnes, die wir in dem heidnischen Gebiete finden, auch in das heilige Volk eingedrungen ist. Das Reich, welches Johannes und Jesus ankündigen, ist natürlich kein anderes, als welches die Propheten im Anschluß an die Geschichte des davidischen Königthums in Aussicht gestellt haben, es ist ein wirkliches Reich von Land und Leuten, was schon daraus erhellt, daß es zuweilen ohne jeden Zusatz als „das Königreich" überhaupt bezeichnet wird (Matth. 4, 23; 8, 12; 13, 38; 24, 14; 25, 34; Luc. 12, 32; 22, 29; 1. Kor. 15, 24). Die spiritualistische Verflüchtigung dieses Begriffes, auf welche man später verfallen ist, muß natürlich ganz und gar abgewiesen werden. Aber eben so wenig darf das Reich materialistisch verstanden werden. Das

Gesetz und die Propheten lassen in Israel keine Macht und keine Herrlichkeit gelten außer auf Grund der gerechten Gesinnung und der gerechten Werke. Natürlich wird die Forderung dieses sittlichen Grundes, auf dem das Himmelreich ruht, in der neutestamentlichen Verkündigung noch verschärft. Sinnesänderung und Glauben, ja die Wiedergeburt ist die Thür, durch welche man in dieses Reich eingehen muß. Allerdings ist nun der erste allgemeine Eindruck, den die Verkündigung des göttlichen Reiches erreicht, ein geistiger und sittlicher, und nur die geistlichen Oberen verschließen sich mit wenigen Ausnahmen von allem Anfang her vor dieser Macht. Die Masse des Volks bekennt vor dem Täufer ihre Sünden und bricht den Werken und Reden Jesu gegenüber in Staunen und Lobpreisung aus, und selbst Johannes, der am strengsten über die Juden urtheilt, ist in den Angaben, daß die Juden geglaubt haben, gar nicht sparsam (Joh. 2, 23; 8, 30; 10, 42; 11, 45; 12, 11. 42). Aber diese geistige und sittliche Erhebung muß bald dem Schwergewicht einer fleischlichen Auffassung weichen.

Ueber diese verhängnißvolle Wendung sind uns zwei Aussprüche Jesu überliefert, welche, obgleich sie von der äußersten Wichtigkeit sind, viel zu wenig gewürdigt werden. „Von Johannes an," sagt Jesus, „wird die Freudenbotschaft des Reiches verkündigt, und Jedermann dringt mit Gewalt hinein" (Luc. 16, 11), oder nach einem andern Bericht: „von Johannes an wird das Himmelreich mit Gewalt behandelt und die Gewaltübenden raffen es an sich" (Matth. 11, 12). Es ist im höchsten Grade befremdlich, daß man gemeint hat, daß der Ausdruck „Gewalt" in Bezug auf das himmlische Königreich in dem Munde dessen, dessen höchste Leistung das Erdulden der Gewalt, hier ein Lob bedeuten soll; daß ferner der Ausdruck „an sich raffen" in dem Munde dessen, von dem gerühmt wird, daß er sein Gott gleich sein nicht wie einen Raub behandelt, hier gleichfalls etwas Löbliches aussagen soll. Nicht loben will Jesus seine Zeitgenossen, was auch ganz gegen den Zusammenhang wäre (Matth. 11, 16—19. 20—24; Luc. 16, 15), sondern strafen will er sie. Das himmlische Reich fassen sie auf wie ein weltliches mit einem weltlichen Sinn;

zuerst ziehen sie das Himmlische hernieder in das Irdische, dann glauben sie sich desselben mit Gewalt zu bemächtigen, es wie einen irdischen Besitz an sich raffen zu können. „Jedermann braucht Gewalt,“ spricht Jesus und mit Recht, da selbst die Bitte der Söhne Zebedäi nicht frei ist von diesem fleischlichen Beigeschmack. Das Gewaltüben und Ansichraffen dem Reiche Gottes gegenüber ist das gerade Gegentheil zu dem Kindersinne, den Jesus fordert (Matth. 18, 3; Luc. 18, 17).

Ein anderes Mal vergleicht Jesus das gegenwärtige Geschlecht mit dem Besessenen, aus dem er den Dämon vertrieben, der aber später sieben ärgere Geister einließ (Matth. 12, 4. 5). Den Geist der Blindheit und Stummheit, von dem das Volk besessen war, hat Jesus durch seine gewaltige Predigt von dem Reiche verscheucht, die weltversunkene Stumpfheit der Juden hat er zum Aufmerken auf die nationale Vergangenheit und Zukunft aufgerüttelt, aber anstatt nun diesen Schatz in heiliger Gesinnung zu bewahren, verfallen sie einer fleischlichen Sicherheit, und so verwandeln sie das, was nur für den heiligen Sinn und für den Glauben vorhanden sein soll, in weltliches Wesen und damit in eine geistverstrickende Verführungsmacht. Dieser Zustand ist dann ärger als die anfängliche Stumpfheit, es ist eine gesteigerte, weil scheinheilige Weltlichkeit. Es ist natürlich, daß an diesem Punkte der entscheidende Kampf entbrennt. Die große allgemeine Wirkung der Verkündigung Jesu gestaltet sich in Folge der fleischlichen Auffassung der Juden immer mehr zu einem scheinbaren Vorwande der Feindschaft gegen ihn. Die Wirkung seiner eigenen Predigt wird seine Gefahr. Erst in Folge der neuen Verkündigung wissen die Juden allgemein wiederum von dem Reiche der Zukunft und von dem König dieses Reiches, und indem sie nun die Außenseite der Verheißungen loslösen von dem Geistesgrunde, giebt es für sie keinen größeren Contrast als diese ihre Erwartung und die Erscheinung dessen, der sich ihnen als den König dieses Reiches ankündigt. Je mehr sich nun die weltliche Auffassung des göttlichen Reiches in den Juden befestigte, desto ernstlicher mußte Jesus auf Sinnesänderung dringen, und so oft nun diese Mahnung abgewiesen wurde, erweiterte sich der Ab-

stand zwischen der Erscheinung Jesu und dem messianischen Bilde, welcher sich in jenen gestaltete. Bei allem Erfolg im Einzelnen muß er seine Thätigkeit in Galiläa abschließen mit schweren Drohungen gegen die Hauptplätze seiner Wirksamkeit (Matth. 11, 20—24). Der Tag Jesu geht zu Ende, in Jerusalem muß sich entscheiden, ob eine letzte Anstrengung das Volk zur Besinnung bringt, oder den eigenen Tod herbeiführt. Es ist begreiflich, daß die Zurüstung Jesu auf seine letzte Reise nach Jerusalem den Charakter des Todesernstes an sich trägt, so daß die Jünger vor dieser todesmuthigen Entschlossenheit sich entsetzen (Marc. 10, 32; Luc. 9, 51; 19, 28). Doch diese Entschlossenheit ändert auch jetzt in keiner Weise etwas in der straffen Spannung seiner wirkenden Kraft: er weiß, daß sein Tod niemals ein äußeres Verhängniß sein kann, sondern immer nur eine Folge seines eigenen Wirkens, also muß er fortfahren zu wirken, so lange noch das Tageslicht scheint, wirken aber kann er nur in der Hoffnung, daß sein Wirken das nächste Ziel, also die Bekehrung und Rettung seines Volkes erreicht. Und weil sein Wirken bis zum letzten Augenblick von dieser Hoffnung getragen und beseelt wird, weil seine ganze Haltung immerdar der Ausdruck der höchsten Kraft und Spannung ist, so können auch die Jünger von einem Leiden und Sterben ihres Christus sich keine Vorstellung machen und ihre momentane Furcht und Betrübniß wird immer wieder durch die Kraft und Zuversicht Jesu in Sicherheit eingewiegt. Und wahrlich groß und überwältigend ist der Eindruck, den Jesus bei seinem feierlichen Einzug in Jerusalem bewirkt. Während Jerusalem bei der ersten Kunde von dem geborenen König Israels erschrak (Matth. 2, 3), wird jetzt die ganze Stadt freudig erregt (Matth. 21, 10) und das Volk begrüßt Jesum mit messianischen Psalmen, welche in dem Munde der Kinder ihren Wiederhall finden. Die kalten Priester und Schriftgelehrten wollen freilich diese ganze Begeisterung des Volkes als eine eitle und verwerfliche Massendemonstration verdächtigen, aber Jesus beschämte diese Meister Israels durch das Lob dieser Volksbewegung (Matth. 21, 16; Luc. 19, 39). Bauend auf diese Stimmung des Volks reinigte Jesus noch einmal den Tempel, und zwar mit

noch größerem Erfolg (Marc. 11, 16), und in der That hat sich die Lernbegier und Anhänglichkeit des ganzen Volkes noch niemals so augenscheinlich dargelegt (Marc. 11, 18; 12, 37; Luc. 19, 48; 21, 38). Also nicht ohne bedeutenden Erfolg ist der letzte Ernst des öffentlichen Auftretens Jesu geblieben; was hindert denn, daß dieses letzte Wirken nicht völlig durchschlägt? Es giebt eine Gegend des jüdischen Volkslebens, welche noch niemals und jetzt noch weniger denn je von dem Wort und Werke Jesu erschüttert worden ist, das ist der hohe Stuhl, auf welchem die Obersten Israels sitzen. Je mehr das Volk Jesu anhängt, desto mehr ist ihr Ansehen gefährdet, darum steigert der letzte Erfolg Jesu in Jerusalem ihre tödtliche Feindschaft zu einem ausgebildeten Mordplan. Sie haben richtig bemerkt, daß Jesus, so bereit er ist, der fremden Noth durch seine Wunderwerke zu helfen, für seine eigene Sicherheit sich dem natürlichen Lauf der Dinge überläßt. Wenn sie nun ihre noch übrige Gewalt aufbieten, um Jesum in einen Zustand des Leidens und der Schmach zu versetzen, dann muß nach ihrer Meinung die Begeisterung des Volkes erkalten, ja, dann muß die durch Jesum selber erregte messianische Erwartung, die gerade in den letzten Tagen durch sein Auftreten so hoch gespannt ist, sich gegen ihn selber kehren. So rechnen die weltklugen Priester, und daß ihre Rechnung richtig ist, weiß Jesus. So entschieden er die Begeisterung des Volkes gegen jene herzlosen Verdächtigungen in Schutz nimmt, so giebt er sich doch keinen Augenblick der Täuschung hin, als ob diese Begeisterung die letzte Probe bestehen könnte. Darum als er die Stadt sah, weinte er über sie und beklagte ihr schreckliches Ende (Luc. 19, 41—44). Jesus schaut aber noch tiefer in das Verderben hinein, als seine Feinde; ihm ist es klar, daß selbst seine Jünger jene Probe nicht bestehen werden, auch ihnen wird seine Leidensgestalt ein unlösbarer Widerspruch zu derjenigen Vorstellung, welche er in ihnen veranlaßt hat. Hier zeigt sich, wie weit es mit der Sünde der Menschheit gekommen ist. Es ist der erschienen, welcher die Sünde der Welt trägt, weil er sie in sich überwunden hat, daher wer ihm naht und ihn aufnimmt, der ist des Bannes, mit welchem er in die allgemeine Sünde verstrickt ist, ledig.

Und eben dieser durch die Welt wandelnden Heiligung und Rettung bringenden Erscheinung bemächtigt sich der fleischliche Sinn und bereitet sich daraus ein Gewand, um seine Herzenshärtigkeit und Feindschaft gegen den Befreier der Menschheit zu beschönigen. Da diese Verderbtheit so allgemein und so tief ist, daß sie auch den erwählten Jüngerkreis umstrickt hält, so ist das Wirken und Reden Jesu zu Ende, in der ganzen Welt giebt es nunmehr keinen Punkt mehr, wo er einsetzen könnte; es zeigt sich nun thatsächlich, und es ist durch eine Energie ohne Gleichen an den Tag gebracht, daß es in der menschlichen Verderbtheit einen dunklen Grund giebt, der durch Reden und Handeln nicht zu erhellen ist, jetzt ist übrig, die Sünde der Welt durch Schweigen und Leiden zu entwurzeln. Wenn nun das Höchste, was durch das angestrengteste Wirken nicht zu erzielen war, durch Leiden erreicht werden soll, dann muß dieses Leiden die höchste Kraft sein. Und Jesus hat dafür gesorgt, daß seinem Leiden dieser Stempel der höchsten Kraft eingeprägt worden ist. Als bei seiner ersten amtlichen Erscheinung in Jerusalem die Offenbarung seiner königlichen Majestät nicht verstanden wurde, rief er: „brechet diesen Tempel ab!“ Und als jetzt nach jahrelanger Arbeit die Finsterniß der Herzen in den Obersten des Volkes immer größer geworden war, forderte er Angesichts des ganzen Volkes (Matth. 23, 1; Luc. 20, 45) diese Führer auf: „machet voll das Maß der Sünden eurer Väter“ (Matth. 23, 32). Die bisherige Sünde der Welt hat Jesus getragen in seiner Seele (vergl. Matth. 17, 17; Marc. 8, 12), jetzt soll sich die bisherige Sünde vollenden, indem sie sich als tödtliche Gewalt gegen ihn selbst wendet, und dann will er sie über sich, über Leib und Seele ergehen lassen. Aber Jesus wohnt in einer Burg, die nur zugänglich ist, wenn sie von innen aufgemacht wird, nur durch Verrath können die Feinde Jesu mächtig werden. Auch der Verräther findet sich ein, in der unmittelbarsten Nähe hat die Sünde der Welt ihre giftige Frucht gezeitigt. Obwohl Jesus durch die vertraute Gemeinschaft und Gegenwart „dieses Kindes des Verderbens“ im Tiefsten erschüttert wird, so soll dennoch auch dieses Nachtstück des Verrathes nicht vor sich gehen ohne den erklärten und gebietenden Willen Jesu. „Was

du vorhast, das thue so bald als möglich" (Joh. 13, 27). Mit diesem Befehle an Judas öffnet Jesus selber die Thür zum Einlaß der Gewalt. Durch einen dreifachen Befehl an diejenigen, welche die tödtliche Gewalt gegen ihn anführen, giebt Jesus thatsächlich kund, daß er auch da, wo er durch das tiefste Leiden wandelt, vollkommener und alleiniger Herr der Situation bleibt. Aus dieser heroischen Stimmung heraus sind auch die Reden und das Gebet vor dem Eintritt des Leidens, welche Johannes berichtet, verständlich. Es will aber diese weltüberwindende Höhe immerdar angeschaut werden als ruhend auf dem Grunde eines wahrhaft menschlichen Seins und Lebens. Und es ist eben Nichts als die volle ungetrübte Wirklichkeit dieser Menschheit, daß sich unmittelbar vor dem Hereinbrechen des Leidens das naturgemäße Grauen menschlicher Empfindung vor dem Erleiden der Gewalt und des Todes unbefangen und in voller Stärke regt. Die Furcht vor der Vereinsamung läßt ihn, den starken Helden, Trost suchen in der Gemeinschaft der schwachen Jünger. Die Angst vor Leiden und Sterben preßt ihm das offene Bekenntniß des Nichtwollens ab. Die Evangelisten führen uns in diese Tiefe hinab, damit jeder Zweifel schwinde, daß das Leiden und Sterben ein wirklich empfundenes Erleiden und Erliegen gewesen ist, daß hier ein wirklicher Mensch in den wirklichen Tod versenkt worden ist. Daß er aber das Nichtwollen des Leidens nur vor dem Angesichte seines himmlischen Vaters ausspricht, und zwar so, daß er es jedesmal dem Willen des Vaters unterwirft, daß er ferner im Stande ist, auch auf den letzten Trost menschlicher Gemeinschaft gelassen zu verzichten, ist nur ein Beweis, daß er längst mit dem Entschluß des Sterbens vertraut ist, und daß dieser Entschluß die Unterwerfung des menschlichen Gehorsams unter den göttlichen Willen ist, welcher unmittelbar vor der Schwelle des Leidens nach dem Gesetze der Zeit seine letzte Probe zu bestehen hat.

Was nun das Leiden und Sterben Jesu zu bedeuten hat, das sollen wir nicht vom Himmel holen, noch an dem Thor der Hölle lesen, sondern in ihm selber sollen wir es erkennen, das Leiden und Sterben Jesu wird durch sich selber seine Kraft und Wirkung offenbaren; wäre das nicht der Fall, müßten wir den

wahren Sinn anderwärts suchen, dann hätten die vier Evangelisten uns das Wichtigste in ihrem ausführlichen Bericht verschwiegen. Für unsern Zweck genügt es, den Inhalt der beiden Gebete Jesu am Kreuz, welche uns Luc. 23, 34 und Matth. 27, 46 überliefert sind, näher zu erwägen. Wenn Jesus den Vater um Vergebung bittet für die Menschen, welche ihn martern und tödten, weil sie nicht wüßten, was sie thäten, so kann Jesus ja nicht meinen, daß seine Feinde von dem, was sie thun, gar kein Bewußtsein haben. Wir sehen ja bei den Priestern und bei Pilatus, bei den Juden wie bei den Heiden, daß sich das Gewissen regt, daß, wenn sie auch allerlei Vorwände haben und suchen für ihr Thun, sie doch nicht frei sind von einer unheimlichen Ahnung. Und daß ihr Gewissen nicht bestimmter redet, ist ja wiederum ihre eigene Schuld, also kann das Nichtwissen keine Rechtfertigung sein. Dennoch kann dieses Wort in dem Munde Jesu nicht eine unwahre Entschuldigung sein. Er will sagen, was diese thun, und im Grunde handeln in diesem großen Wendepunkt Alle, denn auch die da schweigen und sich verbergen, bestärken durch ihre Feigheit die Handelnden und Lästernden, was sie thun, ist mir bewußt und fühlbar bis auf den Grund, aber eben damit weiß ich, daß keiner es völlig durchschaut. Jesus weiß, daß die Feindschaft, welche jetzt ihren Grimm an ihm ausläßt, die Auswirkung und Vollendung der Sünde ist, welche vom Anfang her in der Menschheit gewesen ist, er, der damit seine Laufbahn eröffnet, daß er in tiefer Innerlichkeit den Zusammenhang der Gegenwart seines Volkes mit seinen Anfängen und den Zusammenhang dieser Anfänge wiederum mit dem Anfang der Menschheit erschaut und durchlebt, er sieht in der sündhaften Gegenwart der Juden und Heiden eine Verkettung der Schuld, die bis auf Kain's Mordthat zurückreicht (Matth. 23, 35. 36). Er wäre der legitimirte Ankläger der Menschheit, denn während seine Feinde frei und sicher einhergehen, trägt er die Folge und Wirkung ihrer Sünde an Leib und Seele. Anstatt dessen tritt er auf als der Fürbitter für seine Feinde. Während er ihre Sünde und Schuld trägt und empfindet und in derselben die Sünde und Schuld von allem Anfang her, hat er noch Kraft, sich liebend in den Zustand derer

zu versenken, die ihn hassen und verfolgen, und macht die Unbewußtheit, welche jede menschliche Sünde und auch die gegen Jesum begleitet, als Entschuldigung geltend vor dem Richter aller Welten. Während also die Menschheit ihr Sündenmaß vollendet und ihre Bosheit zu einem durchbohrenden Schwert macht gegen den Heiligen, verwandelt eine Liebe ohne Gleichen die Anklage in Fürbitte, die vollendete Sünde der Menschheit wird hier verschlungen von einer grundlosen Liebe, welche die todeswürdige Menschheit freispricht und ihr ein neues Leben in Aussicht stellt. Das ist eine Liebe, die kann nicht blos von der Flamme Jehovas angezündet sein (Hohel. 8, 6), das muß die göttliche Flamme selber sein, denn sie ist stärker als der Tod und fester noch als die Hölle. Das andere Gebet ist die an Gott gerichtete Klage. Vor allen Dingen darf man nicht wähnen, daß, weil Jesus ein Psalmwort, also das Wort eines Andern in den Mund nimmt, die vermeintlich anstößige Gottverlassenheit nicht streng zu nehmen sei. Denn das Verhältniß der neutestamentlichen Erfüllung zu den alttestamentlichen Aussagen ist immer dieses, daß in der neutestamentlichen Geschichte erst die volle Wahrheit enthalten ist, für welche das alttestamentliche Wort der genau entsprechende Ausdruck ist. Demnach muß es fest stehen, daß die Klage über die Gottverlassenheit in dem Munde Jesu noch eine ganz andere Wahrheit hat, als in dem Munde des Psalmisten. Und im Grunde kann es gar nicht anders sein. Unser Leben ist mit einer gewissen Bewußtlosigkeit behaftet, und darum auch unser Sterben. Weil für Jesus dieses Leben völlig durchsichtig ist, so ist es auch der Tod. Sein Leben im Leibe und in der Welt ist ihm die Vermittelung der Gemeinschaft mit Gott, oder die Wahrheit seines Seins im Fleische und in der Welt besteht für ihn darin, daß seine Gemeinschaft mit Gott in diese Daseinsform versenkt und beschlossen ist. Ist nun das Leben für sein gewöhnliches Selbstbewußtsein der Odem der Gottesgemeinschaft, so kann das Sterben nicht anders gefühlt werden, als die Scheidung von Gott. Das ist der wahre Tod, der ungemischte Kelch des Todes, der Tod, wie er von Anfang an gedroht, aber nie vollzogen war, weil alle göttliche Gerechtigkeit bis dahin aufgehalten war durch Geduld und Verschonen (Röm. 3, 25. 26),

diesen Tod wollte Jesus schmecken, darum wies er den betäubenden Trank ab (Matth. 27, 34). Aber Jesus überwindet die Gottverlassenheit, den Gott, der ihn verlassen, nennt er mit Nachdruck seinen Gott; sein Glaube ist es, der aus der höllentiefen Gottesferne emporstrebt zur Gottesgemeinschaft, und dadurch wird er der Vollender des Glaubens (Hebr. 12, 2). Die sündige Welt wird mit einer Liebe ohne Gleichen umschlossen, und der in die Zorneswolke sich hüllende Gott wird von dem vollendeten Glauben umfaßt, und damit ist die Versöhnung zwischen Gottheit und Menschheit vollendet. Der Fehlgang der alten Menschheit ist gut gemacht und die Schöpfung der neuen Menschheit hat begonnen. Jesus ist das Haupt der neuen Menschheit. Jeder Mensch, der sich ernstlich besinnt, wird sich, der heiligen Erscheinung Jesu gegenübergestellt, in die allgemeine Verderbtheit verflochten finden, entweder gehört er zu den Trotzigen oder zu den Feigen, dann aber, wenn er anders vor der großen Gottesoffenbarung Stand hielt, wird er sich eingeschlossen finden in die entschuldigende und Vergebung erflehende Liebe Jesu. Und wenn ihm sein Gewissen vorhält die verdammende Folge seiner Sünde und er sich versenkt fühlt in die Vorstufen der Gottverlassenheit, so soll er sich tragen und emporheben lassen von dem starken Arm des Glaubens Jesu, der das von dem Menschen zerrissene Band der Gottesgemeinschaft von der untersten Tiefe der gottverlassenen Menschheit her wieder angeknüpft hat. Mit dieser allein genügenden und unanfechtbaren Erledigung der Vergangenheit thut sich für Jeden die Thür einer neuen Zukunft auf. Mit anderen Worten, Jesus erweist sich als das Haupt der neuen Menschheit.

Dies ist auch der geschichtliche Sinn jenes Namens, mit welchem Jesus sich selbst am liebsten bezeichnet. Der Mensch im biblischen Sinne, „Haadam", ist der erste Mensch im Zustand des ungetrübten Anfanges. Dieser Mensch ist der von Gott eingesetzte König über alles Lebendige und über die ganze Erde. Indem aber der Mensch dem Thiere gehorchte und nicht Gott, hat er das kostbarste Juwel aus dieser königlichen Krone herausgebrochen. Durch die Unterwerfung unter das Thier ist das thierische Wesen in die Menschheit aufgenommen und die Ausgestaltung dieses

thierischen Wesens ist die Erscheinung der großen Weltreiche, in denen die Gewalt als solche wider Vernunft und Gewissen, also das brutale Wesen die Herrschaft führt, weshalb die Weltreiche sowohl im alten wie im neuen Testament unter dem Bilde der Thiere dargestellt werden. Diesen thierischen Weltreichen gegenüber erscheint im Buche Daniel Einer als Menschensohn, dieser wird als der Sieger über die Thiere gekrönt und seine Herrschsucht wird als ewig gepriesen (Dan. 7, 13, 14). Dies erfüllt sich in Jesu. Das thierische Wesen der Gewalt hat alle seine Macht an Jesu erschöpft, und indem er diese Gewalt durch Liebe und Glauben überwindet, hat er sie in ihrer Ohnmacht aufgewiesen und entwurzelt; und nun tritt er die volle Erbschaft des Menschen im Urzustande an. Die Zeit der Dienstbarkeit unter dem Willen des thierischen Wesens, die Zeit der Knechtschaft unter der Gewalt ist zu Ende, jetzt beginnt die Zeit der wahren und freien Humanität, der neuen wiederhergestellten Menschheit. Zugleich zeigt sich in dieser Verknüpfung der Geschichte Jesu mit dem ersten Anfang die Erfüllung des nationalen Berufes, der in der Bezeichnung Jesu als des Christus beschlossen ist. Israel ist nach seiner Bestimmung das Haupt der Völker (5. M. 28, 13), inwiefern es die Völker wiederum zu Gott führen soll (2. M. 19, 6). Als der Christ erfüllt Jesus diese Bestimmung seines Volkes, als der Christ wird er das Haupt einer neuen geheiligten Völkerwelt, einer neuen heiligen Menschheit.

Jetzt sind wir auch im Stande, das verborgene göttliche Geheimniß der Geschichte Jesu anzuschauen und zu verstehen und den wahren Glauben an Jesum Christum auszusprechen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die apostolische Gemeinde in Jesu göttliches Wesen verehrt und angebetet hat, aber ebenso gewiß ist es, nicht blos daß dieser Glaube aus der unmittelbaren Anschauung Jesu entsteht, sondern auch nachdem er entstanden ist, niemals sich losmacht von dieser Geschichte, sondern fortwährend das Bedürfniß hat, sich immer auf's Neue und immer tiefer in diese Geschichte zu versenken. Nur so läßt sich die unbefangene Erzählung nicht blos der Synoptiker, sondern auch des vierten Evangeliums verstehen. Diese Erzählung beweist, daß die Gott-

heit Jesu nicht aufgefaßt sein kann als eine Schranke seiner Menschheit, so daß Beides nur äußerlich, so zu sagen räumlich zusammengeschlossen erschiene, denn die ganze Erzählung zeigt ein einheitliches Selbstbewußtsein. Eben so wenig kann die Gottheit als eine übergreifende, die Menschheit irgendwie unterbrechende oder gar verschlingende Macht gedacht sein, denn der Inhalt der Erzählung ist menschliches Leben. Es bleibt nur übrig, daß die Gottheit, welche hier angeschaut wird, geglaubt wird als die Ursache und als die Begründung dieser geschichtlichen Menschheit. Zu demselben Ergebniß sind wir gelangt, indem wir Jesum nicht sowohl als Mensch überhaupt, sondern vielmehr als diesen Menschen als denjenigen angeschaut haben, dem durch die Geschichte der Menschheit diese bestimmte Stelle angewiesen ist und der die von der Geschichte der Menschheit für ihn fixirte Stelle ausgefüllt hat. Von diesem Standpunkt aus ist es durchaus ungenügend zu sagen, Jesus habe alle Stadien des menschlichen Lebens von der Empfängniß im Mutterleibe bis zum Verscheiden durchlaufen. Das ist so zu sagen nur der Rahmen, aber nicht das Bild dieses Lebens. Dieses ist vermöge des centralen Ortes, den es einnimmt, die Wiederholung der gesammten Geschichte des angestammten Volkes und weiter der allgemeinen Menschheit von allem Anfang her, so daß es keinen Zustand innerhalb der verlorenen und schuldbeladenen Welt giebt, der nicht in diesem Leben seine wahre Gestalt erkennen muß. Aber diese Wiederholung wird zu einer Berichtigung und Wiederherstellung, nicht durch einen Gedankenproceß, nicht durch eine berichtigende Erklärung, sondern durch geschichtliches Wirken und Leiden. Durch die Liebe, welche als Selbsthingabe die sündige Menschheit umschließt, und durch die Liebe, welche als Glaube aus den Tiefen der Erde (Ephes. 4, 9) sich zu dem Vater in der Höhe erhebt, erschließt Jesus über jeden Moment der gottentfremdeten Welt den Himmel und verscheucht jede Finsterniß durch das göttliche Licht. Es ist das Werk Jesu, daß an demselben Ort der Abgrund der Gottentfremdung und der Gottesfeindschaft und die Gegenwart der Gottesgemeinschaft geschaut wird, in seinem Angesichte ist das Licht der Herrlichkeit Gottes (2. Kor. 4, 6).

Demnach ist es diejenige Vergegenwärtigung Gottes, welche für die sündige Menschheit allein zugänglich und möglich ist, und wenn es überall eine Erlösung giebt, auch nothwendig ist. Ist nun dies der Eindruck eines jeden Momentes dieses Lebens für die gläubige Anschauung, so weist diese Geschichte durch sich selber auf einen göttlichen und ewigen Ursprung zurück. Und nur ein Gottesbegriff, der sich nicht über den Gedanken der unbegrenzten Macht erheben kann, der also mehr kosmisch als ethisch ist, oder ein Menschheitsbegriff, der den Menschen als einen bloßen Durchgangsort für göttliche Kräfte ansieht, und daher den Gegensatz des Humanen und Brutalen verwischt, nur solche irreligiöse Standpunkte können dagegen Einsprache einlegen. Die Voraussetzung alles religiösen Lebens, welche, wie wir gesehen, auch die Voraussetzung des Verständnisses der Geschichte Jesu ist, ist die Gegenseitigkeit zwischen Gott und Mensch. Die hellste Bestätigung dieser Voraussetzung ist die Verkündigung, daß Gott die Liebe ist, daß keine andere Bezeichnung und Benennung so vollständig und ausschließlich sein wahres Wesen bezeichnet. Steht nun dieses fest, so kann es Nichts geben, was Gottes würdiger wäre, als was dazu dient, sein Wesen als die Liebe zu bethätigen und zu offenbaren. Die Selbsthingabe und Selbstversenkung der Gottheit in eine solche menschliche Persönlichkeit und Geschichte, welche die Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch wieder herstellt, ist diese Bethätigung und Offenbarung. Allerdings muß die göttliche Menschheit von ihrer Himmelshöhe herabsteigen und sich der göttlichen Machtfülle selbst entkleiden (Phil. 2, 6—8), um ohne Vorbehalt sich in wahre Menschheit und wirkliche Geschichte zu versenken, aber das ist so wenig Selbstvernichtung, daß es vielmehr die evidenteste Selbstbehauptung ist, weil eben die so entstandene und so getragene menschliche Wirklichkeit die für menschliche Augen einzig anschaubare und für menschliche Hände einzig faßbare (1. Joh. 1, 1) Offenbarung der Gottheit als Liebe ist. Der so entstandene Glaube an die Gottheit Jesu wird auch nie in jenen kalten ungeschichtlichen Dogmatismus umschlagen, sondern wie er aus der geschichtlichen Anschauung Jesu als des die Menschheit zusammenfassen-

den und erneuernden Hauptes entstanden ist, so hat er in sich das Bedürfniß, immer auf's Neue und immer ernstlicher sich in diese geschichtliche Anschauung des zweiten Adams (1. Kor. 15, 22. 45; Röm. 5, 17) zu versenken.

V.

Die weltüberwindende Kirche als apostolische.

Nachdem wir den individuellen Anfang der neuen Welt in der Geschichte Jesu angeschaut haben, müssen wir jetzt zur Betrachtung des socialen Anfanges fortschreiten. Das reine göttliche Licht, welches als die Sonne der neuen Welt in dem Angesichte Jesu Christi leuchtet, bricht sich in der Neugestaltung der menschlichen Gemeinschaft. In zwei Stadien verläuft die Geschichte dieses socialen Anfanges; das erste Stadium steht unter dem Einfluß der unmittelbaren Einwirkung Christi, insofern die von ihm berufenen Apostel die hauptsächlichste Führung haben, das zweite Stadium beginnt, wo diese unmittelbare Einwirkung aufhört, und reicht bis dahin, wo die weltüberwindende Kraft der Kirche, deren verborgene Auswirkung den Abschluß des ersten Stadiums bezeichnet, als offenbare weltgeschichtliche Thatsache anerkannt wird.

Die richtige Anschauung der apostolischen Zeit ist natürlich für unseren Zweck von der äußersten Wichtigkeit. Nirgends leuchtet das ewige und göttliche Wesen der Kirche so hell in die Wirrniß und Finsterniß der menschlichen Gesellschaft hinein. Wollen wir also uns über unsere gegenwärtige kirchliche Verwirrung orientiren, so müssen wir vor Allem diese Zeit der kirchlichen Anfänge in's Auge fassen. Nun ist aber die Geschichte der apostolischen Kirche ein unter den Sachverständigen sehr streitiger Gegenstand geworden. Gäbe es also keine Möglichkeit, eine Darstellung dieses so äußerst wichtigen Geschichtsgebietes

ohne den wissenschaftlichen Apparat mit überzeugender Wirkung zu versuchen, so könnte dieser unser gemischte Kreis, hochgeehrte Zuhörer, unmöglich in die Betrachtung, welche wir uns heute vorgenommen haben, eintreten. Da ich aber des Glaubens lebe, daß für Alles, was in der heiligen Geschichte sowohl alten wie neuen Testamentes wesentlich ist, der Eindruck der inneren Wahrheit auf das empfängliche Gemüth der eigentliche Nerv der wahren Ueberzeugung ist, und zwar nicht blos für die Ungelehrten, sondern nicht minder für die Gelehrten, so darf ich es mit gutem Gewissen wagen, diejenige Anschauung der apostolischen Kirche, welche sich mir auf Grund meiner Studien ergeben hat, in der Hoffnung vor Ihnen darzulegen, daß sie auch vor Ihrem Urtheil des inneren Beweises geschichtlicher Wahrheit nicht ermangeln werde.

Die beiden Grenzen der apostolischen Zeit sind einerseits das christliche Pfingstfest, andererseits der Zeitpunkt der vollendeten Laufbahn des Apostel Paulus. In seinem letzten ohne hinreichenden Grund angezweifelten Briefe schreibt Paulus: „ich habe den guten Kampf bestanden, ich habe meinen Lauf vollendet" (2. Tim. 4, 7). Wenn derselbe nun in einem früheren Schreiben seinen Wunsch, zu sterben, darum unterdrückt, weil seine Wirksamkeit für die Gemeinden noch nicht entbehrt werden könne (Phil. 1, 23. 24), so muß jenes Bedürfniß jetzt befriedigt sein. So sieht auch der Apostel offenbar die jetzige Lage an, er schreibt: „der Herr hat mich gestärkt, daß durch mich die Verkündigung vollendet worden und alle Völker sie gehört haben" (2. Tim. 4, 17). Indem Paulus diese Worte in Rom, in dem Mittelpunkt der Völker schreibt, spricht er seine Ueberzeugung aus, daß er durch seine letzte öffentliche Verantwortung in der Hauptstadt der Welt die genügende Grundlage der Bekanntwerdung des Evangeliums unter allen Völkern, wozu er sich berufen wußte (Röm. 1, 5. 13. 14), gelegt habe. Die vollendete Grundlegung der Verkündigung des Evangeliums unter den Völkern des römischen Reiches ist der Grenzstein der apostolischen Thätigkeit, denn was auch nach jenem abschließenden Wort des Paulus von Aposteln und

apostolischen Männern noch mag gewirkt worden sein, über jenen bezeichneten Punkt geht es nicht hinaus.

Wir haben gesehen, daß die alte Welt im Sterben lag. Ehe nun noch das Ende der Welt sich vollzieht, ist durch die vollendete Verkündigung des Evangeliums unter den verschiedenen Völkern des römischen Reiches der Keim eines neuen unvergänglichen Lebens der Welt eingesenkt. Das ist das große Werk der apostolischen Kirche. Wodurch ist diese Wirkung zu Stande gekommen? Man sagt wohl: durch die Macht des zum Himmel erhöheten Herrn. Diese Aussage kann in einem richtigen, aber auch in einem unrichtigen Sinne aufgefaßt werden. Unrichtig ist der Satz, sobald man diese Einwirkung des Herrn als eine unvermittelte denkt. Eine solche Auffassung hebt jede geschichtliche Anschauung und jedes Verständniß dieser Zeiten auf; gleichwohl ist dieselbe, freilich oft verhüllt, immer noch weit verbreitet. Diese supranaturalistische Auffassung eines jenseitigen Wirkens Christi hat eine eben so einseitige Hervorhebung der weltlichen Ursachen der großen Wirkungen der ersten Kirche hervorgerufen. Man hebt hervor die Leichtigkeit der Verbindung zwischen den Völkern und Ländern, welche einestheils durch die zusammenhaltende Macht des römischen Universalreiches, anderntheils durch die Verbreitung der griechischen Sprache, welche die äußersten Pole der damaligen Welt, Jerusalem und Rom, in Rapport versetzte, hergestellt wurde. Außerdem verweist man auf das Erscheinen universalistischer Gedanken unter den Juden und auf das Vorhandensein von monotheistischen und humanistischen Ideen, welche sich unter den Heiden immer mehr verbreiten und sich sogar theilweise in der römischen Gesetzgebung geltend machten. Auf dem Wege einer solchen pragmatischen Verwendung dieser in der Welt vorhandenen Hülfen kommt man fast zu dem Resultat, daß das größte Ereigniß der Weltgeschichte, die Christianisirung der Völker des römischen Reiches, ein nothwendiger Naturproceß gewesen ist. Aber dieser Pragmatismus übersieht ganz wesentliche Momente der damaligen Welt und von ganz entgegengesetzter Wirkung. Was das Vorhandensein eines dem Christenthume verwandten Gedankengehaltes unter Juden und Heiden betrifft,

so wird die Wirkung dieser intellectuellen Annäherung mindestens aufgewogen durch die Großmacht nationaler Vorurtheile. Selbst auf dem Standpunkt des alexandrinischen Judenthums muß es als ein unüberwindliches Hinderniß der Anerkennung Jesu erscheinen, daß er von dem Synedrium zu Jerusalem verurtheilt und von dem ganzen Volk verworfen worden. Nun aber konnte die Kirche nicht in Alexandria begründet werden, sollte sie eine weltgeschichtliche Bedeutung gewinnen, so mußte sie in Jerusalem ihren Anfang nehmen. Man bedenke, in Jerusalem, wo alles Volk Jesum zuletzt am Kreuz gesehen hatte! Mußte nicht dieses Kreuz das Holz, über welches das göttliche Gesetz den Fluch ausgesprochen (5. Mos. 21, 23), in dem Bewußtsein des Volkes alle früheren Eindrücke auslöschen? Und was die Heiden betrifft, so war Jesus ihnen gegenüber vor Allem Jude, und von Juden wurde er verehrt und verkündigt. Wenn nun auch einzelne Doctrinäre, wie Strabo und Varro, den bildlosen Monotheismus der Juden als einen Vorzug anerkannten, was verschlug dieses gegen das allgemeine und leidenschaftliche Vorurtheil der römischen Welt gegen die verachteten Juden, welchem Vorurtheile selbst Männer wie Cicero und Tacitus unterworfen sind? Dazu kommt, daß das Christenthum sehr bald mit den römischen Behörden, ja mit der kaiserlichen Majestät in Kampf gerieth. In diesem Fall schlug jene die cultivirte Welt umschließende Einheit des Regimentes und der Sprache in die entgesetzte Wirkung um. Gibbon hat es sehr gut hervorgehoben, daß die Verfolgung von Seiten der römischen Staatsgewalt dadurch eine ganz beispiellose Schrecklichkeit besaß, daß Niemand der irdischen Allgegenwart dieser Macht entrinnen konnte. Ovid sagt: „vor dem Zorn des Kaisers bebt die Erde vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang.“ Auch enthalten die pontischen Briefe und Klagelieder dieses Dichters zahlreiche Beweise von der weitreichenden Wirkung jeglicher Ungunst des kaiserlichen Herrn. Wenn nun dieses schon unter dem verhältnißmäßig milden Scepter des Augustus, was muß man erst von den späteren Kaisern erwarten! So viel leuchtet ein, will man den Sieg des Christenthums aus den günstigen Zeitumständen erklären, so stellt sich bald mehr Ungünstiges als

Günstiges heraus. Da nun also weder die einseitig übernatürliche noch die einseitig weltliche Betrachtung uns von dem Gange der Dinge eine genügende Erklärung giebt, so sehen wir uns darauf angewiesen, des innere Wesen der christlichen Gemeinde als die bewegende Hauptkraft in's Auge zu fassen. Das innere Wesen der Gemeinde ist nun nichts Geringeres als die Gemeinschaft des heiligen Geistes, die Gemeinde ist der Organismus des dem menschlichen Geschlechte innewohnenden Geistes Gottes. Der vollständige Beweis dafür ist die Geschichte der Kirche, vorläufig muß die Berufung auf zwei unverwerfliche Autoritäten genügen. Die älteste Geschichte der christlichen Kirche, die sogenannte Apostelgeschichte, bietet die eigenthümliche Erscheinung, daß hier der Geist Gottes als eine die Gemeinde durchwaltende und bestimmende Persönlichkeit dargestellt wird (10, 20; 13, 2. 4; 16, 7; 20, 28). Sodann verbindet bekanntlich das älteste Bekenntniß der Christenheit den Glauben an den heiligen Geist unmittelbar mit dem Glauben an die Kirche als an die Gemeinschaft der Heiligen. Wenn wir nun den der Gemeinde innewohnenden göttlichen Geist als die weltüberwindende Kraft betrachten, so werden auch jene beiden Einseitigkeiten auf ihr richtiges Maß gebracht. Die Einwirkung Christi als des zum Himmel erhöhten Herrn geschieht durch den Geist, der Jesum in den Seelen der Gläubigen verklärt (Joh. 16, 14). Andererseits wird die Kirche nur durch den Geist befähigt, die in der Welt vorhandenen fördernden Kräfte für ihren Gang auf die rechte Weise zu verwerthen, dagegen die Hindernisse zu überwinden und zu Anlässen, ihre Kraft zu steigern, umzusetzen. Was nun den Entwickelungsgang der apostolischen Kirche anlangt, so theilt sich derselbe in zwei Hälften; zuerst ist die apostolische Kirche eine judenchristliche, sodann wird sie eine heidenchristliche, jene steht unter der Leitung der ursprünglichen Apostel, diese wird geführt von dem nachträglich berufenen Apostel. In früherer Zeit hat man diesen so höchst bedeutenden Unterschied wenig oder gar nicht beachtet, es ist das Verdienst der tübinger Schule, denselben dergestalt zum Bewußtsein gebracht zu haben, daß er nicht kann wieder verwischt werden. Wie es denn aber zu gehen pflegt,

vorläufig ist dieser Unterschied von jener Schule zu einer solchen Kluft erweitert, daß die Einheit der ursprünglichen Kirche, welche doch schon um der einheitlichen Wirkung willen, welche in der Weltgeschichte unzweifelhaft vorliegt, nothwendig vorausgesetzt werden muß, verloren geht. Die Aufgabe ist, jenen Gegensatz so zu fassen, daß er durch den übermeisternden Geist der Gemeinde zu einem in der geschichtlichen Entwickelung der Erstlingskirche begründeten Unterschied herabgesetzt wird. Für unsern Zweck kommt es nun darauf an, daß wir aus den beiden Hälften dieses Entwickelungsganges dasjenige hervorheben, was uns zu einer übersichtlichen Anschauung der urchristlichen Kirche verhilft.

Die erste Erscheinung der Kirche ist ihre Selbstdarstellung an ihrem Geburtsfeste. Um die Entstehung der Kirche zu verstehen, müssen wir auf den Anfang Christi zurückschauen. Die Voraussetzung des Christenthums ist, daß der Mensch auch in seinem gottentfremdeten Zustand immerdar eine Empfänglichkeit für die Einwirkung Gottes behält. Wenn wir uns nun vorstellen, daß der Mensch ganz aufgehen könnte in diese Empfänglichkeit, daß all' sein wirkendes Vermögen zum Stillstand gebracht und in Empfänglichkeit aufgelöst wäre, und diese Empfänglichkeit lediglich für das Wirken Gottes aufgeschlossen wäre, so könnten wir uns mitten im Lauf der Geschichte einen neuen Anfang denken, ein schöpferisches Wirken Gottes mitten in der Zeit ohne Abbruch des Weltlaufs. Dafür nun, daß der Mensch ganz in Empfänglichkeit aufgehen kann, dafür ist der Beweis der, daß der Mensch nicht blos Mann, sondern auch Weib ist. Die alte Welt nun ist die Periode der vorwaltenden Activität, die Naturkräfte der Völker arbeiten und wirken bis sie sich erschöpft haben; darum ist in der alten Welt der ganze Mensch nur der Mann, nicht das Weib, jedoch mit der beachtenswerthen Eigenthümlichkeit der israelitischen Anschauung, daß nach dieser die Verheißung der Zukunft von allem Anfang her nicht dem Manne, sondern dem Weibe ertheilt wird. Die neue Welt beginnt mit der Receptivität, mit dem Glauben. Das reine Ergebniß der alten Welt ist die lautere Empfänglichkeit der menschlichen Natur in der glaubenden Maria (Luc. 1, 45). Der glaubenden Maria ist

zu vergleichen die betende, an Jesum glaubende Pfingstgemeinde. Der Auferstandene hat sie angewiesen, auf die Kraft des heiligen Geistes zu warten (Luc. 24, 49; Apostg. 1, 8). Von der Wirkung des Geistes wußten sie aus der alttestamentlichen Schrift, sowie aus den Reden und Thaten des Meisters, aber so wie jetzt hatten sie noch nie die Bedeutung und Nothwendigkeit der Wirkung des Geistes gefühlt. Sie wußten, daß das Heiligste, was je die Erde betreten, was je das Ohr der Menschen berührt hatte, ihnen vertraulich nahe gekommen, sie erinnerten sich der gehobenen Momente ihres Beisammenseins mit dem Herrn, und doch hatten sie es zuletzt erlebt, daß sie ihm in die Tiefen seiner Leiden, welche eben die Tiefen seiner Liebe und seines Glaubens waren, nicht hatten folgen können, daß sie im Gegentheil selber mit verstrickt waren in jenen Bann der Stunden der Finsterniß, als die Bosheit triumphirte und die Liebe an's Kreuz angeschlagen wurde. Und diese Sünde des Volkes und seiner Obersten, in welche sie sich selber verflochten fühlten, war, das hatten ihnen die letzten Reden Jesu deutlich gemacht, die Vollendung der Sünde, welche in der fernen Vergangenheit ihres Volkes ihren Anfang nimmt und zuletzt auf die Ursünde der Menschheit zurückgeht; es war also die vollendete Gesammtsünde der Welt, in welche sie trotz aller heiligen Anregungen, durch die sie vor allen Königen und Propheten bevorzugt waren, sich selbst verstrickt fanden. Diese unvergleichliche Erfahrung von der individuellen, nationalen und menschheitlichen Sünde führt diesen Jüngerkreis in die tiefste Selbstbesinnung und Verinnerlichung hinein. Eine solche tiefste Selbstdemüthigung und Selbstbeschämung des apostolischen Kreises muß nothwendig vorausgesetzt werden, um den beispiellos unbefangenen Bericht der Evangelien von den Schwachheiten und Verkehrtheiten der Apostel begreiflich zu machen. Ohne Zweifel ist diese Selbstanschauung der Apostel auch der Anlaß der in dem Briefe des Barnabas enthaltenen, sonst unerklärlichen Behauptung, daß die Apostel die Aergsten aller Sünder gewesen, von welcher Aussage auch bei dem heidnischen Celsus sich eine Spur erhalten hat. Daß wir aber diese tiefe Selbstdemüthigung nicht als ein müssiges Grübeln oder fruchtloses Selbstcasteien zu den-

ken haben, dafür hat der Bericht im ersten Capitel der Apostelgeschichte gesorgt; nach demselben nämlich ist die Grundstimmung des apostolischen Kreises das sehnliche Warten auf die Erfüllung der ihnen gewordenen Verheißung. Jedes Gemüth schließt sich auf zu einem tief innerlichen Verlangen nach einer Kraft und Fülle des Geistes, welche das ganze Leben von Grund aus neu gebären und umgestalten könnte, und indem Jeder in dem Andern dasselbe Sehnen gewahrte, ward aus der Gluth der einzelnen Seelen eine reine und starke Flamme des einmüthigen Beisammenseins und Betens. Wir müssen sagen: in diesem Gemeinschaftskreise ist wiederum das menschliche Wesen aufgelöst in reine Empfänglichkeit, welche auf das schöpferische Wirken Gottes wartete, auf daß ein neuer Anfang werde. Als nun am israelitischen Hochfeste der Pfingsten diese Empfänglichkeit ihre vollendende Läuterung empfangen, da vermählte sich die Schöpferkraft des heiligen Geistes mit diesem Verlangen, und so tritt die Gemeinde Christi als die neue Menschheit an's Licht. Die einmüthig betende Gemeinde wird erfüllt von dem Geiste, der Geist nimmt sie ganz in Besitz und sie wird wesentlich ein Organ des Geistes, durch welches die Bestimmung der ganzen Menschheit zu ihrem Ziele gebracht werden soll. Gleichwie der erste noch verborgene Anfang der neuen Menschheit sofort auf die Umwandlung der Weltordnungen und auf das neue Lied aller Menschengeschlechter hinweist (Luc. 1, 46—55), so ist es auch bei dem ersten Erscheinen des zweiten Anfanges. Das innere Wesen dieses Anfanges wird durch das Wunderzeichen des Redens in den verschiedenen Sprachen der Völker offenbar. Das Wunder ist überall ein Zeichen, welches in der Natur abbildet, was in der inneren Geisteswelt der heiligen Geschichte vorgeht. Wo in der Geisteswelt menschliche Empfänglichkeit und göttliches Wirken sich auf besonders bedeutsame Weise begegnen, da geschieht es wohl, daß auch die Kräfte und Stoffe der Natur lediglich zu einem Orte werden, wo ein schöpferisches Wirken Gottes einsetzt. Wenn man nun aber das Wunder loslöst von dem, worauf es als Zeichen hinweist, wie man dies für apologetische Zwecke oft gethan hat und noch thut, so materialisirt man das Wunder und es entsteht

die Wundersucht, eine Krankheit, welche dann nothwendig die Wunderscheu als ihr krankhaftes Extrem erzeugt. Beides wurzelt in einem gemeinsamen Fehler, in dem Mangel einer wahrhaft ethischen Geschichtsbetrachtung. Was nun das Pfingstwunder anlangt, so wird derjenige, der sich wahrhaft in die Anschauung dieses geschichtlichen Momentes versenkt, in dem begleitenden Wunder das diesem Moment entsprechende und somit verständliche Zeichen erkennen. Das israelitische Volk ist von Anfang her zu einem Universalvolk angelegt, es ist das universale Priestervolk der Erde; es ist daher von einer Eigenartigkeit ohne Gleichen, aber eben so sehr von einer beispiellosen Elasticität, die auf andere Nationalitäten eingeht. Ich brauche nur auf folgende Personen der alttestamentlichen Zeiten hinzuweisen, auf Joseph, Mose, Daniel, Nehemia, Mordechai, Esther, welche alle eben so fest an ihrem Volke hangen, als sie fähig sind, sich in fremdländische Zustände zu versenken. Selbst in dem trümmerhaften Zustande der heutigen Juden läßt sich diese merkwürdige Zweiseitigkeit erkennen. Vielleicht wird uns das Gesagte noch deutlicher, wenn wir an unser eigenes Volk denken, welches eben hierin mit dem israelitischen eine gewisse Aehnlichkeit hat. Tacitus nennt unser Volk „nur sich selbst gleich", und doch ist es von Anfang an bis heute in hohem Grade empfänglich für die verschiedensten Nationalitäten, wie wir denn im Stande sind, unsere Sprache so zu biegen, daß deutsche Uebersetzungen von Meisterwerken fremder Völker wie Originalproductionen erscheinen. Nun schauen wir in der christlichen Pfingstgemeinde den Anfang der Vollendung des israelitischen Volkes, denn diese Gemeinde hat sich von Grund aus losgesagt von der Verderbtheit ihres Volkes und andererseits ist sie von dem Geiste, der in diesem Volke waltete, aber niemals sich auswirken konten, persönlich erfüllt und neugeboren. Wie kann es uns denn befremden, daß die universale Anlage des israelitischen Volkes in dieser Gemeinde auf einen Moment heraustritt als eine wunderbare Blüthe, welche das herrliche Ende aller geschichtlichen Entwickelung als zukünftige Frucht in Aussicht stellt? In diesem Anfang ist aller Fortgang und aller Schluß der wahren Menschheitsgeschichte ent-

halten, und diese Signatur des Anfanges tritt in dem Zungenreden hervor. Die geisterfüllten Israeliten, diese erste vollkommene Verwirklichung der israelitischen Volksgemeinde, reden als Repräsentanten der Völker, und was der Geist durch diese Gemeinde dereinst zur geschichtlichen Wirklichkeit erheben wird, das schafft er hier als vorlaufendes Zeichen. „Sie reden die Großthaten Gottes,“ nicht predigen sie, wie Luther übersetzt, es ist in diesem Reden keine Absicht auf Andere, sondern das unwillkürliche Aussprechen des neuen Geistes und Lebens, das in ihnen ist; sie sind sämmtlich aus der Gottesferne in die Gottesgemeinschaft versetzt, der Geist Gottes ist ihr eigener Geist geworden, sie sind nicht entrückt in den Himmel, sondern ihr irdisches, leibliches Leben ist nun ein Leben und Athmen in Gott. So ist denn der erste Laut dieses neuen geistlichen Lebens nicht ein Schrei, wie die erste Kundgebung des leiblichen Lebens, sondern das Lob Gottes. Dadurch aber, daß die Großthaten Gottes in den Sprachen der Völker gepriesen werden, sind die innersten Eigenthümlichkeiten der Völker, welche eben in den Sprachen sich darstellen, zu Organen des heiligen Geistes geweiht, es ist damit die bisherige Völkergeschichte als für das Wirken des Geistes empfänglich thatsächlich anerkannt. Diese Gemeinde ist demnach aufgewiesen als derjenige Organismus, welcher die bisherige Entwickelung der Völkerwelt aufnimmt und zu ihrer Vollendung führen wird. Wie wir uns überzeugt haben, daß die Geschichte Jesu von Anfang bis zu Ende einen eminent nationalen Charakter hat, so tritt uns auch hier im Beginn der ersten kirchlichen Entwickelung dieses nationale Moment als höchst beachtenswerth entgegen. Wir können die christliche Pfingstgemeinde nicht als eine beliebige Gruppe von Juden ansehen, sie will vielmehr als das neue Volk Gottes, als das neue Israel betrachtet sein. Ist doch für diese Gemeinde die Ergänzung der heiligen Zwölfzahl, welche den Anfang des neuen Volkes bedeutet (Matth. 19, 28; Luc. 22, 30), für so wichtig geachtet, daß selbst in jener stillen Wartezeit die Neuwahl für das eledigte Apostelamt vorgenommen wird. Und Petrus sieht in der an den Hundertundzwanzig geschehenen Geistesausgießung die Erfüllung der das ganze Volk

umschließenden Verheißung (Apostg. 2, 33). Noch merkwürdiger aber ist die thatsächliche Hinweisung darauf, daß die Kirche von allem Anfang her den Beruf hat, nicht sowohl Einzelne als solche zu gewinnen, sondern die Völkerganzen als die Träger der für die Offenbarung des Geistes geweihten Sprachen zu Gott zurückzuführen. Mit dem hellen Jubelpreis der Großthaten Gottes in den Völkersprachen aus dem Munde des neuen Gottesvolkes beginnt der sociale Anfang der neuen Welt, und nur wer Etwas von dieser ersten Weihe der Kirche vernommen, kann sich in den Labyrinthen der kirchlichen Entwickelung orientiren, denn trotz aller Verirrungen und Greuel, welche auf den Wegen und Irrfahrten der Kirche liegen, bleibt jener sabbatliche Anfang die Weissagung, welche in der Vollendung der Kirche sich erfüllen wird.

Aber nur auf dem Wege der Arbeit und des Kampfes wird aus diesem Anfang die Vollendung. Und diese Bewegung beginnt sofort. Petrus tritt auf und redet zu dem versammelten Volk. Der, welchen eine Magd zum Verleugnen seines Herrn gebracht, wird jetzt ein Volksredner von nie gesehener Kühnheit und Wirkung. Den meisten Lesern bleibt freilich die Bedeutung dieser ersten Rede des Petrus verborgen, sie finden gar kein Verhältniß zwischen den schlichten Worten und den drei Tausend, die sich bekehren. Aber diese Verborgenheit ist der beste Beweis für die ächte Ueberlieferung dieser Rede. Daß man die Kraft dieser Rede so wenig spürt, kommt lediglich daher, weil man sich ganz entwöhnt hat, die Bibel geschichtlich zu lesen; höchstens liest man sie literargeschichtlich, aber volksgeschichtlich muß sie lesen, wer sie verstehen will. Unumwunden hält Petrus dem jüdischen Volke die Blutthat vor, mit welcher es sich an dem Heiligen Gottes beladen hat, er macht Alle solidarisch für diesen beispiellosen Frevel verantwortlich (Apostg. 2, 23; 36. vgl. 3, 15; 4, 10; 5, 28. 30), wie es denn auch der Wirklichkeit genau entsprach (Matth. 27, 25). Zugleich aber eröffnet er dem gesammten Volk die Aussicht nicht blos auf Vergebung, sondern auch auf die Erfüllung der großen Verheißungen. Eine strengere Bußpredigt ist nie vor einem Volke gehalten wor-

den. Die Gesammtthat des Volkes wird als ein Mord vorgehalten, begangen nicht etwa nur an einem Unschuldigen, sondern an dem einzigen Retter des Volkes. Aber während Bußpredigten gewöhnlich wirkungslos verhallen oder meistens nur Erbitterung hervorrufen, ist hier von Erbitterung keine Rede, dagegen erfolgt eine innere Umwandlung in Tausenden. Nun freilich, die gewöhnlichen Bußpredigten lassen es zwar an Schärfe nicht fehlen, wohl aber an dem Ermuthigenden und Belebenden, was die Rede des Petrus daneben bietet. Der, welcher hier redet, hat an sich selber Beides erfahren, den Tod der Buße und die Auferstehung der Vergebung. „Ihr habt ihn verleugnet!" sagt er in seiner zweiten Rede den Juden (Apostg. 3, 14). Die Sünde des Volkes ist also keine andere, als die ihm selbst so bittere Thränen ausgepreßt. Er selber also trägt an der Last der Schuld, deren er sein Volk anklagt, und wenn er daneben für das ganze Volk eine herrliche Zukunft eröffnet, so ist das gleichfalls die Wirkung seiner eigenen Erfahrung. Diese durch das heiligste Feuer bewährte persönliche Wahrheit ist der Grund, daß der galiläische Fischer eine Volksrede hält von einer weltgeschichtlichen Wirkung, wie wir von keiner zweiten wissen. Auf dem außerkirchlichen Gebiet giebt es wohl keine eingreifenderen Volksreden, als die des Demosthenes, deren Seele ebenfalls die moralische Macht ist, welche einestheils die Verkehrtheiten des Volkes straft, anderntheils die schlummernden Kräfte weckt und ermuthigt. Und es ist eine herrliche Episode griechischer und atheniensischer Geschichte, welche die Wirkung dieser gewaltigen Reden in's Leben ruft, aber welches ist das Ende? Daß Demosthenes in dem Poseidontempel auf der Insel Kalauria das bereit gehaltene Gift aus seinem Schreibstift saugt; und die Ursache dieser Verzweiflung ist, daß alle Wirkung seiner Reden längst vernichtet ist. Dagegen bildet die erste Volksrede des schlichten Galiläer das Fundament derjenigen ununterbrochenen geschichtlichen Entwickelung, in deren Lichtstrahlen wir Hyperboreer nach achtzehnhundert Jahren uns heute Abend hier versammelt haben. Wir haben gefunden, daß vor dem scharfen Blicke Seneca's die die ganze antike Sittlichkeit beherrschende Macht der Nationalität untergegangen, ja in eine Verführungsmacht ver-

wandelt war. Weit tiefer als dieser römische Sittenrichter schaut Petrus in dieses Weltverderben hinein; er sieht das Volk, welches vor allen anderen geheiligt war, in seiner Gesammtheit mit dem Bann einer grauenhaften Blutschuld behaftet; er hat es an sich selber und an seinen Mitaposteln erfahren, daß die Verwerfung Jesu von Seiten des hohen Rathes und des ganzen Volkes eine unwiderstehlich verstrickende Wirkung auf die Jüngerschaft ausübte. Seneca wollte der Macht der nationalen Verderbtheit durch Selbstverinnerlichung entrinnen; da er aber auch darin keinen festen Grund und Halt zu finden vermochte, so blieb für ihn der Faden aller geschichtlichen Entwickelung abgerissen liegen. Auch für Petrus giebt es keine Rettung, als die tiefste und allerindividuellste Selbstbesinnung, in welcher der Einzelne seine Verstrickung in die Sünde des Volkes als seine eigene That, als seinen persönlichen Antheil an der Gesammtschuld fühlt und beweint. In dieser Selbstvertiefung hat Petrus aber nicht blos sein eigenstes Ich erkannt, sondern zugleich den, welcher die ganze Vergangenheit seines Volkes und der Menschheit erledigt, um die ewige Zukunft seines Volkes und der Menschheit zu begründen, nämlich Jesum Christum. In der Auferstehung Christi erlebt und feiert er seine eigene Auferstehung und die Bürgschaft für die Auferstehung seines Volkes. Da nun seine Volksrede nichts Anderes ist als die Uebersetzung seiner persönlichen Erfahrungen in die nationale Allgemeinheit, so sagt Jeder, welcher dem Zuge dieser Rede folgt, sich los von der Gesammtheit seines Volkes, von der verderbten Volksmasse (Apostg. 2, 40), er giebt damit die sündhafte Nationalität in den Tod, dagegen wird er der durch Christum aufgerichteten und geheiligten Nationalität eingefügt. Das ist es, was mit den drei Tausend vorgeht: und darum ist dieser Abbruch der nationalen Vergangenheit zugleich der Eckstein einer nationalen Zukunft und darum ist die Wirkung der ersten Rede des Petrus ein weltgeschichtliches Ereigniß.

Daß der innere Vorgang der Bekehrung sowohl in dem ursprünglichen Kreise der Hundertundzwanzig als in dem hinzutretenden Kreise der Tausende wirklich als die Lossagung von der verderbten Nationalität und als der Anfang der geheiligten Na-

tionalität zu denken ist, daß also das nationale Gepräge der Geschichte Jesu sich in der Geschichte der Gemeinde fortsetzt, das zeigt sich sofort thatsächlich in dem weitern Verlauf. Die Gemeinde der Bekehrten, obwohl sie Tausende umschließt, lebt als Familie. Sie haben Alles gemein, Niemand spricht von seinem Eigenthum, Besitzer von Häusern und Aeckern verkaufen ihr Eigenthum und machen die Kaufsumme zum Gemeingut für die Dürftigen, sie speisen an gemeinsamen Tischen in kindlicher Unbefangenheit und Heiterkeit (Apostg. 3, 44—47; 4, 32—33). Dies Alles geschah ohne Zwang (Apostg. 5, 4), aus freiem Triebe, es war die Wirkung des Geistes, der das Leben der allgemeinen Selbstsucht getödtet und die heilige Bruderliebe aus dem Reich der eitlen Wünsche in die Wirklichkeit einführte. Sowie im ersten Moment der überschwenglichen Begeisterung die Pfingstgemeinde sich darstellte als die Gegenwart der letzten völkergeschichtlichen Zukunft, so giebt es eine kurze Zeit, in welcher die in die kalte Welt eingetretene Gluth der Liebe sich nicht anders genügen kann, als in einer thatsächlich, aber in voller Freiheit ausgeführten und dadurch auch wieder begrenzten Ausgleichung der das Gefühl der Brüderlichkeit verletzenden Verschiedenheit der äußeren Güter. Und eben weil darin nichts Gemachtes und Künstliches war, so sinkt diese Hochfluth der ersten Liebe, ohne daß es besonders hervorgehoben zu werden braucht, in das Bett der späteren kirchlichen Wohlthätigkeit zurück, gerade wie die Wunderkräfte der Anfangszeit der späteren Vermittelung der durch den Geist gehobenen Naturkräfte Platz machen. Daß aber in dieser apostolischen Gütergemeinschaft sich eine gesunde Kraft offenbart habe, dafür haben wir einen genügenden Beweis in dem Umstande, daß die Christengemeinde Anfangs von dem ganzen Volke der Juden mit entschiedener Gunst betrachtet wurde (Apostg. 2, 47; 4, 21. 33; 5, 13. 36). Es ist dies eine sehr entscheidende Probe, denn das jüdische Volk hat von Haus aus und noch heute einen scharfen Instinct für religiöse Erscheinungen, und außerdem ist nicht zu übersehen, daß die Christengemeinde für die ganze Volksmasse eine wandelnde Strafpredigt von unvergleichlicher Strenge war. Wenn nun nichtsdestoweniger diese Gemeinde Gnade findet

bei dieser Volksmasse, so muß die Erscheinung derselben für das Volk etwas unwiderstehlich Gewinnendes haben. Die Gemeinde wird dadurch populär, daß man in ihr die Auswirkung der nationalen Anlage ahndet. Und freilich, wie sollte den Juden bei dem Anblick dieser neuen Brüderschaft nicht das Wort in den Sinn kommen: „wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen" (Ps. 133). Und ist denn der Anfang der israelitischen Volksgeschichte nicht das patriarchalische Familienleben? Und erinnern denn nicht die feierlichsten Bezeichnungen des jüdischen Volkes: „Israel," Jakob," „Söhne Israel's," „Haus Israel's," mit welchem letzten Namen auch Petrus das Volk anredet (Apostg. 2, 36), erinnern denn nicht alle diese Namen an die patriarchalische Anfangsgeschichte und sind sie nicht ein sprechender Beweis, daß in diesem Volksleben niemals die Individualität und Familiarität, wie bei den heidnischen Völkern, untergehen darf, und wenn es sich um eine Erneuerung handelt, daß dieselbe aus dieser Wurzel des persönlichen und häuslichen Lebens hervorgehen werde? Ja so ist es, wie Jesus in den zwölf Aposteln das neutestamentliche Patriarchat geschaffen, so ist diese Erstlingsgemeinde in Jerusalem das neue Haus Israel ohne Neid und ohne Zwietracht.

Aber auch durch den Gegensatz sowohl außerhalb als innerhalb der Gemeinde bewährt sich dieser national-israelitische Charakter der ersten Christenheit. Obwohl die Bekehrung und Rettung des ganzen Volkes zum zweiten Mal in Aussicht genommen ist, so wiederholt sich auch jetzt die Wendung, welche wir in der Geschichte Jesu gefunden. Als unbeweglicher Punkt stellt sich auch der apostolischen Wirksamkeit gegenüber wiederum die geistliche Führerschaft in Israel dar. Obwohl die Apostel auch den Volksobersten die ganze Entschuldigung und Vergebung entgegen trugen, welche in dem Vorgang der Liebe Jesu enthalten ist (Apostg. 3, 17; 13, 27; 1. Kor. 2, 8), so empört sich doch ihr Stolz, daß sie sich sollen von diesen Galiläern öffentlich einer Blutthat angeklagt hören (Apostg. 5, 28), während sie den Schein haben wollen, in der Tödtung Jesu lediglich ihren Gesetzeseifer bewiesen zu haben. In diesem unversöhnlichen Haß

gebrauchen sie ihre Gewalt gegen die Apostel, werfen sie in's Gefängniß, ziehen sie zur Verantwortung und lassen sie stäupen. Aber gleich wie Jesus mitten in der Schmach seine königliche Majestät offenbarte, so zeigen sich die Apostel vor der feindlichen Obrigkeit als die wahren Führer des Volkes, welche die falschen ihrer Würde entkleiden. Mit einer noch größeren Freimüthigkeit redet Petrus vor den Obersten, als vor dem Volk (Apostg. 4, 10. 11; 5, 30), und nachdem er sie zuerst nach ihrer Würde bezeichnet hatte (7, 8), bezeichnet er sie, nachdem sie in dem freveln Mißbrauch ihres Amtes beharren, als bloße Menschen, welche so wenig die göttliche Würde der Obrigkeit tragen (2. Mos. 21, 6; 22, 8), daß sie vielmehr Gott entgegengesetzt werden müssen (Apostg. 5, 29). Mit dem gewaltigen Wort: „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen," vor dem Stuhl derjenigen, welche auch Jesus als die Nachfolger Moses bezeichnet hatte (Matth. 23, 2. 3), welche Petrus selbst soeben als die Bauleute anerkannt hat (Apostg. 4, 11), vernichten die Apostel das Ansehen der geheiligtsten Autorität auf Erden, mit diesem Worte beweisen sie, daß sie nicht eine neue Schule oder Secte stiften wollen, sondern daß sie berufen sind, ein neues Princip in die Weltgeschichte einzuführen, mit diesem Worte setzen sie sich an die Stelle der falschen Obersten ein zu Führern des neuen Gottesvolkes. Und diese ihre obrigkeitliche Würde wird ihnen nicht geraubt durch die Streiche der ledernen Riemen, da sie selber in dieser Schmach mit hoher Freude eine ehrende Auszeichnung begrüßen (5, 41). Durch diese jallem bisherigen Denken unfaßliche Umwandlung der Schmach in Ehre ward das neue Princip des Gewissens geweiht und in die Weltgeschichte eingeführt.

Daß die Gemeinde in der Welt ist, soll sie aber nicht blos aus der Feindschaft von außen erkennen, sondern auch daraus, daß die Sünde in ihr eigenes Heiligthum eindringt, sowohl als Frevel Einzelner wie als allgemeine Schwachheit. Während nun früher die unheiligen Störungen in dem Leben des Gottesvolkes durch besondere Veranstaltungen überwunden werden, beweist sich diese Gemeinde als das wahre Volk Gottes, dem der Geist nicht mehr äußerlich gegenübersteht, sondern immerdar innewohnt,

dadurch, daß sie die durch die Sünde eingedrungenen Störungen durch ihre innere Selbstbewegung überwindet (Apostg. 5, 1—10; 6, 1—6). Besonders deutlich tritt dies hervor in dem letzteren Fall, in welchem die Apostel die Gesammtgemeinde veranlassen, aus ihrem Schooße und nach ihrem Urtheil Kräfte in Bewegung zu setzen, welche das, wozu die Apostel sich selber als unfähig bekennen, zum allgemeinen Besten bewirken sollen. Aber freilich der Umstand, daß die Apostel eben in einer Zeit, in welcher die ursprüngliche Kraft der ersten Liebe durch die Macht der allgemeinen Selbstsucht innerhalb der Gemeinde zurückgedrückt zu werden beginnt, ein so unbedingtes Vertrauen zu dem Geist der Gemeinde haben, kennzeichnet sie wiederum als die rechten Führer, welche das Wesen des neuen Volkes durchschauen. Schon Moses sehnte sich nach der Zeit, in welcher der Gegensatz des Befehlens und Gehorchens in dem göttlichen Volk durch den Gemeingeist ausgeglichen werde (4. Mos. 11, 29). Petrus wußte, daß dieser Wunsch des Gesetzgebers jetzt in der Erfüllung begriffen sei, denn er hatte die geisterfüllte Pfingstgemeinde als die Verwirklichung der Weissagung Joel's (Joel 3, 1. 2. vergl. Jes. 54, 13) hingestellt. Und wie herrlich bewährt sich das Vertrauen der Apostel auf diesen Gemeingeist der christlichen Brüderschaft! Nicht blos wird es als Selbstverstand betrachtet, daß das aus diesem Vertrauen erwachsene Amt der Diakonie das vorhandene Uebel heilte, in der Zahl der von der Gemeinde erkannten und erwählten Siebenmänner ist Philippus, welcher der Apostel der Samariter wurde, ist vor Allem auch Stephanus, der durch seine Geistesüberlegenheit die ganze kirchliche Entwickelung um einen großen Schritt vorwärts brachte. Durch seine intime Berührung mit dem Volksleben bringt Stephanus zu Tage, daß sich nicht blos in den Obersten, sondern auch in der Volksmasse auf's Neue eine dem Geiste der Gemeinde widerstrebende Bewegung regt und es also den Anschein gewinnt, daß sich der Widerstand, den Christus gefunden, in demselben Umfange wiederholen wird; daß also noch einmal die finstere Wolke des falschen fleischlichen Israel die Sonne des wahren geistlichen Israel zu verdunkeln droht. Das ist die große

Bedeutung der Rede, welche Stephanus vor dem Synedrium hält, daß er die gegenwärtige Feindschaft als Fortsetzung derjenigen Gesinnung schildert, welche von allem Anfange her den Rath und das Werk Gottes an seinem Volke aufgehalten und gehindert hat. „Ihr Halsstarrigen und Unbeschnittenen an Herzen und Ohren, ihr widerstrebet allezeit dem heiligen Geist, wie eure Väter also auch ihr" (Apostg. 7, 51). Mit dieser Anklage beschließt Stephanus seine Rede vor dem Synedrium, und da das Volk ihn mit eigener Hand steinigt, so ist offenbar, daß die Juden sich jetzt noch weit rückhaltsloser in die Schuld ihrer Obersten hineinstürzen als in den letzten Tagen Jesu. Anstatt sich durch die neue Offenbarung des Geistes in der Gemeinde von der großen Blutschuld zu reinigen, beladet sich dieses Volk mit einer neuen Blutthat. Es ist also jener böse Geist, der bereits, wie Stephanus gezeigt hat, in dem Hause des Patriarchen Jakob (7, 9) sein finsteres Werk beginnt, noch bis zur Stunde in diesem Volke wirksam und hat alles Wirken göttlicher Gnade und Wahrheit, auch das Wirken Jesu und seiner Gemeinde vernichtet. Nie und nirgends hat die menschliche Sünde sich noch in einer so schrecklichen Gestalt gezeigt, wie hier; das wunderbarste Kunstwerk der Menschheitsgeschichte, die göttliche Pädagogik und Oekonomie an dem auserwählten Volk von Abraham an bis Petrus, wird durch diese Frevelthat des gesammten Volkes, denn die Steinigung ist recht eigentlich des ganzen Volkes That (5. Mos. 13, 9), zertrümmert. Es kann wohl die Frage aufkommen, ob nicht diese zweite Gesammtsünde des jüdischen Volkes die Lästerung wider den heiligen Geist sei, für welche es keine Vergebung giebt (Matth. 12, 32). Derjenige, welcher an Leib und Seele das ganze Gewicht dieser letzten Versündigung des Volkes gefühlt hat, der also wie kein Anderer urtheilsfähig ist, hat mit seinem letzten Wort diese Frage verneint. Der sterbende Stephanus wiederholt auch jetzt noch die Fürbitte des sterbenden Jesus für sein Volk (Apostg. 7, 60). Wird nun aber dem jüdischen Volk auch diese Sünde noch vergeben, dann bleibt das Thor der Zukunft noch geöffnet, und ebenso wie Petrus nach der Kreuzigung

Jesu dem Volke die Erfüllung der großen nationalen Verheißungen in Aussicht stellen durfte, wird dieses vermöge desselben Gesetzes der Vergebung auch nach der Steinigung des Stephanus noch möglich sein. Jedoch eine wesentliche Veränderung ist eingetreten. Während Petrus noch die Hoffnung hegen durfte, daß das Volk Gottes in seiner Gesammtheit in der Nähe und in der Ferne dem Ruf der Kirche folgen (Apostg. 2, 39) und dann die hohe Mitte des Gottesreiches bilden werde, um welche, wie die alttestamentlichen Weissagungen lauten, die Völker der Erde sich sammeln werden, ist dieser Gang, seit die Volksmasse im Verein mit den Volksobersten mit dem Blut dieses heiligen Zeugen Jesu sich befleckt hat, unmöglich geworden. Anstatt dessen taucht die Möglichkeit auf, daß von dem geheiligten Anfang des neuen Volkes Gottes zuerst die Völker berufen werden und dann erst Israel; daß sich also die naturgemäße Ordnung, welche so lange, als noch eine Aussicht der Verwirklichung vorhanden ist, festgehalten wird, sich in ihr Gegentheil verwandelt, so daß im Ganzen und Großen „die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten werden.“ Und die thatsächliche Entwickelung zeigt, daß diese Möglichkeit zur Wirklichkeit geworden ist. Es ist dies eine ähnliche Wendung, wie in dem Leben Jesu, der, was er durch naturgemäßes Wirken nicht erreichen kann, durch naturwidriges Leiden erwirken muß. Aber so wie dort, so ist es auch hier von der äußersten Wichtigkeit, die Ursachen und Wirkungen dieser Wendung zu erkennen. Die neutestamentliche Schrift hat es nicht an den nöthigen Andeutungen fehlen lassen, aber die Theologenschulen sind zu doctrinär, um diese Winke zu würdigen. Es kommt auch hier vor Allem darauf an, den nationalen, d. h. den wahrhaft geschichtlichen Gesichtspunkt fest im Auge zu behalten. So lange man immer wieder in die Vorstellung zurücksinkt, daß das Christenthum wesentlich eine Religionslehre ist zur Erleuchtung und Beseligung der einzelnen Menschen auf dem ganzen Erdboden, ist man außer Stande, den Gang der evangelischen und apostolischen Geschichte zu verstehen. Nach den authentischen Urkunden ist das Christenthum das Reich Gottes, welches wurzelnd in dem Boden eines Volkes und Landes berufen und fähig ist, durch volksgeschichtliche Kräfte

die volksgeschichtliche Verirrung der Menschheit wieder herzustellen. Indem das himmlische Reich, um diese weltgeschichtliche Mission zu erfüllen, ein wirkliches Volk und Land zu seinem Organ erwählt und bildet, offenbart sich eben hier die vollständigste Auswirkung der menschlichen Sünde, und soll eben deshalb Jeder in diesen Erscheinungen der jüdischen Sünde sein eigenes Verderben erkennen; aber dadurch bewährt sich andererseits das göttliche Reich als die die Sünde der Welt besiegende Macht, daß es an derselben Stelle, wo sich der Abgrund der Sünde aufthut, eine überbietende Kraft der Gnade und Wahrheit an's Licht bringt. So auch hier, es tritt die neue Wendung, welche scheinbar den göttlichen Beruf des jüdischen Volkes gänzlich auslöscht, nicht eher ein, als bis sich eine den neuen Abfall des Volkes überwindende Geistesmacht gezeigt hat. So viel geht aus den Anklagen gegen Stephanus hervor, daß er Angesichts des wachsenden Widerstrebens von Seiten der Juden auf die Bekehrung der Heiden und den Untergang des jüdischen Cultus hingewiesen hat; aber desungeachtet läßt er sein Volk nicht los. Dies ist noch mehr, als die Liebe, mit welcher Petrus seinem Volke Vergebung verkündigt, es ist dieselbe Liebe, die wir vom Kreuze herab hören, die sich hier unter den Steinwürfen vernehmen läßt, eben die Liebe, die in ihre grundlose Tiefe alle Sünden begräbt und unwirksam macht. Also nicht eher tritt die neue Wendung ein, als bis sich die Kraft gezeigt hat, welche fähig ist, die stattgefundene Kreuzung der geraden Linie zu überwinden.

In der Geschichte Jesu wird die neue Wendung, welche durch die Sünde des jüdischen Volkes veranlaßt wird, von ihm selber aufgenommen und zu Ende geführt, denn in ihm, dem Haupte, ist Alles beschlossen. Anders ist es mit der neuen Wendung in der apostolischen Geschichte. Das ursprüngliche Apostelamt ist, wie schon seine Zahl andeutet, auf die Bekehrung des jüdischen Volkes angelegt. Da nun anstatt Bekehrung der Juden Verstockung eintritt und damit eine ganz neue Phase menschlicher Sünde offenbar wird, ist dieses ursprüngliche Apostolat nicht im Stande, den Bau der Kirche nach einem ganz veränderten Grundriß auszuführen. Zu dem Ende wird ein

neues Apostolat nachträglich eingesetzt. Saul von Tarsus wird zum Apostel und Lehrer der Völker berufen. In diesem Juden war die Verhärtung seines Volkes gegen das Evangelium und die Gemeinde Jesu personificirt. Man vergegenwärtige sich, daß dieser Jüngling Wohlgefallen hatte an dem Tode des Stephanus, daß sein Auge mit Wohlgefallen ruhte auf dem in seinem Blute liegenden und für sein Volk betenden Märtyrer. Unter dem Zeichen eines so entsetzlichen Fanatismus wird Saul von Tarsus in die Geschichte eingeführt (Apostg. 8, 1), und sein eigenes Geständniß bestätigt die harten Worte dieses Berichtes (Apostg. 22, 20). Und auf diesem Wege geht er fort. Während die Wuth des Synedriums und des Volkes sich in dem Blute des Stephanus gestillt hat, durchstreift dieser Jüngling schnaubend mit Drohen und Morden gegen die Jünger das Land (Apostg. 9, 1). Die schmerzliche Erinnerung an diese seine Vergangenheit hat den Paulus sein Lebenlang begleitet, und doch weiß er sich von Mutter Leibe an für das Evangelium berufen (Gal. 1. 15; Röm. 1, 2). Wie ist das zu vereinigen? Paulus nennt sich den Ersten der Sünder (1. Tim. 1, 15), das ist nicht eine übertriebene Demuth, sondern eine dem Thatbestand entsprechende Selbstaussage. Die schwerste Sünde in der Welt ist die zweite Verhärtung der Juden, und eben diese zweite Verhärtung hatte sich in ihm wie in keinem vollendet. Eben deshalb ist seine Bekehrung und Berufung von universaler Bedeutung. „An ihm als einem Ersten beweist Christus alle Langmuth zum Vorbild für Alle, die an ihn glauben sollen zum ewigen Leben" (1. Tim. 1, 16). Daß dieser Jude, dem der Tod des Stephanus eine Befriedigung war, sich bekehrt, ist eine noch weitergehende Ueberwindung der jüdischen Sünde, als die Fürbitte des Stephanus, ja es ist recht eigentlich die Erhörung dieser Fürbitte. Die ursprünglichen Apostel hatten die erste Sünde des Volkes gegen Jesum in sich erlebt und überwunden, und darum waren sie auch fähig, dem Volke für diese Sünde Buße und Vergebung zu verkündigen, aber die zweite Sünde hatten sie nicht erfahren, wohl aber Paulus, und darum ist auch in dieser Persönlichkeit die Grundlage gegeben für dasjenige Apostolat,

welches unter der Voraussetzung der allgemeinen Verstockung des Volkes Gottes berufen ist, die heidnische Volkskirche zu gründen. Die nächste Folgezeit hat bewiesen, daß dieses neue Apostolat, wenn es die nun eintretende Wendung einleiten und vertreten wollte, den vollen Charakter göttlicher Unabhängigkeit und Ursprünglichkeit nicht entbehren konnte, und diese Nothwendigkeit zeigt sich immer wieder auf's Neue bis auf den heutigen Tag. Die wunderbare Berufung des Paulus durch die himmlische Erscheinung Christi entspricht genau der Bestimmung und der geschichtlichen Wirkung dieses nachträglichen Apostelamtes. Das Leben und Wirken dieses Mannes ist das größte Wunder der göttlichen Neuschöpfung, und zwar ein solches, welches nicht etwa nur geahnet sein will, sondern in dem hellen Lichte und Glanz der Weltgeschichte steht es da als ein unvergleichliches Standbild auf dem großen Plan der weltgeschichtlichen Bühne zum Anschauen aller Zeiten und Völker. Wir können sagen, die ganze israelitische Geschichte von Abraham ist in ein mystisches Dunkel gehüllt und es ist nicht Jedermanns Ding, ihre Geheimnisse zu fassen, mit Paulus tritt diese ganze wunderbare Vergangenheit aus der geheimnißvollen Ferne orientalischen Lebens an das Tageslicht abendländischer Weltgeschichte. Es ist natürlich und nothwendig, daß den wunderbaren, dem gewöhnlichen Denken und Leben widerstreitenden Thatsachen der göttlichen Offenbarung gegenüber der Zweifel erwacht. Der Zweifel an sich ist durchaus nicht verwerflich, wenn er es nur ernstlich meint, das heißt aus einem wirklichen Trachten nach Wahrheit hervorgeht, wenn er nur nicht ausartet in Zweifelsucht, welche sich vor der Wahrheit fürchtet, wie die Verzärtelung vor der freien Luft. Im Allgemeinen, können wir sagen, hat der Zweifel in Deutschland diesen ernsten, wissenschaftlichen Charakter, und darum, so vielfach er auch noch irre geht und so große Gährungen er einstweilen noch verursacht, dürfen wir fest vertrauen, daß Alle, welche es mit dem Zweifel ernstlich nehmen, für eine zukünftige Gewißheit arbeiten, welche größer ist, als sie bisher gewesen. Und diese erhöhte Gewißheit brauchen wir, wenn anders die Kirche ihre jetzige Aufgabe an den Völkern erfüllen will. Der Zweifel der deut-

schen Wissenschaft hat auch, wo er am weitesten gegangen ist, vor der Person und Geschichte des Paulus Halt gemacht. Die Aechtheit der vier paulinischen Hauptbriefe, der an die römische und an die galatischen Gemeinden und der beiden an die Gemeinde in Korinth, wird von der kühnsten Kritik zugestanden. Hier ist Felsengrund und von hier aus muß und wird der Neubau der biblischen Wissenschaft und Erkenntniß aufgeführt werden. Aber freilich nur in dem Maß wird das gelingen, als man sich vor Allem zu erheben vermag zum Anschauen dieser Persönlichkeit und ihres großartigen Weltganges, den schon das Alterthum mit dem Lauf der Sonne verglichen, und als man sich im strengsten Anschluß an diese geschichtliche Anschauung von dem Lehrbegriff des Apostels Rechenschaft zu geben versucht. Wir unsern Ortes haben, um von dem weiteren Verlauf der apostolischen Zeit eine Uebersicht zu gewinnen, vornehmlich zwei Momente in's Auge zu fassen: das Verhalten des Paulus zum Judenchristenthum und seine Stiftung und Führung der Gemeinden unter den Völkern.

Hinsichtlich des ersten Punktes wird es für unsern Zweck genügen, wenn wir uns den öffentlichen Kampf des Paulus gegen Petrus in der antiochenischen Gemeinde vergegenwärtigen. Petrus war in die heidenchristliche Gemeinde zu Antiochia eingetreten, hier hatte er sich der Beobachtung der jüdischen Speisegesetze entschlagen und sich, wie Paulus gewohnt war, mit voller Freiheit den heidenchristlichen Brüdern angeschlossen. Ohne Zweifel beruhte dieses Verhalten des judenchristlichen Apostels auf einem bestimmten und auch offen ausgesprochenen Entschluß, und es erklärt sich daraus auch leicht, daß die übrigen Judenchristen in Antiochia kein Bedenken hatten, dem Vorgang der ersten apostolischen Autorität zu folgen. Nun aber kamen inzwischen Juden aus Jerusalem, wo Jakobus der Gerechte die Leitung der Gemeinde hatte. Da diese an der Freiheit des Petrus Anstoß nahmen, zog er sich von den heidnischen Brüdern zurück und hielt sich wiederum nach dem jüdischen Gesetz, und zwar geschah dieser Rückzug gleichfalls mit einem Nachdruck gewichtvoller Autorität, so daß wieder die anwesenden Judenchristen und selbst Barnabas,

der Begleiter des Paulus, auch dieser Spur des Apostels folgten (Gal. 2, 11—13). Jeder nun, welcher der Meinung ist, daß es sich hier um die Schulfrage handelt, ob das Christenthum lediglich ein neues Judenthum ist, oder eine Weltreligion, muß den ersten Apostel Jesu für einen unsäglich beschränkten Geist und zugleich für einen sehr schwachen Charakter halten, und ein solches Urtheil über den von Jesus so hoch gestellten Bekenner muß nothwendig zuletzt auf Jesus selbst zurückfallen. Da nun aber doch nicht leicht Jemand so dreist sein wird, Jesu die gewöhnlichste Menschenkenntniß abzusprechen, da außerdem geschichtlich feststeht, daß Petrus die Gemeinde der an Jesum gläubigen Juden, welche Gemeinde den gesetzeifrigen Saul von Tarsus zum tödtlichen Hasse aufregt, gestiftet hat, so kann Petrus weder ein bornirter noch ein schwacher Mann gewesen sein, dann aber muß es sich auch um etwas ganz Anderes handeln. In der That liegt hier ein Problem vor, von dessen weltgeschichtlicher Tragweite sich unsere Stubengelehrsamkeit sehr schwer einen Begriff machen kann. Petrus lebt mit all' seinen gläubigen Volksgenossen der Ueberzeugung, daß das Heil Christi die göttliche Kraft ist, die allen Völkern und Geschlechtern der Erde den von Alters her verheißenen Segen bringen soll, wie er sich denn auch mit allen Aposteln von dem Herrn selber mit seiner Missionsthätigkeit schließlich an die Völkerwelt gewiesen weiß. Die Apostel nun sind nicht Gelehrte, sondern Männer aus dem Volk, welche aus unmittelbarer Kunde wissen, was im Herzen des Volkes vorgeht. Ihnen ist es ausgemacht, daß man, um ein Volk zu bewegen, volksthümliche Kräfte einsetzen muß, daß aber die bloßen Lehren der Weisheit und Tugend dahin nicht gerechnet werden können. Wenn nun dieses schon gilt von dem eignen Volk, wie viel mehr, wenn sie daran denken, daß sie auf fremde Völker bekehrend wirken sollen! Demnach mußte den apostolischen Männern als das einzige volksthümliche Mittel für eine durchgreifende Wirksamkeit unter den heidnischen Völkern das durch alle Städte des römischen Reiches vertretene Judenthum erscheinen. Die ganze heidnische Welt steht der evangelischen Verkündigung fremd und feindlich gegenüber, die einzig mögliche Anknüpfung bietet

die Synagoge. Ohne diese Anknüpfung erscheint das Christenthum dem heidnischen Volksbewußtsein als etwas ganz Geschichtsloses, als eine gänzlich wurzellose und daher wahnsinnige Neuerung. Die Apologeten haben viel Mühe, diesen Vorwurf zu bekämpfen. Ganz besondern Anstoß gab es dem antiken Bewußtsein, daß die Christen erschienen als solche Juden, welche von ihrer Volksthümlichkeit, von ihrer eigenen Geschichte und Sitte abgefallen waren. Und merkwürdig ist die Notiz des Porphyrius, daß das heidnische Orakel zuerst das Jüdische im Christenthum anerkannt hat. Das kann nun freilich Petrus sich nicht verhehlen, der regelrechte Gang der völkergeschichtlichen Christianisirung, den er Anfangs gehofft, wird nicht inne gehalten, theils wegen des Unglaubens der Juden, welche immer massenhafter in ihren Haß gegen Jesum zurückfallen, theils wegen der freudigen und fruchtbaren Aufnahme, welche das Evangelium unter den Völkern findet. Aber eben in dieser Wendung scheint andererseits ein bedeutsamer Wink zu liegen, der die Gläubigen aus den Juden zur besondern Strenge verpflichtet. Je mehr es den Anschein gewinnt, daß die große Masse der Juden der Feindschaft gegen das Evangelium verfällt, und daß die Kirche Christi ihrem Hauptstamme nach sich unter den Völkern ohne sichtbare Anknüpfung an die israelitische Volks- und Reichsgeschichte ansiedelt, desto nöthiger kann es erscheinen, daß in der christlichen Muttergemeinde unter Zustimmung und Bestätigung der höchsten apostolischen Autoritäten der äußere aufweisbare Zusammenhang zwischen der großen volksgeschichtlichen Vergangenheit und der freien, auf den Geist gestellten Entwickelung der Kirche festgehalten werde. So denkt man in Jerusalem, und Jakobus der Gerechte, den man auch „die Schutzmauer des Volkes“ nannte, ist die Verkörperung dieses Gedankens. Man braucht sich diesen Standpunkt gar nicht als eine Erneuerung des früheren christlichen Pharisäismus zu denken, welcher forderte, daß die gläubigen Heiden sich der Beschneidung unterziehen sollten (Apostg. 15, 5); man konnte dem Paulus als dem bestätigten Apostel der Völker und den aus den Völkern bekehrten Gläubigen volle Freiheit gewähren, aber um so eifriger darauf bestehen, daß von Seiten des

ursprünglichen Apostolates und in der jerusalemischen Gemeinde die gesetzliche Ordnung als Zeichen der geschichtlichen Continuität aufrecht erhalten werde, damit nicht jene Freiheit in ungeschichtlichen Subjectivismus und Spiritualismus ausarte. Daher der Schrecken in Jerusalem, als man vernahm, daß Petrus nicht etwa wie früher in Cäsarea vorübergehend und auf bestimmte göttliche Weisung (Apostg. 10), sondern dauernd und auf freien Antrieb in Antiochia die Bahn der gesetzlosen Freiheit betreten. Jakobus und die Seinen sahen in dieser Neuerung ein Vergessen und Verlassen des ihm angewiesenen Standpunktes, und sie wußten dieses dem Petrus mit solchem Nachdruck in's Gewissen zu schieben, daß er vor seiner eigenen Kühnheit erschrak und mit solchem Eifer seinen Fehler wieder gut zu machen strebte, daß auch die Anderen, welche ihm in der Freiheit gefolgt waren, sogleich wieder in ihre frühere Gesetzlichkeit zurücklenkten. So müssen wir uns den Vorgang denken, und dann haben wir Etwas vor Augen, was sich später und bis heute tausendfach wiederholt hat. Man soll nur nicht vergessen, daß hier nicht eine Schulstreitigkeit zu behandeln ist, sondern eine weltgeschichtliche Lebensfrage. Damit verändert sich plötzlich der Horizont dieser ganzen Angelegenheit. Trotzdem daß sich die Weisheit des Paulus nun so viele Jahrhunderte schon bewährt hat, lassen sich dieselben Männer, welche die Bornirtheit und Haltlosigkeit des Petrus sehr strenge in die Schule nehmen, sobald es sich um kirchliche Lebensfragen handelt, auf solchen erbärmlichen und geistlosen Rücksichten, auf solchen kläglichen Inconsequenzen betreffen, daß Petrus in all' seiner Schwachheit noch wie ein Heros dasteht. Was für Scenen würden wir erleben, wenn noch etwas von paulinischer Mannhaftigkeit und Strenge nnter uns waltete!

Denn freilich, was Paulus bedeutet und wie nothwendig sein Apostelamt für die Kirche gewesen und noch heute ist, das leuchtet gerade hier in wunderbarem Licht. Die sehr respectabeln Gründe und Rücksichten, welche Petrus für sein Vorhaben anführen konnte, hielten Paulus nicht ab, ihn den Ersten der auserwählten Apostel, den Hauptgründer der ersten Christengemeinde vor der ganzen antiochenischen Gemeinde der Heuchelei und Furcht zu

bezichtigen. Wir merken sofort, daß wir uns hier auf einem Boden befinden, der in der ganzen Menschheitsgeschichte seines Gleichen nicht hat. Man hat wohl von einzelnen Menschen gesagt, daß sie die Furcht nicht gekannt haben, ob dieses Zeugniß allemal richtig ist, wird nicht leicht zu entscheiden sein. Hier steht ein Mann, der es unzählig oft bewiesen hat, daß seine Seele vor denen, die den Leib tödten können, keine Furcht kennt, aber alle Furchtlosigkeit des Paulus vor den Fürsten und Gewaltigen ist Nichts gegen die Unerschrockenheit, welche er hier beweist, wo er Angesichts derer, von denen er bezeugt, daß sie die Welt richten werden (1. Kor. 6, 2), demjenigen, den er selbst sowie seine Zuhörer für die höchste lebende Autorität in geistlichen Dingen halten mußte, mit dem Schwert seiner Rede das Herz durchbohrt. Welch eine weltumfassende Klarheit und Sicherheit in seinem Urtheil über Menschen und Zustände muß dieser Mann besitzen! Ja, der ist nicht umsonst vom Himmel her berufen worden! Und diejenigen, welche diese himmlische Stimme für die Wirkung einer krankhaften Aufregung erklären, können noch nie in die hier sich aufschließende Scene einen festen Blick gethan haben. Paulus schaut tief in das Herz des Petrus hinein, er erkennt, daß als Petrus sich entschloß, in Antiochien mit den Heiden zu essen, er dieses that auf Antrieb des Geistes, der ihm das wahre Zeichen der Zeit dahin deutete, daß, je mehr die Juden im fleischlichen Vertrauen auf ihren äußeren Zusammenhang mit Abraham und Mose sich verstockten und damit der ganzen Menschheit offenbarten, daß, wie ein römischer Priester der ersten Jahrhunderte gesagt hat, „menschliche Tradition eine Fütterung der fleischlichen Gesinnung ist," daß die Corruption, die vermöge der menschlichen Schwachheit allem äußerlichen und fleischlichen Zusammenhang anhaftet, nicht anders überwunden werde, als wenn vollständig mit der äußeren Tradition und Continuität gebrochen wird. Es ist nach dem Sinn der Rede des Paulus der lebendige Christus selber, der den Petrus zu jener Freiheit erhoben hat, und weil es ein solcher erhöhter Moment war, so hatte der Vorgang auch für Andere eine gewinnende und bestimmende Kraft. Als nun die Juden aus Jerusalem kamen

und ihm den dort herrschenden conservativen Standpunkt vorhielten, wurde er unter dem Gewicht ihrer stattlichen Gründe irre an sich selber, er erschrak vor seiner eigenen Freiheit. Jener Moment des Geistes erschien ihm jetzt wie Untreue gegen den ihm angewiesenen Beruf und gegen die Lehre der gesammten heiligen Vergangenheit, und die Rücksicht auf seine Brüder in Jerusalem und seine frühere Gewohnheit hielt er nunmehr für die Stimme des Gewissens; er verfälschte somit in seinem Innern die richtige Schätzung zweier Momente, wie dies in dem geistlichen Leben gar nicht selten vorkommt. Paulus stellt das rechte Verhältniß wieder her. Er nennt das, was Petrus als Treue gegen die Vergangenheit und pflichtmäßige Sorge für die Zukunft des Reiches Gottes erscheint, ohne Umschweif Furcht vor den Juden, und sein neuerwachter Eifer für gesetzliche Heiligkeit, der alle Judenchristen mit fortriß und sogar die Freiheit der Heidenchristen zu verdammen schien (Gal. 2, 14), nannte Paulus ohne Weiteres Heuchelei, weil dieser Eifer ein Abfall war von einer bessern soeben bewiesenen Erkenntniß. Petrus schweigt und giebt damit zu erkennen, daß Paulus nicht einen Luftstreich ausgeführt, sondern sein Gewissen getroffen hat. Das Schwanken des Petrus ist ein erschütternder Beweis von der furchtbaren Verführungsmacht, welche in jeder, auch der berechtigtsten Aeußerlichkeit der Kirche beschlossen ist. Der erste Abfall des jüdischen Volkes wirkte verstrickend auf die ganze Jüngerschaar und brachte Petrus zur Verleugnung seines Herrn, auch der zweite Abfall der Juden wirkt noch so verfinsternd auf den Apostelfürsten, daß er in einem unbewachten Augenblick Christum zum Sündendiener macht. Aber diese Erfahrung mußte geschichtlich gemacht und constatirt werden, eine etwa voraufgehende Belehrung hätte den Verstand aufgeklärt, aber die Herzen nicht befreit. Eben auf diesem geschichtlichen Wege zeigt sich die Bedeutung und Nothwendigkeit des paulinischen Apostolats, welches dazu bestimmt ist, die Gemeinde Christi zu befreien von allen Verführungsmächten, welche das Licht des Geistes verdunkeln durch die mannichfaltigen Gestalten irgend welchen scheinheiligen Fleisches. Denn nicht etwa nur für die unmittelbare Gegenwart hat Paulus diesen ungeheuren Kampf

gegen Petrus bestanden, sondern für alle Jahrhunderte, was bereits daraus erhellt, daß schon die Kirchenväter meistens vor der Kühnheit des Paulus erschrecken und dem hier hervortretenden Gegensatz die Spitze abzubrechen suchen. Augustinus hat das Verdienst, daß er wenigstens die Sophistik in der Deutung dieses Kampfes abzuwehren sucht, aber in das wahre Geheimniß dringt auch er nicht hinein. Das ist erst Luther vorbehalten, welcher die principielle Bedeutung dieses Ereignisses zuerst erkannte, indem er ganz richtig sagt: „damals stand die ganze Kirche allein auf Paulus." Aber so unvergleichlich hoch hier Paulus steht, übersehen dürfen wir nicht, daß die antiochenische Gemeinde, daß auch Petrus und seine Gesinnungsgenossen sich hier fähig zeigen, eine solche Größe zu verstehen und zu würdigen. Schon Augustinus sagt ganz richtig, daß wir nicht blos des Paulus Rede bewundern müssen, sondern auch des Petrus Schweigen. Paulus ist nach diesem großen Act der allgemein und unbestritten anerkannte Führer auf der weiteren Bahn der nächsten kirchlichen Entwickelung, ihm schließen sich die israelitischen Apostel an; Petrus und Johannes arbeiten nunmehr auf dem Gebiet der heidenchristlichen Gemeinden. Es giebt zwar auch ein antipaulinisches Judenchristenthum, aber unter den apostolischen Männern hat dasselbe keinen Vertreter, denn was man Derartiges aus dem Briefe des Jakobus und aus der Apokalypse vorgebracht hat, will anders verstanden sein.

Dies die Stellung des Paulus innerhalb der Gemeinde, wie steht es nun innerhalb der Welt? Das Werk des Paulus in der Welt ist die Stiftung und erste Führung von Christengemeinden in den großen Hauptplätzen des römischen Reiches. Man erwäge, was das besagen will. Paulus, ein Jude von unansehnlicher Gestalt (1. Kor. 10, 10), die beliebte Redekunst grundsatzmäßig verachtend (1. Kor. 2, 13; 1, 17), verkündigt in den Hauptstädten der heidnischen Länder und Völker als Retter der Menschheit einen Juden, den er am liebsten als den Gekreuzigten bezeichnet (1. Kor. 1, 23; 2, 2; Gal. 6, 14). Für die Bewährung seiner heidnischen Ohren gänzlich fremden Verkündigung hat er keine Documente und keine Zeugnisse. Die einzige

Vermittelung für das Verständniß seiner Botschaft bietet die unter den Heiden wohnende Judenschaft. Aber eben diese einzig mögliche Anknüpfung schlägt für Paulus an den meisten Orten in das Gegentheil um. Paulus versäumt zwar nie, sich zuerst an die Juden zu wenden, aber fast ohne Ausnahme bleiben diese nicht blos ungläubig, sondern gehen in Feindschaft über und suchen die Heiden gegen Paulus aufzureizen. Ja, während die Heiden in der ersten Zeit nur da in feindliche Stimmung gerathen, wo ihr materielles Interesse in's Spiel kommt (Apostg. 16, 16; 19, 25. 26), ist der eigentliche Nerv der antichristlichen Feindschaft bei den Juden, welche das Feuer der Verfolgung bei den Heiden zu schüren suchen (Apostg. 13, 50; 14, 2. 19; 17, 6. 7; 18, 13'; 1. Thess. 2, 16). So wenig beliebt und angesehen auch die Juden waren, so mußte doch eine so leidenschaftliche Stimmung seiner Volksgenossen gegen den Apostel unter den bewandten Umständen im Allgemeinen weit mehr ungünstig als förderlich wirken. Und unter solchen Aussichten, ohne jede äußere Hülfe und Unterstützung hat Paulus den Muth, in immer weiteren Kreisen die Länder, Inseln und Meere zu durchziehen, um auf den Höhen der Welt die Menschen aus der Gewalt der Finsterniß zu befreien und für Christus Gemeinden zu stiften. Wir haben gesehen, wie die besten Männer in der Heidenwelt vor der Masse des Bösen verzagen, wie Seneca in der Verzweiflung Böses thut, damit Gutes herauskomme, wie der Stoiker auf dem Kaiserthron in schwächlicher Furcht vor dem Andrang der Sünde zurückweicht. Wir wissen, daß Paulus weit tiefer in das Verderben der Welt hineingeschaut als die Genannten, und doch bleibt seine Regel: „laß dich nicht vom Bösen besiegen, sondern besiege das Böse durch das Gute“ (Röm. 12, 21). Alles was jenen zu Gebote stand, dem Apostel fehlt es; und was ihm etwa noch förderlich sein könnte, wird ein Stein auf seinem Wege. Es ist klar, wer unter solchen Umständen ein so heroisches Unternehmen wagt, der muß alle Hülfe, alle Unterstützung in sich selber tragen und mit sich führen. Wir können ihn vergleichen einem kühnen Seemann, der auf die Höhe fährt und dem es dann am wohlsten ist, wenn ihm die Baken und Tonnen verschwinden und er über sich

weiß des Himmels Tiefen und unter sich des Meeres Abgrund. Und das ist nicht ein bloßes Bild, nicht nur auf dem Meer der geistigen Welt ist Paulus ein kühner Schiffer, sondern auch auf der See der irdischen Welt. In dem tagebuchartigen Bericht über seine Seefahrt und seinen Schiffbruch (Apostg. 27) haben wir ein anschauliches Bild von dem Verhalten des Heidenapostels auf der stürmischen See. Er, der staatsgefangene Jude, erreicht es durch die Klarheit, Kraft, Freudigkeit und Tapferkeit seines Geistes, daß der römische Hauptmann, der die Gefangenen transportirte, ihm seine Gunst zuwandte, daß er in den Tagen und Nächten der Gefahr und Noth über die römischen Soldaten und die alexandrinischen Schiffer so zu sagen das oberste Commando führte. Diese Beweisung seiner Tüchtigkeit und Ueberlegenheit in den Angelegenheiten des äußeren Lebens veranschaulicht sein Verfahren, durch welches er für seine Verkündigung die Seelen zu gewinnen weiß. Seine ganze Kunst und Kraft besteht darin, daß er für Alles, was er verkündigt und lehrt, sich selbst als Zeugen und Bürgen einsetzt. Dies kann er aber nur dann, wenn er Nichts verkündigt, als was er gewiß erfahren und erlebt hat, und wenn er Nichts lehrt, als was auf dieser Selbsterfahrung ruht. So ist es nun auch in der That. Wir müssen nur nicht vergessen, daß das Christenthum nicht eine Lehre, nicht ein Begriff oder System ist, sondern die weltgeschichtliche Macht des göttlichen Reiches, welche sich durch die Zeiten hindurchbewegt und in Christo ihr persönliches Centrum hat. Die christliche Verkündigung muß nicht blos den vergangenen, sondern auch den gegenwärtigen Christus darstellen, und die christliche Lehre beruht auf der richtigen Auffassung des jedesmaligen Verhältnisses zwischen Christus und der Welt. Paulus ist nun der Mann, in welchem sich die große Wende der christlichen Entwickelung persönlich auswirkt und darstellt. Christus ist jetzt der von dem Volke Gottes zweimal Verworfene, das heilige Volk ist in das letzte Stadium des Abfalls eingetreten, ist in den Zustand der Verstockung versunken (Röm. 11, 25; 2. Kor. 3, 14). Während dieser Zustand der Welt neu ist, offenbart sich gleichfalls die neue Macht Christi, welche auch diese Sünde überwindet, nämlich in ihrem

vornehmsten Werkzeug, in Saul von Tarsus. Es ist sehr begreiflich, daß Paulus sich auf Grund seiner eigenen Erfahrung zutraut, seine Volksgenossen bekehren zu können (Apostg. 22, 18. 19). In der Sache selbst irrt er auch nicht, nur hatte er damals noch keine Einsicht in den Gang der Ausführung. Nicht auf dem geraden Wege, sondern auf einem weiten Umwege soll er die Bekehrung seines Volkes bewirken; er soll die Völker bekehren und durch die Bekehrung der Völker wird Israel bekehrt werden. Dadurch ist Paulus eingesetzt zum Apostel und Lehrer über die gesammte Episode derjenigen kirchlichen Geschichte, in welcher wir heute noch stehen, welche in der Schrift „die Zeiten der Völker" genannt wird (Luc. 21, 24). Seine Hauptverkündigung ist das Kreuz Christi (1. Kor. 1, 23; 2, 2; Gal. 3, 1; 6, 14), denn der Kreuzestod Christi erscheint in der gegenwärtigen Feindschaft der Juden erst in seinem vollen Lichte. Er weiß es, daß ihm in seinem unbekehrten Zustand Nichts unerträglicher gewesen, als daß die Gläubigen einen Gekreuzigten verehrten, das heißt einen von dem Gesetze Gottes Verfluchten, einen von der rechtmäßigen Obrigkeit Israels wegen Gotteslästerung Verurtheilten und einen von dem auserwählten Volke Gottes Verworfenen. Eben deshalb ruhte er nicht, damit die Gläubigen den Gekreuzigten lästern oder, wenn sie sich dessen weigerten, bestraft werden sollten (Apostg. 22, 5; 26, 11). Und sobald er bekehrt ist, hat er dieselbe Feindschaft der Juden, welche Jesum an's Kreuz brachte, an seinem Leibe erfahren, weshalb er auch von sich sagen kann, daß er das Sterben Jesu an seinem Leibe trägt (2. Kor. 4, 10; vgl. Gal. 6, 17; Phil. 3, 10). Wenn er also den Gekreuzigten verkündigt, so ist es kein Wunder, daß den Hörern ist, als erlebten sie die Thatsachen gegenwärtig (Gal. 3, 1). Und auf dieser persönlichen Erfahrung ruht seine Hauptlehre, welche nicht ein abstracter Gedanke ist, sondern der correcte Ausdruck für die ganze damalige Weltlage, welche übrigens heute noch dieselbe ist. Wenn das Volk Gottes dem Gericht der Verstockung verfallen ist, wenn Israel Pharao gleich geworden ist, dann giebt es in der gesammten Aeußerlichkeit Nichts, was vor Gott bestehen kann, ja wenn die geheiligte Aeußerlichkeit wie Beschneidung und Gesetzesbuchstabe

nicht mehr zur Erleuchtung, sondern zur Verblendung gereicht, dann ist die Zeit gekommen, wo aller Vorzug äußerer Heiligkeit als Hinderniß und Schaden geachtet werden muß (Phil. 3, 8). Dann ist nur Heil und Rettung zu finden in der allertiefsten Innerlichkeit, wo alles Aeußere untergegangen ist. Wir erinnern uns, daß Seneca, dem gleichfalls sein Volksthum sich in eine Verführungsmacht verkehrt hatte, nach dieser Innerlichkeit suchte, sie aber nicht erreichen konnte. Paulus hat dieses innere Heiligthum gefunden, es ist der Glaube. Der Glaube ist die Tiefe, in welcher der Mensch mit seiner ganzen bisherigen Welt erstirbt, aus welcher aber auch Gerechtigkeit und neues Leben hervorgeht (Röm. 6, 7. 11). Mit dem Glauben ist der Schwerpunkt alles Lebens nach innen verlegt, hier heißt es nicht: Sünde ist Gesetzesübertretung (1. Joh. 3, 4), sondern Alles, „was nicht aus dem Glauben geht, ist Sünde" (Röm. 14, 23). Das Gesetz als äußerer Buchstabe ist zu Ende, „es ist Alles erlaubt," schreibt Paulus viermal (1. Kor. 6, 12; 10, 23), denn diese unbegrenzte Freiheit wird nicht von außen eingeschränkt, sondern nur durch das dem neuen Leben innewohnende Gesetz der Liebe. Von hier aus erklärt sich auf's Neue die Bedeutung des großen Kampfes zwischen Paulus und Petrus in Antiochia. Das Verhalten des Petrus mußte rücksichtslos und öffentlich gestraft werden, weil es erklärlich und entschuldbar auf jedem andern, als dem paulinischen Standpunkt, jetzt das die gegenwärtige Weltlage beherrschende Gesetz Christi verdunkelte.

Damit ist nun die Thür zu den Heiden angelweit aufgethan. Wenn die heilige Vergangenheit Israels keinen Vortheil bringt, sondern eher hindert, so kann die unheilige Vergangenheit der Völker nicht schaden, sondern eher fördern. Paulus wendet sich an das Gewissen des Menschen (2. Kor. 4, 2; 5, 11), und das Gewissen giebt seiner Verkündigung und Lehre zustimmende Antwort. Die nächste Folge ist, daß die, welche glauben, nicht blos ihrer individuellen, sondern auch ihrer ganzen nationalen Vergangenheit absterben: hier ist nicht Grieche noch Jude, nicht Barbar oder Scythe (Kol. 3, 11; Gal. 3, 28). Aber indem diese Gestorbenen Christo einverleibt werden, gewinnen sie

zu ihrer gesammten Vergangenheit einen neuen Zugang, und darauf beruht das große Geheimniß, daß Paulus, indem er die Einzelnen und die Familien, welche glauben, trotzdem daß sie die ganze Vergangenheit als das Alte in den Tod geben müssen, zu Grundpfeilern einer neuen geschichtlichen Entwickelung zu bereiten versteht. Daß nicht der jede Faser des Fleisches zerschneidende Radicalismus das Geistesleben der Bekehrten in eine atomistische und pietistische Bahn hineintreibt, das ist vor Allem der wunderbaren Macht der nationalen Liebe und Hoffnung des Heidenapostels zu verdanken. Wir haben gesehen, daß die Liebe, mit welcher Christus sein Volk umfaßt, auf Stephanus übergegangen, weit herrlicher und kräftiger aber zeigt sich diese Liebe Christi noch in Paulus. Dieser, der von seinem Volk auf den Tod gehaßte und verfolgte, der immer auf's Neue den Grimm der Juden an Seele und Leib zu erfahren hatte, bezeugt als das tiefste und verborgenste Geheimniß seines Geistes den unaufhörlichen Kummer um seine Brüder und seinen Wunsch, von Christus verbannt zu sein, wenn er sie damit retten könne (Röm. 9, 1—3). Und wenn er jenen unvergleichlichen Lobgesang der Liebe anstimmt, so sind die Grundtöne der Wiederhall seiner Liebe zu seinem Volke (1. Kor. 13, 4—7). Und dieser Liebe Frucht ist die feste Hoffnung, daß das jetzt abgefallene und verstockte Volk dereinst sich bekehren werde. Diese Hoffnung spricht er nicht blos, wie man gewöhnlich annimmt, Röm. 11, 26 (vergl. 2. Kor. 3, 16) aus, sondern was er bei seinem letzten Aufenthalt in Jerusalem verschiedentlich als sein Bekenntniß feierlich betheuert (Apostg. 23, 6; 24, 14. 15; 26, 6. 7; vergl. 28, 20), ist wesentlich dieselbe Hoffnung. Es ist eine wahre Mißhandlung des großen Apostels, wenn man nach solchen Aussagen und Bekenntnissen die Hoffnung auf die Bekehrung Israels als ein gleichgültiges Beiwerk seines Gedankensystems betrachtet. Im Gegentheil, diese Hoffnung ist der Leitstern seiner ganzen Lebensarbeit. Als höchstes Lob seiner bekehrenden Thätigkeit unter den Völkern gilt ihm dieses, daß dadurch das letzte Ziel aller Völkerbewegung: die Bekehrung und Rettung Israels, erreicht wird (Röm. 11, 13. 14). Und nur durch diese

Anschauung, welche Ende und Anfang der göttlichen Offenbarung und Geschichte zusammenschließt, durch diese wahrhaft organische Auffassung des gesammten Verlaufes der Geschichte ist es möglich, daß der Mann, der in dem jähesten Abbruch aller geschichtlichen Entwickelung seinen leidensvollen Stand hat, weltgeschichtlich zu wirken im Stande ist. Denn nur dadurch wird es ihm möglich, in den bekehrten Einzelnen und Familien nicht irgend einen beliebigen Bruchtheil der Menschheit zu sehen, sondern ein Volk Gottes (Tit. 2, 14; 2. Kor. 6, 16); ja nur dadurch wird es ihm möglich, in den Einzelnen, welche sich aus der heidnischen Gesammtheit der Heiden bekehrt haben, die wahren Repräsentanten der Völker zu sehen. Denn es ist ein ganz gewöhnlicher Sprachgebrauch, die einzelnen bekehrten Heiden als „Völker" und als „die Völker" zu bezeichnen (Röm. 11, 13; 15, 27; 16, 4; Gal. 2, 12; Eph. 3, 1). Vermöge dieser großartigen nationalen Anschauung des göttlichen Haushaltes kann Paulus die Gläubigen, nachdem er sie in den radicalen Abbruch aller Entwickelung hinabgeführt hat, ihr Denken und Verhalten wiederum auf geistige Weise mit ihrer nationalen und territorialen Umgebung vermitteln. In der Metropole der antiken Bildung, in Athen, verkündigt Paulus, daß die geographische Lage und historische Entwickelung der Völker darauf angelegt ist, Gottes inne zu werden (Apostg. 17, 24—26). Da nun dieses Ziel in den Zeiten der heidnischen Unwissenheit nicht erreicht ist, so fällt diese Aufgabe den aus den Völkern gläubig Gewordenen zu. Und dieser dient zum Fingerzeig, daß diejenigen, deren Auge durch den Glauben gereinigt ist, auch in der sündhaften Entwickelung der Völker die Spuren göttlicher Ordnung erkennen können. So sehr die Einzelnen und auch die Massen irren, so giebt es doch immer noch einen gesunden Rest von sittlichem Gesammturtheil, nach welchem die Gläubigen sich richten sollen (Röm. 12, 17; 2. Kor. 8, 21; Tit. 3, 8); jedenfalls ist jeder Verstoß gegen dieses sittliche Gesammturtheil auf's Aeußerste zu vermeiden (1. Tim. 6, 1; Tit. 2, 5; 1. Thess. 4, 12; Kol. 4, 6; 1. Tim. 3, 7; Tit. 2, 8; 1. Kor. 10, 32). Ich kann nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, wie grell gegen diese pau-

linische Werthschätzung des sittlichen Urtheils derer, die draußen sind, das Urtheil und das Verhalten derjenigen absticht, welche sich gegenwärtig für die ausschließlich Gläubigen halten. Auf demselben Wege findet Paulus Wahrheit und Weisheit bei heidnischen Dichtern (Apostg. 17, 28; Tit. 1, 12; 1. Kor. 15, 33); ja selbst in den Inschriften heidnischer Altäre (Apostg. 17, 23); und sogar in der allerhärtesten Erscheinung des heidnischen Römerthums, in der römischen Staatsgewalt sieht er ein göttliches Institut zur Förderung des Guten und Abwehr des Bösen (Röm. 13, 1—4). Durch eine solche Anweisung und Führung sind die paulinischen Gemeinden die tiefen unterirdischen Fundamente geworden, auf denen sich eine neue Völkergeschichte aufgebaut hat.

Wie bedeutend das Werk des Paulus ist, wird uns vielleicht noch deutlicher, wenn wir uns zum Schluß einen geistvollen Versuch, die alte Welt zu erneuern, vergegenwärtigen, der sich viel großartiger ankündigt, als das paulinische Evangelium vom Kreuz, aber kläglich gescheitert ist; ich meine die berühmte Schrift des Plato über den Staat. Es enthält diese Schrift den Entwurf, die wahre Gerechtigkeit in einem Gemeinwesen zur Erscheinung zu bringen. Der Grund, daß dieser Versuch in keiner Weise an das Bestehende anknüpft, sondern, so zu sagen, in die Luft gebaut wird, ist die Verzweiflung an der nationalen und politischen Gegenwart. Sokrates, der beste Bürger und Mensch, hat in der ersten Stadt der hellenischen Bildung den Schierling trinken müssen. Die daraus hervorgehende Stimmung spricht Sokrates in der platonischen Apologie dahin aus, daß er das Wirken an dem öffentlichen Gemeinwesen für gefährlich und fruchtlos erklärt. Aber eben daher, daß Plato, dieser Verzweiflung nachgebend, die Brücke mit der Vergangenheit abbricht, ohne eine neue Vermittelung zu suchen, erklärt sich, daß die ganze geistreiche Arbeit für die Wirklichkeit Nichts ausgetragen hat; und gewiß würde der praktische Unverstand des großen Denkers noch greller hervorgetreten sein, wenn der Platoniker Plotinus im Bunde mit seinem kaiserlichen Gönner die Stadt Platonopolis wirklich gegründet hätte. Nun bedenke man, daß

der Abfall Israels weit jäher war, als die Versündigung der Athenienser an Sokrates; dazu kommt, daß jene diese ihre That bald bereuten, während die Juden bis auf den heutigen Tag keine Buße gethan. Und wie ganz anders hat Paulus in die allgemein menschliche Verderbtheit hineingeschaut als Plato. Freilich bricht auch er mit der Vergangenheit, und radicaler noch als der Philosoph; aber dieser Bruch ist tief innerlich, er ist das Sterben mit Christus; und weil Christus nicht blos der Gekreuzigte, sondern auch der Auferstandene ist, so wird mit der Vergangenheit nicht blos nothdürftig wieder angeknüpft, sondern sie wird vollständig wiederaufgenommen, um vollendet zu werden. Dort ist Phantasie, hier geschichtliche Arbeit, dort die Erfindung eines geistreichen Denkers, hier das Leben und Wirken eines mit dem Geheimniß des gesammten göttlichen Haushaltes vertrauten Geistes.

VI.

Die weltüberwindende Kirche als nachapostolische.

Der Siegeslauf der Kirche von dem Abtreten der Apostel an bis zu der feierlichen Erhebung des Kreuzeszeichen durch den Kaiser Constantin ist unser heutiges Thema. Wenn man bedenkt, daß das Christenthum unmittelbar nach dem bezeichneten Endpunkt dieser Periode als eine Macht auftritt, welche der römischen Welt Gesetze giebt, so liegt die Vermuthung nahe, daß die Geschichte des römischen Reiches während dieser beiden Jahrhunderte auf eine sehr bemerkenswerthe Weise von dem Wachsthum und der Ausbreitung der Kirche mußte Notiz genommen haben. Es ist dies aber durchaus nicht der Fall, die Geschichtschreibung, sowie auch die übrige Literatur dieser Zeit ignorirt entweder das Christenthum gänzlich, oder berührt dasselbe nur flüchtig und meistens mit verächtlichem Seitenblick. Auch

diejenigen Heiden, welche in eigenen Schriften das Christenthum bekämpft haben und sich daher etwas näher mit dieser Erscheinung bekannt gemacht hatten, sind weit davon entfernt, eine Ahnung von der diesen Sonderlingen, wie ihnen die Christen erschienen, innewohnenden Kraft zu besitzen. Von diesem Standpunkte aus begiebt es sich, daß nicht zehn Jahre vergingen, seitdem man dem Kaiser Diocletian Denksäulen für die Vertilgung des christlichen Namens errichtet, daß das christliche Zeichen zum Reichspanier erhoben wurde. Diese in der That schimpfliche Blindheit einer intelligenten Welt über die geschichtliche Kraft der Kirche muß uns eine Mahnung sein, daß wir, hochgeehrte Anwesende, uns alle Mühe geben, damit wir in der unscheinbaren Gestalt der schutzlosen Kirche die still wirkende und siegende Macht verstehen lernen, vor welcher schließlich auch die feindlichen Geister und Gewalten sich beugen mußten.

Wir wollen unser Augenmerk richten auf das Stillleben dieser nachapostolischen Kirche, auf ihren Kampf mit der Welt und auf ihren Erfolg in der Welt.

Ehe wir aber in diese Betrachtung selbst eintreten, muß ich eine nöthige Bemerkung über die Bedeutung der kirchlichen Literatur vorausschicken. Gewöhnlich ist man sehr erstaunt über den Abstand zwischen den neutestamentlichen Schriften uud den literarischen Producten der nachapostolischen Zeit. Dieses Staunen beruht aber zum großen Theil auf einer ganz falschen Anschauung vom Wesen der Kirche. Nämlich auch hier spielt der doctrinäre Wahn hinein, als ob die Kirche vornehmlich eine Lehranstalt sei. Denn auf dieser Anschauung beruht es doch, daß man die kirchliche Literatur, das reifste Erzeugniß derer, welche die Lehre handhaben, als das vornehmste Product der kirchlichen Entwickelung betrachtet, und die einzelnen Leistungen der literarischen Thätigkeit vornehmlich nach ihrem Lehrgehalt abschätzt. Dieser Fehler ist alt, er findet sich schon bei Eusebius, dem ersten gelehrten Kirchenhistoriker, der offenbar auf die kirchliche Schriftstellerei ein viel zu großes Gewicht legt, und bis auf den heutigen Tag ist die Betrachtung der kirchlichen Entwickelung in dieser Einseitigkeit befangen. Das Wort Gottes ist nicht Buchstabe geworden, son-

dern Fleisch, d. h. geschichtliches Leben. Damit hat aber der Buchstabe seine Endschaft erreicht; der Buchstabe gehört der alten Welt an (Röm. 7, 6), in welcher der Geistesinhalt dem Leben noch äußerlich gegenüberstand; jetzt sind die Buchstaben lebendige Personen, denn die korinthische Gemeinde ist ein von Christus durch Paulus geschriebener lebendiger Brief (2. Kor. 3, 2. 3). Daß Jesus nicht geschrieben, hat eine innere Nothwendigkeit, und die Behauptung Lessing's von dem Christenthum vor der Schrift ist nicht blos eine historische Wahrheit, sondern ein christlicher Grundsatz. Dazu kommt, daß die sich vollendende Corruption der alten Welt sich eben innerhalb der Bildung und Gelehrsamkeit stark eingenistet hatte. Eben deshalb mußte der neue Lebensgeist vornehmlich diejenigen aufsuchen, welche von dieser Ansteckung am entferntesten wohnten, die in dem unmittelbaren Verkehr mit den ursprünglichen Lebensordnungen ihren Stand hatten. Darum erwählt Jesus seine Jünger bis auf Einen aus dem Kreise der schlichten galiläischen Arbeiter und preist die Weisheit des himmlischen Vaters, daß das Geheimniß des ewigen Lebens den Weisen verschlossen ist (Matth. 11, 25; vgl. 1. Kor. 1, 18—37). Es ist natürlich, das diese urchristliche Anschauung von dem Gegensatz zwischen gelehrter Bildung und Laienthum sich auch auf das Heidenthum überträgt. Tertullian appellirt für das christliche Bekenntniß an das Zeugniß der menschlichen Seele. Aber welche Seele hat er im Auge? Er schreibt: „gewiß ist die Seele früher als der Buchstabe, und die Rede früher als das Buch, und der Gedanke früher als der Stil, und der Mensch früher als der Philosoph und der Dichter.“ Und folgendermaßen ruft er die menschliche Seele zum Zeugniß auf: „wenn ich mich an dich wende, o Menschenseele, so meine ich dich nicht, inwiefern du, durch die Schulen gebildet, durch die Bibliotheken geübet, in den Akademien und Hallen von Athen genähret Weisheit auskramest.“ Obwohl es nun von Anfang an nicht an Einzelnen fehlte, welche aus dem Stande der Gebildeten dem christlichen Glauben ihr Herz aufthaten, so sind es doch vorzugsweise Menschen aus den unteren Schichten der heidnischen Bevölkerung, welche den Stamm der Gemeinden bildeten. So beschreibt schon Paulus den Be-

stand der christlichen Bekenner (1. Kor. 1, 27. 28), und aus diesem Grunde verspottet der Heide Celsus die Christen als „Wollkämmer, Schuster und Walker", und der Heide Cäcilius nennt die Christen ein „blasses, schüchternes, halbnacktes Winkelvölklein", und selbst der Kaiser Julian blickt, nachdem das Christenthum schon längst Staatsreligion geworden, mit hochmüthiger Verachtung auf die ungebildete Masse der Christen. Bei den Juden ist vermöge des hier vorherrschenden religiösen Charakters des allgemeinen Bewußtseins der Abstand zwischen Bildung und Laienthum nicht so groß, wie bei den Heiden, bei denen die Bildung einen weniger allgemein menschlichen Grundzug hat. Wenn daher auch ein galiläischer Fischer ungern zum Schreibrohr greift (2. Joh. 12; 3. Joh. 13), so geht ihm doch nicht die Fähigkeit ab, sobald er die innere Nothwendigkeit erkennt, ein sehr lesbares Buch zu schreiben. Abgesehen auch von dem unschätzbaren Vorzug, den die apostolischen Männer in dem Umgang mit Jesu genossen hatten, hatte ein christlicher Heide aus dem Handwerkerstande weder die Fähigkeit noch die Dringlichkeit, das, was seinen Geist erfüllte und bewegte, in Buchstaben zu fassen. Offenbar müssen wir nach dem Verstummen der Apostel und neben den ersten Versuchen christlicher Schriftstellerei in den nachapostolischen Zeiten eine Generation von lebendigen und kräftigen Christen voraussetzen, welche den christlichen Geist nicht durch Schrift, sondern durch unmittelbares Leben fortpflanzen. Niemand kennt und nennt jenen Greis, der dem suchenden Justinus an der einsamen stillen Meeresküste erscheint und ihm den Weg zu Gott eröffnet; und welches sind die ehrwürdigen Gestalten verschiedener Nationen, an deren Lippen Clemens von Alexandrien gehangen hat? Und ist es nicht die Wirkung jener ursprünglichen Lebensunmittelbarkeit, daß Papias die lebendige Stimme der mündlichen Ueberlieferung dem Buchstaben vorzieht? Daß Irenäus die Nationen feiert, welche das Evangelium leben, ohne es lesen zu können? Daß Clemens von Alexandrien den Christen für eine Münze des Herrn mit seinem königlichen Bilde erklärt? Daß Origenes ausdrücklich bezeugt, die kräftigsten Dämonenbanner wären schlichte Christen aus den niedrigsten Ständen? Und wahrhaft erhaben

nenne ich das nur aus dieser Anschauung verständliche Wort des Ignatius: „wenn ihr mich gewähren lasset, so daß ich den Märtyrertod erleide, so werde ich eine Rede Gottes werden, wenn ihr aber mein Fleisch lieb habt, so werde ich wiederum mein eigenes Echo sein.“ Diese Lebensunmittelbarkeit im Unterschied und Gegensatz zum Buchstaben ist zwar in den ersten christlichen Zeiten am merkwürdigsten, sie will aber doch für alle Zeiten der Kirche beachtet sein. Das ungeschriebene Leben der Gläubigen ist und bleibt der Grundstock des Christenthums, und nur derjenige versteht die wirkliche Literatur, der dieses urgeschichtliche Leben zwischen ihren Zeilen zu lesen vermag. Und liest man mit solchem Sinn und Verstande die früheſten nachapostolischen Erzeugnisse, geht man nicht, wie es gewöhnlich geschieht, auf die Jagd nach dogmengeschichtlichen oder archäologischen Merkwürdigkeiten, so wird man in diesen Schriften der sogenannten apostolischen Väter, trotz ihrer großen wissenschaftlichen und stylistischen Unvollkommenheit, äußerst werthvolle Documente des christlichen Geistes erkennen. Von diesem einzig wichtigen Gesichtspunkte aus muß aber nicht blos diese, sondern die ganze kirchliche Literatur gewürdigt werden, wodurch freilich die Schätzung der einzelnen Schriften zu dem Urtheil des einseitigen Doctrinärismus sich vielfach in umgekehrtem Verhältniß befindet.

Wir betrachten nun zuvörderst das Stillleben der nachapostolischen Christenheit. Die Menschheit der alten Welt sehnte sich nach Ruhe, das öffentliche Leben hatte seinen früheren Reiz verloren, man wollte nun sich selbst leben, man wollte genießen. Schon Cicero klagt, daß auch die Besseren sich von den politischen Interessen und Geschäften zurückziehen und sogar eine Muße ohne Würde erwählten. Dieses Trachten nach Otium, nach einem von öffentlichen Pflichten und Lasten entfernten Stillleben, ward immer allgemeiner und unzählig oft ward dieses Otium als das höchste Glück gepriesen. Aber da dieses Stillleben ein selbstsüchtiges ist, so gilt hier, was Plinius sagt: „das Leben hat seinen Gehalt verloren und wir besitzen Nichts als Lüste“; und so schlägt dieses Stillleben in das gerade Gegentheil um, es wird auf's Tiefste durch die Unruhe der Leidenschaft aufgewühlt. Die

Menschheit bedarf nach einer todesmüden Erschöpfung in ihren Arbeiten einer Sammlung in stiller Zurückgezogenheit. Aber das römische Otium giebt der Menschheit keine Erholung. Das wahre Stillleben, in welchem die römische Menschheit wieder zu sich selber kommt, ist das christliche. Im Ganzen und Großen gilt von der christlichen Gemeinde bis zur Zeit Constantin's, was Tertullian bekennt: „Nichts liegt uns ferner, als die Politik." Dieses christliche Stillleben ist aber nicht blos eine wirkliche Abkehr von dem Geräusch und Getümmel der Welt, sondern auch eine sabbatliche Ruhe in dem Urquell alles Lebens. Wenn man in das Innere des Gemeindelebens dieser Jahrhunderte hineinschaut, so breitet sich im wunderbaren Gegensatz zu der rings umgebenden leidenschaftlich aufgestürmten Welt ein friedlicher Hauch über das Ganze, und wenn auch einmal aus der äußeren Region des alten Wesens ein Windstoß hineindringt, so wird diese Störung bald überwunden und es stellt sich immer wieder die liebliche Ruhe her, die, wie der römische Clemens so schön beschreibt, ihr herrliches Abbild in der großen Naturordnung hat. Und in dieser Ruhe und Stille arbeitet der christliche Geist an der Wiederherstellung der elementaren Bestandtheile eines wahrhaft menschenwürdigen Daseins. Wort, Form und Bild des sittlichen Lebens ist zwar auch außerhalb der christlichen Gemeinde noch immer vorhanden, es giebt immer noch Männer, welche von der Tugend Profession machen, aber was Christus an den jüdischen Schriftgelehrten rügt: „sie sagen es wohl, aber sie thun es nicht," das ist von den Heiden dieser Zeiten gegen ihre eigenen Philosophen sehr häufig gesagt. Das ist nun der unvergleichliche Ruhm des christlichen Stilllebens, daß hier die Worte der Tugend Wirklichkeit werden, ja hier kehrt sich die Sache um: „wir reden nicht Großes, aber wir thun es," sagt Octavius. Alle Vertheidiger des Christenthums berufen sich in öffentlichen Schriften ihren erbitterten Feinden gegenüber einmüthig auf dieses gewaltige Zeugniß, keiner aber häufiger und nachdrücklicher als Origenes, dessen Stimme um so gewichtiger ist, da er einerseits die Hauptprovinzen der damaligen Kirche persönlich kennt, und außerdem sich einer sehr gemäßigten Sprache bedient. Und merk-

würdig genug, die Heiden, welche über die Christen der ersten Jahrhunderte geschrieben, haben großentheils gegen ihren Willen dieses Lob der christlichen Tugenden bestätigt.

Es ist der Mühe werth, dieses sittliche Stillleben der Christen dieser Periode nach seinen Hauptzügen näher anzuschauen. Nichts beweist wohl so sehr, daß in diesen stillen Räumen wirklich ein neues Leben pulsirt, als die hohe Freudigkeit der Christen. Der Apostel der Heiden hatte trotzdem, daß er Leiden und Trübsal in Aussicht stellen mußte, den Gläubigen die ununterbrochene Freudigkeit zur Pflicht gemacht (Phil. 4, 4; 1. Thess. 5, 17; 2. Kor. 6, 10; Ephes. 5, 4). Es ist oft schwer, die Spur der Lehren des Paulus in den nachapostolischen Zeiten wieder zu finden, es ist aber mehr als paulinische Lehre, es ist paulinischer Geist, daß die Freudigkeit sich als ein Charakterzeichen der Christen offenbart. Wenn auch nicht immer die blutige Verfolgung an die verschlossenen Thüren der stillen Gemeinde pochte, der Zustand derselben war und blieb doch, zumal nach dem Maßstab des Alterthums bemessen, ein höchst dürftiger und gedrückter. Dennoch aber klingt der Tenor heller Freude durch die dunkeln Räume der Höhlen und Katakomben. Die Leier, das Instrument des lieblichen, freudebringenden Gesanges, ist ein beliebtes Symbol der ältesten Christen, und selbst auf einem Sarkophage der ersten Jahrhunderte wird von einer weiblichen Figur die Leier gespielt. Auch Tod und Grab können die Christenfreude nicht verscheuchen. Und eben so wenig die Strenge der bußfertigen Gesinnung. Eine im christlichen Alterthum vielgelesene Schrift ist der Hirte des Hermas. In derselben herrscht ein strenger Geist, welcher eingerissene Lauheit und Schlaffheit mit großem Ernste züchtigt. Und in derselben Schrift wird die Trübheit der Geister als ein Laster gegeißelt und als eine Lüge aus dem christlichen Bereich verbannt. Vielleicht gewährt uns aber den vollsten und überzeugendsten Anblick der christlichen Heiterkeit die idyllische Scenerie, welche Minutius Felix seinem „Octavius“ betitelten Gespräch voraufgeschickt hat. Um den hohen Grad der Unbefangenheit und Gemüthlichkeit dieser Schilderung zu würdigen, muß man sich nur die ganze Lage der da-

maligen und dortigen Christenheit gegenwärtig halten. Denn offenbar sind die grellen Farben, mit denen das Gespräch des Minutius Felix den dürftigen, niedrigen, schmachbeladenen und bedrohten Stand der Christen schildert, aus der unmittelbaren Wirklichkeit entnommen. Und nun lese man, wie Minutius das Gespräch einleitet, man erhält den Eindruck, als stände das ganze Leben im sonnigsten Licht, als gäbe es am ganzen Horizont nicht eine einzige trübe Wolke. Der in Rom wohnende Minutius, ein Rechtsanwalt, erzählt, wie sein College und Freund in den Gerichtsferien ihn besucht. Beide sind Christen, und wir schauen in ihrem gegenseitigen Verhältniß zugleich ein schönes Bild altchristlicher Freundschaft. Minutius ist ganz gerührt von der Aufopferung seines Octavius, der zu Hause Gattin und Kinder in dem Alter des lieblichsten Plauderns zurückgelassen, um ihn, den Freund, aufzusuchen. Nachdem die Beiden zwei Tage ihr Herz gegen einander ausgeschüttet, besuchen sie die beliebte Meeresküste bei Ostia. Hier lustwandeln sie in der Abendkühle und lassen sich wie die Kinder in dem weichen Sand von dem leisen Wellenschlag die Füße benetzen. Daneben schauen sie dem Spiel der Knaben zu, welche Scherben auf dem Wasser schillern lassen, und lachen über den kindlichen Scherz. Wer sollte denken, daß auf diesem harmlosen Boden sich ein so gewaltiger Ernst erheben würde, nicht etwa nur eine Disputation zwischen Christenthum und Heidenthum, nein, ein Drama, in welchem auf der einen Seite die schwertgerüstete Gewalt des finstern Heidenthums steht, und auf der andern Seite die leidende und blutende Christenheit Das ist aber gewiß, wo die Heiterkeit so frei und frisch mit dem ungeheuersten Ernst zu spielen vermag, da ist ein sicheres Zeichen gegeben, daß nicht etwa nur eine neue Lehre, eine neue Gedankenverbindung aufgekommen ist, sondern daß neues Leben, daß frisches Blut in die Menschheit eingetreten ist.

Als eine zweite Eigenthümlichkeit des inneren Lebens, welches wir mit einander betrachten, bezeichne ich die Geltung der Persönlichkeit. Nach dem Begriff des Alterthums ist der volle Mensch nur der active Bürger; das Weib, das Kind, der Sclav entbehren der vollen Selbstständigkeit. Diese despotische Usurpation

der Bevorrechteten rächte sich schließlich so, daß auch diese Herren Sclaven wurden, nicht blos äußerlich der Willkür eines Einzigen preisgegeben, sondern auch innerlich, so daß sie, wie Seneca klagt, sich selbst verloren an die blinde Gewalt der allgemeinen Meinung. Christus befreit und erlöst die Seelen der Einzelnen und setzt damit das Menschenthum ein; nun ist jeder Mensch gewürdigt, eine volle Persönlichkeit zu sein. Dieses Recht der menschlichen Persönlichkeit wird zuerst in dem stillen Kreise der christlichen Gemeinde zur Geltung gebracht. Man hatte wohl auch außerhalb der Kirche humanistische Gedanken und Wünsche, aber des Etwas dauernd zu verwirklichen, dazu war selbst die Kaisermacht eines Marc Aurel nicht fähig. Wie oft hatte man über den Greuel der Gladiatorenspiele philosophirt! Auch muß der kaiserliche Stoiker die Pflicht erkannt haben, Etwas gegen diesen Greuel zu thun, denn Capitolinus erzählt, daß er die Gladiatorenspiele vielfach beschränkt habe. Aber deßungeachtet spricht der Kaiser in seinen Monologen sehr gleichgültig von verwundeten Gladiatoren, und Athenagoras erzählt, daß die von Marc Aurel veranstalteten Thier- und Gladiatorenspiele sehr beliebt seien. In der Kirche wird das Recht der menschlichen Persönlichkeit selbst über das Kind im Mutterleibe ausgedehnt. Und indem Jeder Gott und der Gemeinde gegenüber für sein Denken und Leben als selbstverantwortlich angesehen und behandelt wird, wird seine geistige Selbstständigkeit anerkannt, ist er nicht mehr eine bloße Ziffer oder ein Durchgangspunkt für die Masse, sondern eine auf sich selber ruhende Persönlichkeit. So haben sich die Christen auch den Heiden gegenüber gezeigt; indem sie für das, was sie glauben sollen, Gründe fordern, gelten sie den Heiden, welche sich auf Tradition und Mysterium berufen, für Rationalisten, und besonders wenn sie ungelehrt sind und doch ihre sehr festen und bestimmten Gedanken über die höchsten Angelegenheiten haben und aussprechen, ist diese vermeintliche Anmaßung den Heiden ein Gegenstand großen Aergers. Aber das Christenthum, schreibt Ignatius, beruht auf „Seelengröße."

Wir kommen jetzt zu dem vornehmsten Merkmal des neuen Lebens. Ebenso wie der Begriff und die Bezeichnung des

menschlichen Geschlechtes tritt auch das Wort und die Forderung der Liebe in den Zeiten des römischen Weltreiches kräftiger und nachdrücklicher auf als früher; aber eine tiefere Wirkung als etwa das bequeme Verbot der Menschenopfer unter den Barbaren ist davon nicht zu spüren. So lange die Menschen sich selbst verloren hatten, wie Seneca so richtig von seinen Zeitgenossen urtheilt, konnten sie ja auch nicht lieben, denn wer sich selbst nicht besitzt, kann sich auch nicht hingeben. Erst das Christenthum schuf diese erste Bedingung der Liebe, die selbstständige und sich frei besitzende Persönlichkeit. Das Christenthum gewährte auch erst den Trieb und die Kraft der Liebe. Gewöhnlich bleibt man dabei stehen, daß Christus die Bruderliebe, die Menschenliebe und die Feindesliebe geboten habe, aber dann hätte er nur wiederholt, was Mose längst vor ihm befohlen. Christus hat den Geist der Liebe über die Menschheit ausgegossen. In Christo hat der Mensch sich selbst gefunden, seine wahre Persönlichkeit, sein ewiges Leben, und wenn er nun in dem Andern dasselbige Leben wahrnimmt, da entzündet sich in ihm das Gefühl der brüderlichen Gemeinschaft, und da das ewige Leben, in welchem die Beiden sich Eins fühlen, alles zeitliche Leben überragt, so verschwinden in der Gemeinschaft des höheren Lebens alle Unterschiede und Gegensätze des Standes, Geschlechtes und des Volksthums. So still und verborgen die Gemeinde auch ihr Dasein in der Welt führen mag, die Liebe, diese Offenbarung eines neuen Geistes und Lebens, kann sich den Blicken der Menschen nicht entziehen. Wie ein unfaßbares Wunder erscheint es ihnen, und da sie sich nicht entschließen können, sich vor demselben zu beugen, so sind sie genöthigt, durch die unglaublichsten Erklärungen die Macht des empfangenen Eindruckes abzuschwächen. Es giebt jetzt zartere Blüthen und feinere Düfte der Liebe, aber damit in die erstarrende Welt wieder Lebenswärme komme, mußte die Liebe zuerst ein gewaltiges Feuer anzünden. Eben derjenigen Glieder der Menschheit, welche es längst gewohnt waren, von der Selbstsucht kalt und verächtlich behandelt zu werden, eben dieser nimmt sich die Liebe mit besonderer Inbrunst an. Das Geringste ist die Wohl-

thätigkeit gegen Bedürftige, obwohl die großartigen Leistungen der gedrückten und verfolgten Kirche Alles, was wir in der Art kennen, in tiefen Schatten stellen. Die Liebe der ersten Christenheit that sich nicht genug mit dem Darreichen von äußeren Gaben, sie war vor allen Dingen persönliche Selbsthingabe. Das vielsagende Wort des Paulus von dem gegenseitigen Tragen der Lasten klingt in den Schriften der apostolischen Väter wieder, und die Thaten der Christen beweisen, daß sie niemals den Drang und Trieb, solidarisch für einander einzustehen, so lebendig fühlten und bethätigten, als wo es mit persönlicher Gefahr verbunden war.

Der Bischof Dionysius von Alexandrien erzählt, daß nach einer grausamen Christenverfolgung in Alexandrien die Pest ausgebrochen sei. Die Heiden hätten ihre Kranken aus Angst vor Ansteckung von sich gestoßen und selbst ihrer Geliebtesten nicht geschont. Umgekehrt hätten die Christen in fast übertriebener Weise sich beeifert um die Pflege ihrer Kranken, ja es wäre gewesen, als hätten die Pfleger den Pesthauch auf sich hinüber leiten wollen, damit die Brüder verschont blieben; und auf diese Weise wären die hervorragensten Mitglieder der Gemeinde umgekommen. Aehnlich beschreibt Cyprian das Verhalten der Christen während einer Pest in Carthago, nur daß er noch hinzufügt, die Christen hätten sich, trotzdem sie von den Heiden fortwährend verfolgt und verlästert wurden, der von den Ihrigen verlassenen Leichen der Heiden angenommen. Und noch aus den letzten und schwersten Zeiten der blutigen Verfolgungen berichtet Eusebius, daß die Christen durch ihr todesmuthiges Verhalten, während Hunger und Pest wütheten, die Bewunderung der Heiden erzwungen hätten. Und noch etwas Schrecklicheres gab es als Hunger und Pest, das war der Zorn des Kaisers und seiner Diener. Ovid hatte viele Freunde und Gönner in Rom, als aber die Sonne der kaiserlichen Gunst sich in eine finstere Wolke für ihn verwandelte, was ward aus diesen Freunden und Gönnern? Kaum daß Einer es noch wagte, sich seiner zu erinnern! Und ich wiederhole, das geschah unter Augustus. Und nun schaue man die Christen an, wenn Einer von ihnen, ich will

nicht sagen von der furchtbaren Macht des römischen Staates bedroht wird, nein, wenn er an seinem Leibe, wenn er an allen Gliedern die blutigen Spuren dieses grausamen Thieres zur Schau tragen muß! Nicht ein Lobredner der christlichen Liebe soll es uns berichten, sondern von dem kalten Spötter Lucian wollen wir vernehmen, wie die Christen sich derjenigen unter den Ihrigen annahmen, an welche die Gewalt ihre Hand gelegt hatte, wie man sie zu befreien suchte, wie man sie mit ausgesuchter Sorgfalt pflegte, wie alte Frauen und Kinder vom frühen Morgen an der Gefängnißthür harren, wie Männer die Wachen bestechen, um mit ihnen ganze Nächte zuzubringen, ja, wie man von ferne her Abgeordnete schickt, um den Verfolgten beizustehen. Wir haben noch einen Brief vom Bischof Cyprianus, worin er die Gemeinde ermahnt, nicht allzu ungestüm sich der Gefangenen anzunehmen, um nicht die Wuth der Feinde zu reizen. Ja, während die Heiden die Ihrigen, sobald sie Gegenstand der Verfolgung von Seiten der öffentlichen Gewalt geworden, mieden und verleugneten, haben wir aus der Kirche viele Documente, welche vor einer übertriebenen Liebe und Anhänglichkeit gegen die, welche um des Glaubens willen unter der Gewalt gelitten hatten, alles Ernstes warnen. Allerdings ist in diesen Fällen eine Ueberspanntheit ganz unleugbar, allein wenn man doch, wo von Ueberschwänglichkeiten der Liebe in einem andern Sinne die Rede ist, nachsichtig zu sein pflegt, so sollte man auch hier, ehe man zur Censur schreitet, vor allen Dingen das Bekenntniß nicht zurückhalten, daß hier eine neue Aera der Menschheitsgeschichte eingeweiht wird, wenn die Liebe einen solchen Triumph über die Selbstsucht feiert, daß das Trachten nach der Gemeinschaft der Marter und des Todes einen leidenschaftlichen Charakter annimmt.

Wie der Geist der Liebe siegt über die härtesten Gegensätze innerhalb der Menschheit, so überwindet er auch den Raum. Die verschiedenen Theile der cultivirten Welt werden äußerlich durch die Einheit des römischen Reiches zusammengehalten, innerlich durch die Gemeinschaft der Christen. Lactanz schreibt: „unser Volk ist durch den Geist verbunden und hängt unter sich zu-

sammen wie ein einziger Mensch.“ Dieses unmittelbare Bewußtsein der Einheit bringt die in den verschiedenen Provinzen des Reiches wohnenden Gemeinden und Gläubigen in Fluß. Der rege Verkehr der Christen, der schon in der apostolischen Zeit Städte, Länder und Inseln verknüpfte, setzt sich später fort und überwindet die entgegenstehenden Schwierigkeiten. Die Lehrer der Kirche reisen hin und her, und es giebt Solche, welche den Drang haben, alle Theile der christlichen Welt zu begrüßen. Die Gemeinden verkehren nicht blos schriftlich mit einander, sondern wenn irgend thunlich behalten sie aus der apostolischen Zeit die gute Sitte, daß die das Schreiben überbringenden Boten zugleich Bevollmächtigte sind, welche das Geschriebene einem lebendigeren Verständniß zu vermitteln befähigt sind.

Und endlich, obwohl diese Liebe, wie natürlich, am kräftigsten und innigsten die Genossen desselben höheren Lebens, die Glieder an demselben heiligen Leibe umschließt, so verbreitet doch dieses heilige Feuer seinen Schein und seine Wärme weit über die Grenzen der Gemeinde hinaus. In der gesunden und kräftigen Bruderliebe ist zugleich beschlossen die Menschenliebe, welche die Welt und die Menschheit umspannt. Diese allgemeine Liebe kann freilich jetzt meistens nur in verborgener Gestalt auftreten und gehört recht eigentlich mit zu dem Stillleben der Kirche, sie kann sich für jetzt in der Regel nur offenbaren in dem schwellenden Muth des Weltgedankens und in der stillen Andacht der gemeinsamen Fürbitte. Vernehmen wir denn aus den unscheinbaren Blättern der ersten nachapostolischen Literatur ein paar Worte, welche beweisen, daß die Liebe ihren freien Flug auch durch die engsten Schranken einer gepreßten Lage sich nicht hemmen läßt. „Was die Seele am Körper ist,“ heißt es in dem Briefe an Diognet, „das ist die Christenheit in der Welt, welche sie haßt.“ Also diese kleine verfolgte Gemeinde ist die beseelende Macht, welche den großen Koloß des römischen Reiches und des Weltgebäudes zusammenhält. Man wundere sich nicht über diese Kühnheit eines Christen jener Zeiten, denn der der Zerfleischung im römischen Amphitheater entgegen gehende Ignatius schreibt: „jeder Zauber wurde aufgelöst, und jede Fessel vernichtet und der

Bosheit Unwissenheit ausgerottet, das alte Reich ward zerstört, als der Sohn in menschlicher Weise offenbar wurde, von da an ist das All in Bewegung gesetzt, weil es abgesehen war auf die Auflösung des Todes und einen Anfang gewann, was Gott bereitet hatte."

Wo solche, alle Räume und Zeiten umspannenden Gedanken ihren Sitz aufgeschlagen, da muß sich die das Universum umspannende Liebe auch offenbaren. Das geschieht für's Erste in der Fürbitte der Gemeinde für das kaiserliche Regiment der Welt und das dadurch bedingte Wohl aller Menschen. Es ist vielfach und mit besonderem Nachdruck bezeugt, daß die Gemeinde, obwohl oft verfolgt und immer bedroht, nie aufhörte, mit Zurückdrängung aller leidenschaftlichen Wünsche dieses Gebet der allgemeinen Menschenliebe emporzusenden. Und wie innig und kräftig solche Gebete an die Pforten des Himmels klopfen, hat uns Tertullian in seinem nervigen Stil beschrieben.

Ein ächt christliches Siegel auf das sittliche Stillleben der Gemeinde ist die Zucht, und mit diesem vierten Merkmal wollen wir diese Schilderung schließen. Die Kirche muß ihren Gang nehmen durch eine wüste und aufgelöste Menschheit, es ist nicht möglich, daß sie von der allgemeinen Verderbtheit der sie umringenden Welt nicht hie und da angesteckt werden sollte. Wird nun die Scheu, der feindlichen Welt innere Blößen zu zeigen, wird der alle Glieder umfassende Gemeinschaftsgeist die Wirkung haben, daß man solche aus dem Weltleben eingedrungene Flecken durch Ignoriren, Verdecken und Dulden zu ertragen sucht? Keineswegs, sondern die unerbittlich strenge Hüterin der Reinheit, die Zucht ist ein weltgeschichtlicher Beweis, daß jene Liebe, welche wir betrachtet haben, eine ächte Flamme Gottes ist. Lucian, der das unzerstörbare Zusammenhalten der Christen bezeugt, hat uns gleichfalls berichtet, daß diejenigen, welche gegen die kirchliche Regel verstießen, ohne Schonung ausgeschlossen wurden. Das Eine muß diesem Epikuräer so unbegreiflich sein wie das Andere, Beides zusammengenommen ist uns aber ein Beweis, daß wir hier auf einem Boden sind, wo alle gewöhnlichen Rücksichten und menschlichen Berechnungen auf das Strengste verpönt sind, sobald

das Heilige gefährdet erscheint. Das Heilige galt für gefährdet in zwei Fällen, einmal wo eine Lehre auftauchte, welche offenbar von der Ueberlieferung der Gemeinden abwich; dann wo der Glaube vor den feindlichen Gewalten verleugnet wurde. Der Irrlehrer wurde ausgeschlossen, er mochte so geistreich und gelehrt sein als er wollte, und der Nichtbekenner galt als abtrünnig, und keine Noth gereichte ihm zur Entschuldigung. Jene Zucht diente der Reinerhaltung des Dogma, diese sollte das Leben unbefleckt erhalten. Allerdings müssen wir wünschen, daß die dogmatische Censur nicht so engherzig gewesen, die ethische dagegen das allgemeine sittliche Urtheil mehr berücksichtigt hätte. Wenn Polycarp den Marcion, der bei allem Irrthum allgemein verkannte Wahrheiten vertrat, auf der Straße Roms den Erstgeborenen des Satans nannte, so darf der Name des ehrwürdigen Märtyrers diesen verwerflichen Eifer nicht entschuldigen. Und wenn ein so hell von Weisheit leuchtendes und von Liebe flammendes Licht wie Origenes schon während seines Lebens wegen Neuerungen verdächtigt wird, so ist das ein trauriges Zeichen hochmüthiger Bornirtheit bei vielen kirchlichen Lehrern. Andererseits sind Erscheinungen wie Paul von Samosata und Kallistus von Rom ein Beweis, daß auch die Kirche der ersten Jahrhunderte nicht immer und nicht allenthalben vor sittlicher Laxheit bewahrt blieb. Aber trotz dieser Unvollkommenheiten ist das Institut der Zucht nichtsdestoweniger ein imponirendes Zeugniß von der geistigen Erhabenheit der Kirche in den Zeiten ihrer Niedrigkeit, besonders insofern die Strenge sich gegen diejenigen richtet, welche den Glauben verleugnet hatten. Diese Christenheit hat das vollkommen richtige Gefühl, daß Alles darauf ankomme, daß der Glaube sich mächtiger erweise als die Gewalt, vor welcher die ganze Welt auf den Knieen lag. Alles sittliche Bewußtsein, alle Regung des Gewissens drängte sich in diesen einen Punkt zusammen, diese Frage wurde mit einem Scharfsinn erörtert, der an jesuitische Casuistik erinnert, nur daß hier der Zweck der gerade entgegengesetzte war, nämlich nicht der sittlichen Schlaffheit zu dienen, sondern das schlummernde Gewissen mit Posaunenschall aufzuwecken. Und staunen muß man, wie die Kirche es verstanden hat, für ihre

unerbittliche Strenge die Zustimmung nicht blos der Unbetheiligten, sondern recht eigentlich der Betroffenen zu gewinnen. Wir wollen uns an Einen wenden, der nicht zu den strengsten Lehrern gehört, an Cyprian, Bischof zu Carthago. Dieser gesteht ganz unumwunden, daß in seiner Diöcese die Verfolgung des Decius, welche die Christen nach einer langen Ruhe überraschte, eine ungeheure Niederlage anrichtete, er beschreibt, wie Viele durch bloße Drohungen zum Abfall gebracht wurden, er scheut nicht den starken Ausdruck: „wir waren gestellt zwischen den großen Haufen derer, die erschlafft am Boden lagen, und die kleine Zahl derer, welche aufrecht standen.“ Das war die traurige Lage nach dem ersten Anprall: die Abgefallenen bildeten die Majorität, die Standhaften die Minorität, und inzwischen setzte die Verfolgung ihr blutiges Werk fort. Nach dem gewöhnlichen Weltlauf mochte man erwarten, daß die Mehrheit, die doch nun einmal mit dem Glauben gebrochen hatte, zumal sie sich fortwährend an ihrer großen Zahl stärken konnte, vollends in das heidnische Leben zurücksinken würde, dagegen die Minderheit unter den Schlägen der Gewalt durch Verleugnen oder Sterben immer mehr zusammenschmelzen werde. Aber es geschah das Umgekehrte. Der Muth der Standhaften wuchs, und die Abtrünnigen, anstatt von der Lust der Welt angezogen zu werden, wurden gemartert von Reue über ihren Fehltritt und hatten keinen dringenderen Wunsch, als in die Gemeinde der Verfolgten wieder aufgenommen zu werden, obgleich sie wußten, daß dies ohne große Demüthigung auf keinen Fall zu erreichen war. Man darf wohl sagen, heller konnte es der Welt nicht geoffenbaret werden, daß in dem Stillleben der christlichen Gemeinde ein unendlicher Schatz verborgen sein mußte, wenn seine Anziehungskraft in dem Grade alle sonstigen menschlichen Rücksichten überbot.

Wir gehen über zu dem zweiten Hauptheil unserer heutigen Betrachtung, in welchem wir den Kampf der Kirche mit den Geistern und Gewalten der Welt anschauen. Wie kommt denn überall diese stilllebende Gemeinde in Streit mit der großen Welt? Sie geht so still einher, daß ein Heide von den Christen spottend sagt: „in den Winkeln sind sie geschwätzig, aber auf dem Markt

sind sie stumm", und ein Kirchenvater bestätigt dies mit dem Wort: „öffentlich sprechen wir nur, wenn wir gefragt werden." Die Gemeinde sucht die Welt nicht auf, und die Welt — sie trägt sich ja mit so vielen verächtlichen Worten über diese Menschen, daß man erwarten sollte, ihr Stolz würde es gar nicht zulassen, sich im Ernste mit ihnen einzulassen. Und dennoch fast drei Jahrhunderte ein Kampf auf Leben und Tod zwischen Welt und Kirche! Das Räthsel löst sich dadurch, daß der Kirche die innere Beziehung zur Menschheit und zur Welt als bestimmende Kraft eingeboren ist. Vermöge dieses allerdings mystischen Verhältnisses der Kirche zum Universum braucht sie nur zu existiren, sich selbst darzustellen, so wirkt sie anziehend oder abstoßend, aber in beiden Fällen mit schließlich sieghafter Kraft.

Diese geheimnißvolle Wirkung der Kirche, in wiefern sie die Geisterwelt angeht, tritt uns anschaulich entgegen in dem Verhältniß des Origenes zu dem Kappodozier Gregorius. Dieser kam als vornehmer Jüngling nach Berytos, um dort das Recht zu studiren; zufällig traf er mit Origenes zusammen, der damals sich in Palästina aufhielt. Die Erscheinung dieses Kirchenlehrers übte auf den jungen Heiden eine solche gewinnende Kraft, daß er fünf Jahre in seiner Umgebung mit der größten Hingebung an die Lehre und Erziehung desselben verweilte, um schließlich nicht kaiserlicher Beamter, sondern Missionar und Bischof seiner Heimath zu werden. Die Beschreibung, welche Gregorius von der ganzen Erscheinung und der lebensvollen Lehrthätigkeit des Origenes entwirft, macht es uns begreiflich, wie das Dasein der Kirche in die ganze Geisterwelt der damaligen Zeiten eine grundaufwühlende Gährung hineinwerfen mußte. Unzählige Geister werden angezogen, ohne daß sie sich entschließen können, ihren heidnischen oder jüdischen Vorurtheilen ganz zu entsagen; sie versuchen sodann die christlichen Gedanken mit ihren vorgefaßten Meinungen und Einbildungen zu einem Ganzen zu verbinden; und selbst der parsische Dualismus wird nicht zu spröde gefunden, um mit christlichen Ideen verschmolzen zu werden. So entstehen die häretischen Systeme des Gnosticismus und Manichäismus, welche wiederum in der Kirche eine große geistige Bewegung

hervorrufen. In diesen Kampf der Geister können wir nicht näher eingehen, wir nehmen nur in sofern Act von demselben, als dieser zu vielfachem Gewinn der Kirche ausschlagende Kampf die centrale Beziehung der Kirche zu dem geistigen Universum beglaubigt.

Wichtiger ist für uns der Kampf mit den Gewalten der Welt. „Warum," fragt ein Kirchenlehrer, „mußte die rohe Gewalt diese allerfriedlichste Heerde aufstören?" Gewöhnlich denkt man den Kampf zwischen Christenthum und Heidenthum als einen Kampf zwischen monotheistischer und polytheistischer Lehre. Dann ist es aber gar nicht zu begreifen, wie dieser Kampf sich zu solcher Heftigkeit steigern konnte, da sich im Lauf der Zeiten immer deutlicher herausstellt, daß es eine Wahrheit hat, wenn die Heiden, wie Orosius berichtet, behaupten, daß sie nicht sowohl vielen Göttern folgen, sondern nur eine Mehrheit von dienstbaren Wesen unter der einigen Gottheit verehren. Wissen wir doch auch, daß es von jeher unter den Griechen und Römern Denker gegeben, welche darin mit den Christen ganz übereinstimmten, daß sie die Thorheit und Verderblichkeit der Götterfabeln bekämpften und auf eine geistige Gottesverehrung drangen. Sollten etwa die Christen durch leidenschaftliche Schroffheiten die Heiden gereizt haben? Sollte etwa das Märtyrerthum, welches ganz unleugbar vielfach überschätzt worden ist, fast mehr eine Bornirtheit als eine Seelengröße gewesen sein? In der That gelangt man auf einen solchen Abweg, wenn man das Christenthum lediglich für eine verbesserte Theorie des Glaubens und Lebens hält. Bei den ganz unleugbaren Spuren einer reinen Gotteserkenntniß unter den Heiden übersieht man gewöhnlich einen Hauptumstand, auf den übrigens schon Origenes, Lactanz und besonders Augustin aufmerksam gemacht haben. Nämlich jene Weisheit wird dadurch immer wieder verleugnet und deshalb auch für das Leben unfruchtbar, daß ihre Bekenner nicht den Muth besitzen, von dem hergebrachten und gesetzlichen Cultus sich loszusagen. Das war nun der große Unterschied der Christen von den Philosophen, daß jene die Kraft besaßen, keine Handlung zu begehen, welche das Licht ihrer bessern Gotteserkenntniß hätte

verdunkeln müssen. Darum sagt Tertullian den Heiden: „wir sind zwar erst von gestern, aber all' eure Räume haben wir schon besetzt, nur nicht eure Tempel." Der Cultus ist aber nicht blos ein volksthümliches Institut, sondern die unantastbare Verkörperung des ganzen Volksthums, in ihm schaut das Volk seine vorgeschichtliche und geschichtliche Vergangenheit und die Hauptstütze seiner Gegenwart und Zukunft; wer den Cultus verleugnet, der vergreift sich an der Majestät des Volkes. Dazu kommt für diese Zeiten noch das ungemein politische Moment des Kaisercultus. Wer die Vergötterung des Kaiserthums nicht anerkennt, ist ja in einem permanenten Aufruhr gegen ein Grundgesetz des gegenwärtigen Staates. Somit war die nackte und stumme Existenz der Christengemeinde ein unerhörter gewaltiger Protest gegen das unterste Fundament alles volksthümlichen Denkens und alles politischen Bestandes. O nein, nicht blos gegen irrige Meinungen und Lehren hat die Kirche zu kämpfen, ihre Aufgabe hat einen viel weiteren Umfang, einen ganz andern Ernst. Es ist genau so, wie Tertullian schreibt: „das sind die Mächte, mit denen wir zu thun haben, die Institute der Vorfahren, die Gesetze der Herrscher, die Beweise der Gelehrten, das Alterthum, die Gewohnheit, die Nothwendigkeit, die Vorbilder, die Zeichen, die Wunder, welches alles dazu dient, jenen falschen Gottesdienst zu bestätigen." Auch die, welche Vieles an der Gegenwart zu tadeln hatten und mit dumpfer Verzweiflung in die Zukunft hineinschauten, wie Seneca und Tacitus, zu einem solchen Aufgeben alles Zusammenhanges mit der Vergangenheit, zu einer solchen radicalen Polemik gegen den innersten Geist alles Gewordenen und alles Bestehenden konnten sie sich nicht entschließen. Und daraus erklärt es sich, daß die zwar stillschweigende, aber dennoch grundsatzmäßige Opposition der Christen gegen den Cultus auch ernstgesinnten Römern wie ein Frevel erscheinen konnte, daß der heidnische Volksinstinct sich allenthalben empört gegen diesen unerträglichen Widerspruch, daß es sich gar nicht mehr um Gründe handelt, sondern, wie Tertullian bemerkt, um die Duldung oder Ausrottung des christlichen Namens. Natürlich erzeugte diese leidenschaftliche Feindschaft eine Unmasse von Irrthümern und

Verleumdungen, und viele christliche Schriftsteller haben sich Mühe gegeben, diese Vorwände des Hasses zu zerstören. Aber man muß ja nicht glauben, daß diese Apologeten so thöricht sind, zu wähnen, dieser Grimm der Heiden könne durch Dinte gelöscht werden. Einer der Nüchternsten unter ihnen ruft den Heiden zu: „auf tausendfache Weise sind eure Gründe widerlegt worden, aber unsere Religion bedarf solcher Hülfe nicht, sie stützt sich auf ihre eigene Thatkraft, sie verliert Nichts, wenn auch kein einziger Apologet sie vertheidigte." Und derjenige, welcher die gehaltvollste Apologie geschrieben, Origenes, bekennt, daß er sich nur schwer entschlossen, gegen den ausführlichen Angriff des heidnischen Celsus zu schreiben, weil er Worte und Bücher der Feinde für sehr ungefährliche Dinge halte, die wirklich ernsten Gefahren für die Christen seien ganz andere. Auch diejenigen Männer, welche sich am gründlichsten mit den Einwürfen der heidnischen Vernunft eingelassen, wissen recht gut, daß die Hauptburg der Feindschaft da liegt, wohin kein Beweis in Worten und keine Erörterung in Schriften dringt; daß der letzte Beweis gegen die vernunftlose Leidenschaft, welcher das Volk wie die Präfecten, die Kaiser wie die Philosophen unterworfen sind, nur mit Strömen von Christenblut in den Erdboden aller drei Welttheile geschrieben werden kann. Ja, sehr geehrte Mitchristen, wir wollen es den Greisen und Knaben, den Männern und Frauen jener großen Zeiten danken, daß sie ihren Leib und ihre Glieder hergegeben haben, um diesen hochnöthigen Beweis für die Wohlfahrt der Menschheit zu führen, ja danken wir Gott, daß er in jenen schweren Tagen immer auf's Neue, so oft es nöthig war, den heldenmüthigen Geist in den Christen erweckt hat. Die Zähne der Löwen, die Flammen des Scheiterhaufens, die Eisen der Tortur, die grausame Kunst des Nichttödtens und noch unnennbarere Schrecken — dieses ganze Entsetzen ist durch den unbezwinglichen Muth ein Mittel geworden zur Ueberwindung jener finstern tausendjährigen Unvernunft. Da wir die Beruhigung empfangen, daß sowohl muthwilliges Martyrium, als auch übertriebene Verehrung der Märtyrer und Bekenner von den Stimmführern der Kirche ernst gerügt worden ist, so haben wir uns wohl zu

hüten, daß wir nicht den hochnothwendigen Heldensinn jener Zeiten nach den Grundsätzen eines bequemen Christenthumes zu meistern uns unterfangen.

Die standhafte Abwehr der Zumuthungen der Gewalt war zugleich ein positiver Gewinn von unermeßlicher Bedeutung. Vier der höchsten Güter der Menschheit waren im Begriff verloren zu gehen und sind nur durch jenen Kampf gerettet worden: die Religion, die Wahrheit, die Freiheit und der Muth. Die Religion, dieser heilige Odem alles höheren Lebens, war am Ersterben. Das classische Volk des religiösen Lebens hatte in Masse den Geist der Religion in einen Buchstaben verkehrt, und der heidnischen Bevölkerung mußte was noch an religiösem Sinn übrig war, in dem Kaisercultus untergehen. Seitdem die alexandrinischen Schiffer dem seinem Tode entgegengehenden Augustus unter Weihrauchwolken zugerufen: „durch dich freuen wir uns der Freiheit und des Glückes", seitdem sie mit einem Wort den Kaiser als den Heiland begrüßt, und diese anbetende Stellung zum Kaiser mehr und mehr Sitte und endlich gesetzliche Geltung erhielt, obwohl der Kaiserthron oft von Greueln befleckt wurde, seitdem mußte alle wahre Weihe und Kraft den religiösen Vorstellungen und Uebungen mehr und mehr entweichen. Als Alexander von den Griechen göttliche Ehre forderte, war wenigstens in Athen noch so viel Frömmigkeit, daß man sich Anfangs sträubte, auf weiteres Andrängen gab man freilich nach und selbst Demosthenes rieth dazu. Dagegen weiß ich außer dem, was von Seiten der Juden in Palästina und Alexandrien geschah, im römischen Reich von keinem ernstlichen Widerstand gegen den Kaisercultus. Was die alexandrinischen Schiffer in Campanien im Volksdialeckt aussprachen, war der populäre Wiederhall jener Hymnen, mit denen die gefeiertsten Dichter den Kaiser verherrlicht hatten. Horaz besingt Augustus als den vom Himmel gekommenen und dorthin zurückkehrenden Gott der irdischen Welt, Virgil giebt ihm ohne Vorbehalt den Gottesnamen, Ovid verschafft sich in seinem Exil die Bilder der kaiserlichen Familie, und wenn er dieselben anbetet, dann bewegen sie sich wie die wunderthätigen Marienbilder. Domitianus, dessen Edicte folgen-

dermaßen eingeleitet wurden: „unser Herr und Gott hat befohlen," den Tacitus kurzweg als Feind aller Tugenden bezeichnet, wird von Martial über Jupiter gestellt, und sein irdisches Gastmahl wird von demselben Dichter dem himmlischen Mahle Jupiter's vorgezogen. Und wenn nun selbst ein Mann wie der Kaiser Marc Aurel sich genöthigt fand, diesen Kaisercultus zu befördern, so ist es wohl deutlich, daß alle Bemühungen der Neuplatoniker, alle Anstrengungen der letzten heidnischen Zeiten, die verfallene Religion der Götter zu heben, vergeblich sein mußten. Tertullian und Melito von Sardes thun den Heiden nicht Unrecht, wenn sie behaupten, daß sie den Kaiser mehr verehrten als den Jupiter. In dem Kaisercultus concentrirte sich die finstere Macht des tausendjährigen Heidenthums, dieser Kaisercultus befestigte eine undurchdringliche Kluft zwischen Himmel und Erde. Sollte die Religion erhalten, sollte sie wieder hergestellt werden, so mußte diese Macht gebrochen werden. Das fühlten die Christen, sie theilten nicht das Bedenken der Juden in Aegypten, welche den Kaiser nicht als ihren Herrn erkennen wollten, sie betrachteten ihn als den von Gott gesetzten Herrscher, wie Einer der Strengsten, Tertullian, ausdrücklich sagt; aber ihm zu opfern und bei ihm zu schwören, das verbot ihnen ihr Gewissen. Und wenn sie, um ihr Gewissen nicht zu verletzen, nicht Marter und Tod gescheut, so haben sie der Welt das verlorene Geheimniß der Religion wieder offenbar gemacht, so haben sie innerhalb des menschlichen Bewußtseins die Gottheit wiederum in ihre unantastbare Majestät eingesetzt.

Auch das unentbehrliche Gut, die Wahrheit, war dem Untergang verfallen. Die Pilatusfrage ist nicht sowohl dieses einzelnen Mannes Bekenntniß, sondern das Symptom einer allgemeinen Geisteskrankheit. Wenn so hohe Autoritäten besserer Zeiten, wie Scävola und Varro, den Grundsatz aufzustellen wagten: Täuschung in religiösen Angelegenheiten sei für das bürgerliche Gemeinwesen nicht zu entbehren, so war damit das zarte Leben der Wahrhaftigkeit in seinem Hauptnerv verwundet. Und war nicht der Kaisercultus eine fortwährende, eben so handgreifliche als öffentlich sanctionirte Lüge? Nur aus einem solchen allgemeinen

Grundsturz aller Wahrhaftigkeit läßt es sich begreifen, daß ein sittlich gearteter Mann, wie Quintilian, einem Kaiser wie Domitianus öffentlich zu schmeicheln vermag, daß der Stoiker auf dem Throne seinem unwürdigen Mitregenten den Namen „des sehr Wahrhaftigen" zu ertheilen wagt. Wenn die Säule der Wahrheit, die öffentlich gestürzt war, nicht wieder öffentlich aufgerichtet wurde, so war es um alle Sittlichkeit in der Welt geschehen. Die Christen der ersten Jahrhunderte haben dieses heilsame Werk vollbracht. Man könnte dieses Verdienst bezweifeln, wenn man an manche Erscheinungen der ersten christlichen Zeiten denkt, welche unser Wahrheitsgefühl verletzen, ich meine die mancherlei Verfälschungen der Literatur, welche der sogenannte fromme Betrug veranlaßt hat, auch ist die kritiklose Leichtgläubigkeit, die wir bei den christlichen Schriftstellern so häufig wahrnehmen, doch im Grunde ein Mangel des Wahrheitssinnes. Diese Unvollkommenheit muß als ein unüberwundener Rest des allgemeinen Weltlebens unumwunden eingestanden werden, deßungeachtet ist es doch dieselbige Christengemeinde gewesen, welche der Menschheit für die Wahrheit wiederum ein Gewissen eingepflanzt hat, und wenn wir jetzt in mancher Beziehung strenger urtheilen als jene Anfangszeiten, so verdanken wir das lediglich jenem blutigen Kampfe, der die Hauptstandarte der Wahrheit aus den Händen des Feindes zurückerobert hat. Plinius, der Statthalter von Bithynien, schreibt in seinem officiellen Bericht über die Christen an den Kaiser Trajan Folgendes: „es wird angenommen, daß diejenigen, welche in Wahrheit Christen sind, zu Nichts können gezwungen werden, was zum hergebrachten Cultus gehört." Und Tertullian beweist mit juristischer Schärfe, daß das ganze peinliche Inquisitionsverfahren der römischen Behörden auf dieser Voraussetzung der unbezwinglichen Wahrhaftigkeit der Christen in Betreff ihres religiösen Bekenntnisses beruht. Eine solche Burg von Wahrhaftigkeit war den Heiden ein Räthsel, sie können nicht begreifen, warum die Christen sich nicht auf ihr Inneres zurückziehen und äußerlich das mitmachen, was nicht ohne Lebensgefahr zu umgehen war, während sie sich bewußt sind, innerlich dieselben geblieben zu sein, so daß, wie Origenes schreibt, wenn die Zunge

schwört, die Seele als eidlos gilt. Nachdem aber die Christen hundertfach mit ihrem Blut besiegelt hatten, daß ein solcher Widerspruch zwischen Aeußerem und Innerem durch keinen Zwang von dem Brandmal der Lüge befreit werde, wird das ganze Verfahren der Behörden darauf angelegt, die äußere Verleugnung zu bewirken, wenn auch immerhin der Richter sich überzeugt hält, daß die Seele der Handlung des Körpers nicht folgt. Ist nun die äußere Verleugnung durch Zunge und Hand erreicht, dann triumphirt der Richter, bezeugt Origenes, dann ist nicht mehr die Rede von all' den Verbrechen, welche die Wuth des Pöbels den Christen angedichtet, wie Tertullian zur Beschämung der Behörden diesen Umstand zu verwerthen weiß. In dieser Voraussetzung der Behörden, daß ein einziges Wort, ein einziger Handgriff genügt, um das Verbrechen des christlichen Bekenntnisses auszulöschen, liegt ein gewaltiges Zeugniß für die innere Wahrhaftigkeit der Christen. Diese Voraussetzung ist das den Behörden abgenöthigte Bekenntniß, daß das Christenthum seinem Wesen nach mitten in der Welt der Täuschung und Lüge ein Stand in der Wahrheit ist. Dabei übersehe man nicht, daß dieses Zeugniß und Bekenntniß ein öffentliches ist, weil es in einem öffentlichen Verfahren vor den Augen und Ohren des ganzen Volkes offenbar wird. Und durch ein ausdrückliches Verhalten der Christen ist dieses Zeugniß der Heiden noch bekräftigt worden. Bei den fortgesetzten Verfolgungen geschah es zum Theil auf Veranlassung der Behörden selber, daß Christen durch den bloßen Schein des Gehorsams gegen die kaiserlichen Gebote der Gefahr entgingen. Obgleich nun solche Fälle von den Betreffenden mit vielem Geschick vertheidigt wurden, betrachtete die Kirche dieselben als Gefallene, und nur nach schmerzlicher Demüthigung konnten sie wieder aufgenommen werden. Es ist also mit der unauslöschlichen Schrift der Christenverfolgungen dem Menschengeschlecht eingeprägt, daß es nicht blos eine Pflicht der Wahrhaftigkeit giebt, sondern auch daß es mitten in der lügenhaften Welt eine wirkliche leibhaftige Darstellung der Wahrheit giebt, und zwar eben in dem Centralpunkt alles geistigen Lebens, in dem Verhältniß der Menschen zu Gott. Und wenn wir uns

allerdings einiger Vorzüge in Ansehung der Wahrhaftigkeit vor jenen Christen rühmen können, so mögen wir bedenken, daß diese Vorzüge sich beziehen auf das Verhältniß der Menschen zu einander, daß aber jene in der Behandlung des Verhältnisses zu Gott uns weit voranstehen.

Die große Zahl unserer Zeitgenossen, welche in dem Wahne stehen, daß die volle und ganze Freiheit erst da anhebe, wo man sich auch von der Fessel des Christenthumes losgemacht habe, hat keine Ahnung davon, daß das Menschengeschlecht auch den Namen der Freiheit verloren haben würde, hätte nicht die christliche Gemeinde in dem Reiche des römischen Despotismus die Freiheit gerettet. Die letzte Zuflucht der Freiheit ist das Heiligthum des Glaubens, wird sie hier angegriffen, so handelt es sich um ihren letzten Athemzug. Das römische Kaiserthum, sowie der römische Staat erwies sich als eine tödtliche Macht aller Freiheit durch die Verfolgung der Christen. Wäre nun die Freiheit in dieser ihrer innersten Burg nicht behauptet worden, so wäre sie für immer und für alle Lebensgebiete verloren gewesen. Aber als die absolutistische Gewaltherrschaft ihren letzten Schlag gegen die Freiheit ausführen wollte, fand sie einen Widerstand, welcher nicht blos den Untergang der Freiheit hinderte, sondern eine neue weltbewegende Kraft der Freiheit erzeugte. Die Apologeten bewiesen den Heiden, daß ein erzwungener Cultus weder für Gott noch für Menschen eine Bedeutung hätte, sie ließen das Licht, welches Christus durch sein Wort und Verhalten über die unbeschränkte Freiheit des Glaubens angezündet hatte, in die Finsterniß der heidnischen Vorurtheile hineinleuchten. In dem Briefe an Diognet heißt es: „mit der Gewalt hat Gott Nichts zu schaffen.“ Lactanz, der kaiserliche Prinzeninstructor am Hofe Constantin's, schreibt: „Nichts beruht so sehr auf Freiwilligkeit, als die Religion;“ „Religion kann nicht erzwungen werden, darum ist hier Gewalt nicht statthaft;“ „wider Willen wird bei uns Niemand zurückgehalten.“ Der letzte Ausspruch beweist, daß die Kirche nicht blos darauf drang, daß der Eintritt in die Gemeinde auf Freiheit beruhe, sondern sie ließ auch den Austritt

jeder Zeit frei. Aber es genügte nicht, daß man den Grundsatz der Glaubens- und Gewissens-Freiheit mit Worten und Schriften darlegte, daß man ihn auch auf dem kirchlichen Gebiete in Uebung brachte, die religiöse Freiheit mußte gleichfalls durch Blutvergießen erkämpft werden. Die Christen mußten auf den öffentlichen Plätzen der Welt thatsächlich beweisen, daß sie sich zu keinerlei religiösen Handlung wider ihr Gewissen zwingen ließen, daß sie andererseits in allen Qualen bei ihrem Bekenntniß beharrten und also die Freiheit ihrer Seele innerhalb ihres Glaubens offenbar machten.

Wie hoch das Alterthum den Muth schätzte, geht daraus hervor, daß die Mannhaftigkeit zu den vier Cardinaltugenden gezählt wurde. Nun aber waren die Einzigen, welche den Schatz des Muthes noch bewahrten, die Barbaren; dieser Muth kam aber der Menschheit so lange nicht zu Gute, als die Barbaren sich nicht zur Cultur bekehrten, und dieses war nicht zu erwarten, so lange ihnen die Cultur nur in Verbindung mit der Muthlosigkeit entgegentrat. Es kam Alles darauf an, der cultivirten Welt neuen Muth einzuhauchen, damit die Naturvölker die Cultur achten lernten. Nur die Standhaftigkeit der verfolgten Kirche konnte diesen vierten Dienst der Menschheit leisten. Mit der Ueberhand nehmenden Verweichlichung war die Furcht vor dem Tode gewachsen. Als Beispiel dieser wachsenden Todesfurcht gilt der üppige, aber feingebildete Mäcenas, der in einem bekannten Gedicht eine beispiellose Angst vor dem Sterben kund gegeben. Der vollendete Sieg über die Todesfurcht ist die Wiedergewinnung des verlorenen Muthes, und dieser vollendete Sieg ist das Martyrium der ersten christlichen Jahrhunderte. In sehr deutlichen Zeichen giebt sich hier dieser vollkommene Sieg zu erkennen. Die Verachtung des Todes war nicht eine Frucht stoischer Abstumpfung. Denn nicht blos, daß Tertullian gegen eine solche Vergleichung protestirt, die ganze Haltung der verfolgten Christen beweist den Unterschied. Denn Demuth, Sanftmuth, Ergebung, Versöhnlichkeit galten nach Ignatius und Cyprianus als nothwendige Zierden des christlichen Märtyrerthums. Auch könnte man den stoischen Trotz wohl nur bei einzelnen

Männern voraussetzen, nicht aber bei Knaben, Frauen und Jungfrauen, welche im Erleiden der Gewalt es den Männern gleichgethan. Endlich steht stoische Apathie im Widerspruch mit dem ganzen Gemüthsleben der ersten Christen. Je mehr nun das Martyrium sich erhebt auf dem Grunde eines friedlichen, stillen, gemüthvollen Sinnes, desto herrlicher glänzt der Muth. Ja, wir können wohl sagen, der reine, wahre Muth hatte sich noch niemals auf der Schaubühne der Welt so allgemein und andauernd gezeigt, und es verdient dies um so mehr beachtet zu werden, da man, durch viele Erscheinungen neuerer Zeiten verleitet, leicht in den Wahn verfällt, als ob das Christenthum wohl sanfte und zarte Triebe zu entwickeln vermöchte, dagegen einer starken und tapfern Gesinnung nicht günstig sei. Hören wir den wissenschaftlich gebildetsten Lehrer der ersten Jahrhunderte: „das Christenthum verwandelt die Feigen, die Niederträchtigen und Unmännlichen in Mannhafte und Standhafte, und dieses beweisen sie in dem Kampf für den Glauben;" und an einer andern Stelle schreibt derselbe Origenes: „wir sind schuldig zu verachten das Wohlwollen der Menschen und der Könige, nicht nur, wenn man sie durch Mord, Wollust oder Grausamkeit günstig stimmen kann, sondern auch wenn dies geschehen soll blos durch ein mit knechtischem und niederträchtigem Sinn verbundenes Wort, denn das geziemt nicht tapferen und großsinnigen Männern, welche die Standhaftigkeit von den übrigen Tugenden nicht trennen dürfen." Und was dieser gelehrte Denker geschrieben, das hat er auch von seiner Knabenzeit bis zum letzten Hauche gelebt. Und wie groß und erhaben klingt es, wenn der römische Sachwalt Minutius Felix mitten in den Zeiten der Verfolgung schreibt: „ein herrliches Schauspiel für Gott ist es, wenn der Christ handgemein wird mit dem Schmerz, wenn er sich rüstet gegen Drohungen, gegen Leibesstrafen und Marter! Wenn er des Klirrens der Todeswerkzeuge und des Peinigers lächelnd spottet! Wenn er seine Freiheit gegen Könige und Fürsten aufrichtet und behauptet!" Und die Acten der Martyrer enthalten genug beglaubigte Spuren von dem sprühenden Muth und der Todesverachtung. Auch ist ja das kühne Wort

Tertullian's: „das Blut der Märtyrer ist die Saat der Christen,“ mit den vielen Variationen desselben Gedankens bei anderen Kirchenvätern, durch die Thatsachen selber so kräftig bestätigt, daß auch der Zweifler zu dem Geständniß genöthigt wird, in diesen Worten sei keine Spur von der weltverbreiteten Uebertreibung solcher Sätze. Es ist nun auch mehrfach bezeugt, daß der Anblick dieses wunderbaren Muthes jener sonst so sanften und stillen Menschen den ersten unvertilgbaren Eindruck zur Bekehrung gemacht hat.

Die vier genannten hohen Güter des Geistes hat die Christenheit durch ihre tapfere Standhaftigkeit für die Welt wiedererobert und gerettet. Origenes und Athanasius erklärten einmüthig diesen Sieg für das Werk des lebendigen und gegenwärtigen Christus, und wenn wir die letzte Ursache aussprechen wollen, dürfen wir auch etwas Geringeres nicht nennen. Und eben daraus, daß wir die Tugenden des Stilllebens der ersten Christenheit und den Sieg in ihrem Kampf mit der Welt wesentlich als das Werk Christi betrachten müssen, erklärt sich auch der Erfolg der nachapostolischen Kirche in der Welt. Was wir bisher von der Kirche der ersten Jahrhunderte gesehen, ist freilich Alles das Gegentheil vom Erfolge in der Welt, gleichwie auch das erste Offenbarwerden Christi. Aber die Auferstehung Christi zeigte die Macht und Herrlichkeit seines Sieges innerhalb der irdischen Räume und der zeitlichen Schranken. Dies war für die Gläubigen nicht blos ein Zeichen, sondern auch eine Kraft, durch welche Kraft die Kirche schließlich auch den äußern Sieg innerhalb des Diesseits erreicht. Es ist nicht ganz leicht, den allmählichen Fortschritt dieses Erfolges zu erkennen, obgleich es keine Frage ist, daß, wenn er, wie am Tage ist, schließlich als ein vollendeter sich erweist, er vorher muß vorbereitet gewesen sein.

Wäre die Darstellung erschöpfend, welche Sybel neulich „von dem politischen und socialen Verhalten der ersten Christen“ entworfen hat, so käme in dem Christenthume der ersten drei Jahrhunderte Nichts als der radicalste Gegensatz gegen den ganzen Bestand der politischen und socialen Ordnungen zu Tage und könnte deshalb von einem äußern Erfolge der Kirche innerhalb dieses Bestandes gar nicht die Rede sein. Der berühmte Histo=

riker betont, daß die Kirchenlehrer auf das Schärfste die Christen verwarnen vor aller Berührung mit den öffentlichen Angelegenheiten, namentlich vor allen amtlichen Thätigkeiten, ferner daß der Staat als die die Kirche verfolgende Gewalt für das Reich des bösen antichristlichen Principes angesehen worden; endlich sei den Christen jede ernstliche Befassung mit diesem gegenwärtigen Weltzustande als völlig überflüssig erschienen, weil Christus allernächstens das wahre ewige Reich vom Himmel hernieder lassen werde, nachdem er das böse Reich zermalmt hat. In allen drei hervorgehobenen Momenten ist Wahrheit, aber weil sie nicht die ganze Wahrheit enthalten, gewährt die einseitige Geltendmachung derselben ein falsches Bild. Beginnen wir mit dem dritten Punkt, so ist es richtig, daß die bedeutenderen Lehrer der ersten christlichen Jahrhunderte Chiliasten waren, d. h. in nächster Zeit die Wiederkehr Christi erwarteten, um sein tausendjähriges Friedensreich auf der Erde aufzurichten. Keine Frage, daß sich an diese Erwartung manches Unreine, auch manches Antichristliche angeschlossen hat, allein man muß deßungeachtet sich hüten, die ethische und geschichtsbildende Bedeutung dieses großen Hoffnungsbildes zu übersehen. Zunächst ist schon von der größten Wichtigkeit, daß diese Vorstellung einen wirklichen Abschluß der Geschichte setzt und damit dem ungesunden Gedanken eines endlosen Processes, in welchen auch heute noch die Meisten befangen sind, den Garaus macht. Sodann ist dieses Ende der Geschichte durch den chiliastischen Gedanken an diese Erde und an diese Leiblichkeit gebunden. Damit ist jeder Punkt der irdischen und zeitlichen Gegenwart für jeden Gläubigen in Beziehung gesetzt zu dem Ende aller Dinge, und die ungeheure Spannkraft, welche eine neue Weltgeschichte erzeugt hat, hängt mit dieser Beziehung zwischen der beschränkten Bestimmtheit mit der unbegrenzten Ewigkeit zusammen. Daß die chiliastische Hoffnung die Christen keineswegs, wie man gewöhnlich annimmt, den sittlichen Aufgaben der unmittelbaren Gegenwart entfremdet, erhellt am deutlichsten aus der Betrachtung und Behandlung des menschlichen Leibes. In dem Lichte der Hoffnung auf die Auferweckung des Leibes, welche Hoffnung eben die individuelle Anwendung des Chilias-

mus ist, erscheint dem Barnabas der Körper als „das edle, zu guten Werken geschickte Werkzeug,“ und nach Polycarp ist Christus nicht blos „der Steuermann der Seelen, sondern auch der Leiber.“ Lactanz hat ein eigenes Buch über das Wunderwerk Gottes geschrieben, und dieses Wunderwerk ist der menschliche Leib. Eine Folge dieser dem menschlichen Leibe zuerkannten Ehre ist das Verbot Constantin's, das Menschenantlitz durch entstellende Strafen zu beschimpfen. Celsus kann es freilich nicht begreifen, wie die Christen eine ewige Leiblichkeit erhoffen und dennoch ihren Leib den Foltern und der Beschimpfung aussetzen. Origenes aber behauptet dem gegenüber, daß Alles, was dem Leibe um des Glaubens willen widerfahre, ihm auch zur Ehre gereiche, jenes Erleiden der Gewalt also ein durchaus ehrenvoller Gebrauch des Leibes sei. Dies ist ja auch die allgemeine Anschauung der Christen, welchen es als eine heilige Pflicht galt, die Ueberreste ihrer gefallenen Helden auf alle Weise zu ehren.

Ebensowenig erschöpft der Gegensatz der Christen gegen die feindliche Obrigkeit ihr ganzes Verhältniß zum Staatsleben. Wir haben schon vorher uns die bekannte Thatsache vorgehalten, daß die christlichen Gemeinden sich auch durch die Verfolgungen nicht abhalten ließen, die Fürbitte für den Kaiser und das Reich und, wie Tertullian einmal sagt, für den Aufschub des Endes, also für die Dauer des römischen Reiches zum Himmel zu senden. Man würde sich an dem Geiste der ersten Christenheit versündigen, wenn man meinen wollte, diese freiwillige Fürbitte sei nicht aus innerem Drange, sondern aus den weltlichen Rücksichten entstanden. Allerdings sehen die Christen in dem römischen Reich ein feindliches Princip, aber die Christen sind nicht Manichäer, das Böse ist ihnen nicht ein Stoff für sich, sondern alles Böse ist an dem Guten, und so ist ihnen das böse Princip des römischen Reiches die Macht des Mißbrauches einer guten in Gott gegründeten Ordnung, und dieses Staatswesen erkennen sie um so mehr an, als sie selber trotz ihrer Niedrigkeit nicht darauf verzichten, ein wirkliches Reich zu bilden. Zwar sind sie nach der Meinung der Heiden weder Juden noch Römer, und ausdrücklich wird ihnen der römische Name streitig gemacht, sie werden als eine nirgends

hingehörige Masse, als eine gänzlich neue namen- und geschichtslose Gattung von Menschen betrachtet, aber die Christen lassen sich diese Vorwürfe nicht gefallen. Einmal behaupten sie, nicht ein Haufe, nicht eine Horde zu sein, sondern ein wirkliches Volk, nämlich ein Volk Gottes, die geistliche Fortsetzung des jüdischen Volkes. So behaupten die Schriftsteller dieser ganzen Periode, Barnabas im Anfang und am Schluß mit ganz besonderem Nachdruck Lactanz. Sodann bestehen sie darauf, daß sie Römer sind und bleiben, so schreibt der römische Clemens, und der ebengenannte Lactanz, der mit besonderer Vorliebe die römischen Dichter und Schriftsteller als seine Volksgenossen anführt. Wir finden auch hier, trotzdem daß die Gemeinde von den Organen des Staates und von der Masse des Volkes fortwährend angefeindet und verfolgt wird und sie sich in Folge dessen in einem äußerst bedrückten und bekümmerten Zustand befindet, daß die Christen sich nicht auf das Bewußtsein einer Secte oder einer Schule herabbringen lassen; auch jetzt halten sie fest an den großen Reichs- und Volksgedanken, die der Kirche von Anfang her eingepflanzt sind. Wie hätte sonst auch das verfolgte Christenthum auf Nationen wirken können? Die christlichen Schriftsteller dieser Zeiten sprechen, wenn von Verbreitung des christlichen Glaubens die Rede ist, immer von Nationen und ihren Veränderungen. Es werden also die einzelnen Christen und die zerstreuten Gemeinden ganz wie in der apostolischen Zeit als Vertreter ihrer beziehlichen Nationalitäten angesehen. Wenn nun einzelne Apologeten bereits von Milderung der nationalen Sitten reden, so ist dieses auf die Kreise der Gläubigen zu beschränken, aber als eine einzelne, in's Große gehende nationale Wirkung muß es doch angesehen werden, daß das Christenthum dieser Zeiten den Anfang einer ganz neuen bedeutenden Nationalliteratur gründet, nämlich unter den Stämmen des syrischen Dialektes.

Wir müssen auch an die vorhandene Macht des Reichsbewußtseins und des nationalen Gedankens appelliren, um eine sonst unerklärliche Erscheinung dieser Zeiten zu verstehen, und damit kommen wir auf den dritten von Sybel hervorgehobenen Punkt. Es ist nämlich ganz richtig, daß die kirchlichen Lehrer

jede Berührung mit den öffentlichen Angelegenheiten, namentlich jede amtliche verdammen. Der sonst so freisinnige Origenes entgegnet dem Heiden, der die Christen des Mangels an Patriotismus bezichtigt: „wir ziehen nicht in's Schlachtfeld, würden es auch dann nicht thun, wenn der Kaiser uns zwingen wollte; auch obrigkeitliche Aemter können wir nicht bekleiden, weil die, welche dazu fähig sind, die Gemeinden regieren müssen.“ Basilides, der Märtyrer, erklärt den Eid für unchristlich, Lactanz, obwohl lebend und lehrend am kaiserlichen Hofe, verbietet den Christen Kriegsdienst und Rechtsverwaltung, selbst Ambrosius noch hält sogar Nothwehr gegen Raubmörder für unerlaubt. Nun es ist zu begreifen, daß, wenn das Böse, welches meistentheils in den officiellen Acten seine vornehmste Auswirkung hatte, sollte ausgerottet werden, dergleichen Vorschriften für heilsam und nothwendig gehalten wurden. Andererseits ist es aber thatsächlich erwiesen, daß dieser Gegensatz der kirchlichen Lehrer gegen das öffentliche Leben auch damals nicht das ganze Verhältniß des Christenthums zum Staats- und Volksleben umfaßt hat. Eusebius bezeugt wenigstens an neun verschiedenen Stellen, daß bereits vor Constantin Christen nicht blos hohe Civilstellen, sondern auch militärische Aemter bekleidet haben, und die angeführten Beispiele geben zugleich den Beweis, daß unter diesen Christen nicht etwa solche zu denken sind, welche es mit ihrem Glauben etwas leicht genommen haben; im Gegentheil, wir finden unter ihnen die strengsten Eiferer. Um diese Thatsache zu erklären, muß Zweierlei vorausgesetzt werden: einmal müssen die Betreffenden sich von jenen Verboten der christlichen Lehrer frei gemacht haben, dann müssen die kaiserlichen Oberbeamten in diesen Christen die für jene amtlichen Functionen nöthige Befähigung erkannt haben. Ich habe früher bemerkt, daß wir uns hüten müssen, die Kirchengeschichte für eine theologische Literaturgeschichte zu halten, daß wir als den Hauptstrom der kirchlichen Entwickelung immerdar das ungeschriebene Leben der Christen ansehen müssen. Jetzt müssen wir von dieser Bemerkung Gebrauch machen. So viel ich weiß, hat kein Kirchenlehrer dieser Jahrhunderte Erlaubniß, geschweige denn Anleitung gegeben zum

Eintritt in den Staatsdienst. Wenn wir nun deßungeachtet wackere Christen auf dieser Bahn finden, so kennen diese offenbar etwas Höheres als die Regeln der Meister, sie halten sich an die Anschauung Christi, der sich als einen wirklichen König bekannt hat und ein wirkliches Königreich gegründet, ihnen steht vor Augen der große Heidenapostel, der Alles für erlaubt erklärt und den weiten Umfang der Freiheit nicht durch äußerliche Regeln, sondern nur durch das innere Gesetz des Glaubens beschränkt. Es muß Christen gegeben haben, welche vermöge dieser großartigen Anschauungen sich von jenen beengenden Regeln emancipirten, ohne lax zu werden, welche es sich zutrauen durften, vermittelst eines weisen Gebrauches evangelischer Freiheit durch die Versuchungen des öffentlichen Lebens ohne Gewissensverletzung hindurchzudringen. Wenn wir uns solche Persönlichkeiten unter den Christen vorstellen, so läßt es sich auch ganz wohl denken, daß andererseits kaiserliche Oberbeamte, sobald sie in jenen Persönlichkeiten entschiedene Talente wahrnahmen, den allgemeinen Gegensatz gegen den Christennamen durch die Rücksicht auf den politischen Nutzen zurückdrängen konnten. Für diese Auffassung haben wir einen geschichtlichen Anhalt. Es ist leicht zu ermessen, daß die Leitung und Verwaltung der christlichen Gemeinden organisatorische und administrative Talente entwickeln mußte. Abgesehen von der Neuheit der hier in Betracht kommenden Gegenstände erforderte die Mündigkeit und Selbstständigkeit der Einzelnen eine ganz andere geistige Ueberlegenheit der Führer, als innerhalb des absolutistischen Staatswesens nöthig war. Selbst ein von seiner Würde so erfüllter Mann wie Cyprian hat den Grundsatz, Nichts von Belang ohne Beirath und Zustimmung des Christenvolkes auszuführen. Wir werden es demnach durchaus nicht für Uebertreibung halten, wenn Origenes behauptet, Einer, der eine Christengemeinde zu führen verstehe, könne auch eine ganze Stadt verwalten. Den Heiden, welche den Christen vorwarfen, daß sie unpraktisch seien, antwortete Tertullian: „wir betreiben großartige Geschäfte.“ Wir ersehen nun aus einem Rescript des Kaisers Alexander Severus, daß derselbe sein Augenmerk auf die Verwaltung der

christlichen Gemeinden mußte gerichtet haben. Der Kaiser hatte in der freisinnigen Gemeindeverfassung der Christen ein Moment entdeckt, welches er durch jenes von Lampridius angeführte Rescript bei der Ernennung der Provinzialbeamten wollte angewandt wissen. Diese kaiserliche Verordnung constatirt einen großen Erfolg der Kirche auf dem weltlichen Gebiet. Dieselbe macht uns zugleich verständlich, wie die römische Regierung dazu gekommen sein mag, christliche Persönlichkeiten mit Staatsämtern zu betrauen.

Wir ersehen aus diesen Thatsachen, daß der Erfolg der Kirche innerhalb der Welt sich anbahnt. Der Haupterfolg aber, der große Sieg über die Welt, muß sich freilich noch auf eine ganz andere Weise offenbaren. Diese Offenbarung geschieht durch die Katastrophe der letzten und schwersten Verfolgung. Die von Diocletian begonnene und in einigen Provinzen wenigstens zehn Jahre fortgesetzte Verfolgung giebt durch ihren systematischen Charakter zu erkennen, daß das Heidenthum von dem immer weiter vorrückenden Erfolg der Kirche genaue Notiz genommen hat. Der gewaltige Kaiser Diocletian will den wankenden Koloß des römischen Reiches noch einmal aufrichten und feststellen. Je mehr er nun, um die Reichsordnung zusammen zu fassen, auf religiöse Motive zurückgeht, wie dieses unverkennbar ist, desto mehr glaubt er in der Christengemeinde ein Hinderniß seines Planes sehen zu müssen. Seinem Blicke entgeht es nicht, daß unter den durch alle Provinzen zerstreuten Christen ein fester und geschlossener Zusammenhang waltet, welcher seine auf heidnische Grundsätze gebauten Centralisationsideen leicht kreuzen konnte. Der anfängliche Spott über dieses zusammenhangslose Gesindel ist einer unheimlichen Furcht vor der Festigkeit und Gediegenheit des christlichen Corporationsgeistes gewichen. Aber freilich, all' diese Furcht muß augenblicklich verschwinden, wenn man mit den zu Gebote stehenden Gewaltmitteln einmal vollen Ernst macht. Denjenigen Instituten, in welchen man den Halt der verhaßten Organisation zu erkennen glaubte, dem bischöflichen Amt, der heiligen Schrift und den Kirchengebäuden, wurde der Krieg erklärt. Aber eben diese letzte Gewaltsamkeit der Welt mußte dem großartigsten Erfolg der Kirche zur

Folie dienen. Der klügste Mann der Zeit erkannte — und wie er selbst bezeugt, eben vorzugsweise in dem Anschauen des Kampfes, den die Christen zu bestehen hatten —, daß das, was die Christen zusammenhielt und stark machte, nicht mit Eisen und Feuer zu fassen sei, weil es auf dem Geist beruht. Und dieser klügste Mann wurde vornehmlich dadurch, daß er die geistige Kraft der kirchlichen Organisation erkannte, der Mächtigste in der damaligen Welt. Sie, verehrte Zuhörer, werden wissen, daß ich von Constantin dem Großen rede.

Wenn man diesen Mann den ersten christlichen Kaiser nennt, so folgt man zwar einer alten und ehrwürdigen Tradition, hat aber seine weltgeschichtliche Stellung nur sehr ungenau bezeichnet. Ueber Constantin wissen wir recht gut Bescheid. Christliche und heidnische Schriftsteller haben uns seine Thaten berichtet, die unter dem Namen Codex Theodosianus überlieferte Gesetzessammlung enthält eine ganze Reihe von Gesetzen Constantin's; außerdem lesen wir noch eine Anzahl Briefe und Reden von ihm, von denen die längsten freilich nur unter seinem Namen und mit seinem Wissen veröffentlicht, aber von ihm unmöglich verfaßt sein können. Nach diesen zum Theil urkundlichen Quellen kann von einer wahren Bekehrung des Mannes zum Christenthum keine Rede sein. In seinen Reden und Briefen habe ich nur eine einzige Aeußerung finden können, in welcher er das Zeugniß seines Gewissens ausspricht, sonst redet er freilich oft genug von göttlichen und christlichen Dingen und zum Theil in überschwänglichen Worten, er kommt aber niemals über verständige Reflexionen hinaus, deren wesentlicher Gehalt immer darin besteht, daß der Erfolg in dem großen religiösen Kampfe zu Gunsten des Christenthums entschieden habe. Bei einer solchen durch den berechnenden Verstand vermittelten Hochschätzung des Christenthums ist sowohl seine despotische Grausamkeit, die sich zum Theil gegen die nächsten Verwandten richtet, als auch seine bis zuletzt bezeugte Anbequemung an heidnischen Aberglauben sehr begreiflich. Allein in dem Maße als wir seinen christlichen Gehalt gering anschlagen, wächst die Bedeutung, welche sein Zeugniß für die weltgeschichtliche Wirkung des Christenthums gewinnt. Denn das steht fest,

Constantin ist ein tapferer Soldat und Feldherr, er ist ein hervorragender Staatsmann, er besitzt einen weltumspannenden Blick. Der Schwerpunkt der orientalischen Frage, welche seit Jahrhunderten so verhängnißvoll über Europa schwebt, liegt in dem Besitz von Constantinopel. Die weltgeschichtliche Lage dieses Platzes hat Constantin's Scharfblick erkannt, und an dieses Neu-Rom hat er nun seit fünfzehnhundert Jahren seinen Namen geknüpft. Constantin richtet ebenso wie Diocletian sein Auge auf die für einen Staatsmann nicht mehr außer Acht zu lassende Christengemeinde, weil er aber jenen an Einsicht übertrifft, so wird er der umgekehrte Diocletian. Der Letztere sieht in dem christlichen Organismus das verderblichste Hinderniß einer festen Reichsordnung, Constantin dagegen erkennt in der organisatorischen Kraft der Christen diejenige Macht, welche, weit kräftiger und frischer als das sinkende Heidenthum, noch nie für politische Zwecke gebraucht ist, aber für die Zukunft den Schwerpunkt der Welt in sich zu tragen scheint. So dachte Constantin, als er sich zum Entscheidungskampf gegen den in Rom herrschenden Maxentius anschickte und das christliche Zeichen Angesichts der heidnischen Weltstadt zum Panier seines Heeres erhob. Eine Bestätigung für diese Auffassung finden wir in dem von Constantin und seinem Mitregenten Licinius erlassenen Toleranzedict vom Jahre 313, in welchem den Christen zum ersten Mal nicht blos volle Religionsfreiheit, sondern auch Ersatz für bisherige Beraubungen und Schädigungen gewährt wird. In diesem Edict wird nämlich das Wort corpus viermal von der Christenheit gebraucht, aus welchem Sprachgebrauch man ersehen kann, welchen starken Eindruck gerade die organische Einheit und Geschlossenheit der Christen auf den weltklugen Staatsmann gemacht hatte. Von nun an stützt sich Constantinus immer entschiedener auf die Christen und immer entschlossener stößt er die Heiden zurück. Der competenteste Richter in der ganzen Welt giebt jetzt der Christenheit, dieser tief verachteten und verspotteten, blutig verfolgten Gesellschaft, das Zeugniß, daß sie in der That die Welt zusammenhält, wie der Brief an Diognet vorlängst behauptet hatte. Das, was früher Geheimniß war in den Tiefen des der Welt verborgenen Glau-

bens und der so oft verlästerten Hoffnung, wird jetzt von dem Herrn der Welt öffentlich proclamirt als Weltgesetz. Das officielle Bekenntniß des römischen Reiches war bisher, daß die Götter des hergebrachten Cultus im Himmel die Herrschaft führen, jetzt wird der Gott, für welchen die Hunderte von Christen ihr Blut vergossen und ihr Leben preisgegeben, öffentlich als der Höchste und Alleinige anerkannt; während bis jetzt dem Kaiser als der irdischen Gottheit die Anbetung allgemein dargebracht wurde, bekennt jetzt der Kaiser, mit dem Munde wenigstens, den Gekreuzigten als den Herrn, deß die Reiche der Welt sind und immer mehr werden sollen. Als Johannes schrieb: „unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat" (1. Joh. 5, 4), berichtete er eine vollendete Thatsache, aber nur einigen Auserwählten war das Geheimniß dieser Thatsache verständlich. Seit Constantin ist diese heilige Hieroglyphe eine auch für Knaben verständliche Inschrift an der großen Landstraße der Weltgeschichte geworden.

VII.

Der Rückgang oder die verweltlichte Kirche und die entweltlichte Kirche.

Die Prüfung, welche der Kirche auferlegt war von dem Haß und der Verfolgung der höchsten Gewalt der Welt, hat sie siegreich bestanden. Durch ihre innere Kraft, Freudigkeit und Tüchtigkeit hat sie sich die öffentliche Anerkennung der höchsten Autorität der Welt errungen, hat sie sich öffentliche Geltung und die freie Bahn ihrer weiteren Entwickelung erzwungen. Jetzt fragt sich's, ob die Kirche eben so siegreich die andere Prüfung bestehen wird, welche ihr von der Gunst der höchsten Gewalt der Welt bereitet wird. So erhaben das Schauspiel ist, welches die im Erleiden der Gewalt siegende Kirche bietet, so wäre es doch ein trauriges Zeichen von Einseitigkeit, wenn die Kirche nur groß

im Entsagen wäre. In der christlichen Anfangsgeschichte haben wir zwei bedeutsame Zeichen dafür, daß diese Einseitigkeit wenigstens nicht im Wesen der Kirche begründet sein kann. Von den judenchristlichen Erstlingsgemeinden in Palästina heißt es: „sie hatten Frieden und wurden erbauet und nahmen zu" (Apst. 9, 31). Das Aufhören der Gefahr und Verfolgung, der Friedenszustand, ist diesen Gemeinden nicht blos nicht schädlich, sondern fördert ihr geistliches Gedeihen. Gleicherweise bezeugt der Heidenapostel von sich: „ich kann niedrig sein und hoch sein, die Fülle besitzen und Mangel haben" (Phil. 4, 12). Diese beiden Zeugnisse aus der christlichen Erstlingszeit sind wichtig, denn die Erfahrungen der folgenden Zeiten könnten uns leicht irre machen. So oft auf dem heidenkirchlichen Gebiete die Verfolgung nachließ, trat auch Schlaffheit und Sicherheit ein, wie nicht blos Cyprianus bezeugt, sondern sogar auch Eusebius, der ungern Etwas berichtet, was der Kirche nicht zum Lobe gereicht. Es sind das keine günstigen Vorbedeutungen für die große Wende, wenn die Staatsgewalt nicht blos ihre Feindschaft zeitweilig suspendirt, sondern grundsatzmäßig ihre Gegnerschaft in Gunst verwandelt. Und in der That müssen wir die obige Frage, ob die Kirche diese Probe bestanden, verneinen. Seit vielen Jahrhunderten hat der innerste Geist der Christenheit von einem im Lauf der Geschichte eingetretenen Abbruch der richtigen Entwickelung der Kirche gezeugt. Und schon im Mittelalter bezeichneten die besten Christen die Zeit des Kaisers Constantin und des römischen Bischofs Sylvester als den verhängnißvollen Anfang des Abfalls. Die kirchliche Legende dichtet nämlich dem Kaiser Constantin den Aussatz an, läßt ihn dann von Sylvester geheilt und, aller Geschichte zum Trotz, getauft werden, worauf denn Constantin durch Schenkung des päpstlichen Territoriums sich dankbar bewiesen haben soll. Begabung des römischen Bischofs mit fürstlicher Souverainetät über Land und Leute durch den Kaiser galt dem verfälchten Sinn der späteren Zeiten als Herrlichkeit der Kirche, dagegen dem reineren Auge der besseren Christen als das handgreifliche Zeichen der Verweltlichung des göttlichen Reiches. Dieses Urtheil kleidet sich in England zur Zeit Wicliff's in folgende Gestalt: „als Sylvester

durch Constantin ein weltlicher Fürst wurde, haben die Engel ausgerufen: heute wird in der Kirche Gottes Gift ausgeschüttet." Dieses Urtheil fällte das Mittelalter in seinen geistigsten Repräsentanten, und fragen wir die Gegenwart, so stimmen Alle, welche das reinste Interesse an der Kirche mit der gründlichsten Einsicht vereinen, darin überein, daß Nichts der Lauterkeit und Kraft des kirchlichen Wesens so sehr geschadet habe, wie die Einmischung der staatlichen Gewalt in die Angelegenheiten des Glaubens, wovon das durch die Bischöfe veranlaßte Verhalten Constantin's in den kirchlichen Dingen den Anfang bildet. Mit dem Letzten ist schon gesagt, daß wir gegenwärtig noch in dem Schatten jener Finsterniß, die vor bald sechzehnhundert Jahren über die Kirche gekommen ist, leben und wandeln, und eben deshalb hat jene Wendung noch immer für das christliche Gewissen die allergrößte Bedeutung und verlangt von allen Christen die allerernstlichste Berücksichtigung. Denn das sei gleich im Voraus gesagt, die Hauptschuld jener kirchlichen Verfinsterung liegt nicht am Kaiserthum, sondern am Bischofsamt, und darum muß auch von der Kirche die Sühne und die Besserung ausgehen. Dabei leuchtet nun ein großer Trost als ein helles Licht in unsere Seele. Jenem Rückgang der Kirche ist bereits vor reichlich dreihundert Jahren ein Halt geboten. Die eingetretene Finsterniß hatte nämlich die Erinnerung an die große und herrliche Anfangszeit der Kirche verdunkelt. Es tritt ein Zeitpunkt ein, in welchem das Gedächtniß jener heiligen Vergangenheit so wirksam für die ganze Gemeinde erneuert wird, daß ein Theil der Kirche den kräftigen und erfolgreichen Anfang macht, ihren Zustand nach dem Vorbild jener Erstlingszeit umzugestalten. Es entgeht Ihnen nicht, meine verehrten Zuhörer, daß ich auf das große Werk der Reformation hinweise. Diese Thatsache ist ein Beweis, daß, so verderblich auch immer jener Rückgang gewesen ist, er dennoch den Faden der Entwickelung nicht abgerissen hat, ist ein Beweis, daß, wenn auch der der Kirche innewohnende Geist durch weltliche Einflüsse sehr gedämpft worden ist, derselbe doch wieder Macht gewinnen kann, das eingedrungene Verderbniß zu über-

winden. Wir thun daher Recht daran, daß, wenn wir auch gegenwärtig noch unter den Folgen des bezeichneten Fehlganges leiden, wir demselben eine bestimmte Grenze setzen. Es ist demnach ein Zeitraum von eintausend zweihundert Jahren (313—1517), den wir in unserer heutigen Betrachtung zu überschauen haben. Natürlich kann das nur so geschehen, daß wir einige wenige für unsern Zweck durchschlagende Gesichtspunkte aufstellen und auf deren Durchführung uns beschränken.

Vor allen Dingen müssen wir uns von dem Vorhandensein des kirchlichen Rückganges überzeugen und von seiner Natur eine Anschauung gewinnen. Da wir nun mit der Reformation eine Wendung zum Besseren annehmen, so wird es sich weiter darum handeln, die Regungen des Geistes zu erkennen, welche das Einlenken in die rechte Bahn endlich ermöglicht haben. Wir werden zwischen den beiden Grenzen unserer Periode einen Tiefpunkt der Verschlimmerung erkennen müssen und jenseit desselben ein Aufsteigen zu demjenigen Besseren, welches in der Reformation zur Auswirkung gelangt. Dieser Verlauf vollzieht sich in der Wechselwirkung zweier sich entgegengesetzter Richtungen. Nachdem die Kirche durch die Kraft ihres Geistes die Gunst der höchsten Weltmacht gewonnen, hatte sie die Aufgabe, das ganze Gebiet des Weltlebens, welches ihr nunmehr aufgeschlossen war, durch den ihr innewohnenden Geist zu heiligen und zu verklären. Bisher waren ihr die Verhältnisse des großen Lebens versperrt, sie war mit ihrer Thätigkeit auf das Stillleben der einzelnen Seelen und Familien beschränkt, nur einige starke und verwegene Geister hatten sich während der stürmischen Zeiten in das öffentliche Leben hinausgewagt, die Kirche als solche hatte sich begnügt, das große Weltleben mit ihrer Hoffnung und ihrer Fürbitte zu umspannen. Jetzt soll diese innere verborgene Stellung der Kirche zur Welt durch das Wirken ihres Geistes offenbar werden. Nicht neue Stoffe oder neue Gesetze soll die Kirche in die Welt hineinsetzen, sie bringt ja eben das Christenthum, und dieses ist, wie sein Name andeutet, das heilige Salböl, welches den Dingen der Welt ihre naturgemäße Bewegung, Frische und Schönheit verleihen soll. Ist ja doch

auch der Geist, der die Kirche beseelt und in dem sie handelt, kein anderer als derselbe, dessen schöpferischer Hauch die Welt gegründet hat. Da nun die in der ursprünglichen Anlage gegründete Entwickelung der Welt durch die Sünde des Menschen gehemmt und gestört ist, so hat die Kirche die Aufgabe, durch ihren Geist diese Hemmung und Störung zu beseitigen. Aber die Kirche gewöhnt sich, mit dieser großen Aufgabe es sich bequem zu machen. Anstatt die Verhältnisse, Kräfte und Ordnungen der Welt durch ihren Geist zu heiligen und als geheiligte in das neue Leben des göttlichen Reiches einzuführen, begnügt sie sich, die weltlichen Dinge mit einem kirchlichen Schein zu umgeben und sodann diesen Heiligenschein als wahre Heiligkeit anzusehen und zu behandeln. Anstatt die Welt in ihr Heiligthum aufzunehmen, versinkt die Kirche in das Wesen der Welt. Diese Richtung ist die Verweltlichung der Kirche, und da diese Richtung durch unsere ganze Periode hindurchgeht, so können wir dieselbe mit dem Namen der verweltlichten Kirche bezeichnen. Aber fast eben so gut kann man der Periode den Namen der entweltlichten Kirche geben, denn auch diese entgegengesetzte Richtung erstreckt sich von Anfang bis zu Ende. Es ist eine Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur, daß Einseitigkeiten die entgegengesetzten Extreme hervorrufen. Innerhalb des natürlichen Zustandes ist keine Sicherheit vorhanden, daß die Gegensätze zu einer gedeihlichen Ausgleichung gelangen. In dem eigenthümlichen Geiste der kirchlichen Gemeinschaft ist es begründet, daß die Gegensätze, auch wo sie auf beiden Seiten ursprünglich falsch sind, durch unabläßige Regung des Gewissens sich zu einer höheren Einheit durcharbeiten. Jener Verweltlichung, jener unreinen Liebe, jener Buhlschaft der Kirche mit der Welt tritt sofort gegenüber die Angst und Flucht vor der Welt, die Entweltlichung. Nur ganz einzelne verlorene Stimmen erheben sich, welche auf das richtige Verhalten hinweisen, aber diese einsamen Vorläufer einer fernen besseren Zukunft werden überschrieen von den leidenschaftlichen Vertretern der beiden entgegengesetzten Strömungen. Die weltfeindliche Richtung war zwar auch schon in den Zeiten der verfolgten Kirche vorhanden, hatte doch damals die ganze erschei-

nende Welt eine offenbar antichristliche Gestalt. Aber weit verbreiteter und mehr organisirter ist diese Einseitigkeit, seit die Kirche selbst sich mit dem Weltwesen vermischt hat, und das ist auch wohl begreiflich, denn Hassenswertheres kann es für das christliche Gewissen Nichts geben, als die Welt in den Heiligenschein gekleidet. Indessen eine Einseitigkeit bleibt diese entweltlichte Kirchlichkeit trotz alledem. Die Welt, welche Johannes zu hassen gebietet, ist nicht die Schöpfung Gottes, sondern die der göttlichen Creatur anhaftende menschliche Sünde (1. Joh. 2, 15. 16). Von der Welt in diesem Verstande soll die christliche Gesinnung allerdings völlig frei sein, sie soll nicht in der Welt, sondern in Gott ruhen, aber wenn sie weltlos, d. h. sündenfrei in Gott ruht, so wird sie auch wie Gott die Welt lieben (Joh. 3, 16), so wird sie wie Gott die Welt als versöhnt in Christo anschauen (2. Kor. 5, 19), so wird sie trachten das Reich der Welt zum Reiche Christi umzugestalten (Offenbar. 11, 15). Demnach erweist sich jene Richtung als eine der rechten christlichen Kraft ermangelnde Einseitigkeit. Denn sie sieht die Creatur an sich als etwas Ungöttliches an, welches einer Heiligung und Verklärung nicht fähig sei, und daher gemieden und abgestoßen werden müsse. Dieser Lebensanschauung gelten Ehelosigkeit, klösterliche und einsiedlerische Einsamkeit, freiwillige Armuth, Abtödtung aller persönlichen Selbstständigkeit, Selbstcasteiung aller Art als die höchsten sittlichen Güter. Mit Recht hat man oft die Bemerkung gemacht, daß diese Weltentsagung schon um deswillen nicht als eine Höhe christlicher Gesinnung angesehen werden könne, weil sich ganz ähnliche Erscheinungen auch auf dem außerkirchlichen Gebiet finden. Indessen muß man sich doch andererseits hüten, diese christliche Weltentsagung mit der nicht christlichen gänzlich zu identificiren. Denn wenn auch die christliche Weltflucht eine Verirrung ist, so hat sie doch von Haus aus das Vorbild des leidenden Christus vor Augen, und wenn sie dieses Vorbild in verzerrter Gestalt anschaut, so hat sie doch in dieser großen Anschauung nicht blos eine Entschuldigung, sondern auch die Möglichkeit und Kraft einer Berichtigung. Wir werden daher auch von dieser Seite her die Besserung des ganzen Zustandes erwar-

ten dürfen, worauf wir auch angewiesen sind, wenn wir bedenken, daß der Fehlgang mit der Verweltlichung beginnt. Freilich so lange die Entweltlichung nur der negative Gegensatz zu der Verweltlichung ist, bleibt sie zu einer Reform des Ganzen unfähig, aber es ist zu erwarten, daß sie vermöge ihres christlichen Charakters allmählich Kraft gewinnen wird für eine sittliche Anschauung und Bearbeitung der Weltverhältnisse. Wir werden voraussichtlich auf den Moment zu achten haben, wo diese Kraft des ächten christlichen Geistes sich zu einer weltgeschichtlichen Wirkung erhebt; dieser Moment wird nämlich die Grenze unserer Periode bezeichnen.

Nachdem wir vermittelst der angegebenen Gesichtspunkte den Gang der Entwickelung im Ganzen und Großen überschaut haben, werden wir nunmehr diejenigen Thatsachen uns vergegenwärtigen, welche vor Allem dazu geeignet sind, die Signatur dieser Periode in einzelnen Hauptzügen zu veranschaulichen.

Nichts ist für die richtige Anschauung dieser Periode und demnächst auch für die Würdigung unserer mit jener Periode in einer wesentlichen Beziehung eng verknüpften Gegenwart wichtiger, als daß wir uns von dem im Anfang dieses Zeitabschnittes wirklich eingetretenen Rückfall auf eine allen Zweifel ausschließende Weise überzeugen. Da die kirchliche Geschichtschreibung seit Eusebius, dem Vater der Kirchenhistorie, die starke Neigung hat, die mit dieser Periode eintretende Wandlung in dem Verhältniß zwischen der weltlichen Macht und der christlichen Gemeinde mit einem erbaulichen Nimbus auszuschmücken, so gehört ein nicht geringes Maß von kirchlicher Unbefangenheit dazu, um hier das Richtige zu erkennen, zumal da, was nie genug beherzigt werden kann, die Hauptverantwortung für diese Verirrung nicht der weltlichen, sondern der geistlichen Autorität zugewiesen werden muß.

Wir haben gesehen, daß Constantin in der geistigen Ueberlegenheit der Kirche diejenige Macht erkennt, welcher auf dem politischen Gebiet für die Zukunft ein entscheidendes Gewicht zuzuschreiben sei, und daß er in dieser Zuversicht handelnd einen großen Erfolg erringt. Es ist ihm nicht zu verdenken, wenn er auf alle Weise die Gunst der Christen zu gewinnen sucht. Nach dem

Siege über Maxentius sendet Constantin eine Geldsumme an die bedrängten Christen in Afrika, auf den Rath des Bischofs Hosius wird die Sendung an den Bischof Cäcilianus mit der Anweisung zur Vertheilung adressirt. Nun aber galt Cäcilianus den Anhängern der strengen Bußdisciplin, den Donatisten, als ein Eindringling. Die Donatisten fühlten sich demnach durch jene Anordnung des Kaisers beeinträchtigt, sie wandten sich deshalb an ihn, und zwar nicht blos die kirchliche Sachlage darstellend, sondern den Kaiser auffordernd, den kirchlichen Streit zu schlichten. Paulus verwies es den korinthischen Christen, wenn sie sich mit ihren Privathändeln an die weltlichen Gerichte wendeten, hier aber soll der Kaiser, ein uneingeweihter, ungetaufter Mann, einen innern Rechtsstreit entscheiden! Es ist ein merkwürdiges Zeichen, daß die Donatisten, deren vornehmstes Symbol nachher das Wort war: „was geht den Kaiser die Kirche an?" die Ersten gewesen sind, welche die kaiserliche Macht und Autorität in das kirchliche Heiligthum eingelassen haben. Sie haben für diesen Fehlgriff schwer büßen müssen. Nicht minder merkwürdig ist aber auch der Verlauf dieser Appellation. Constantin denkt nicht im Entferntesten daran, diese Sache auf eigene Hand oder durch seine Behörden zu entscheiden, er trifft den Ausweg, daß eine geistliche Synode berufen werden soll; und als die Donatisten, bei der Entscheidung der Synode sich nicht beruhigend, sich abermals an ihn wenden, wird er zornig, indem er ausdrücklich erklärt, daß er sich ein Urtheil in diesen Dingen durchaus nicht zutraue. Und schließlich, als auch durch weitere Verhandlungen der Bischöfe eine Beilegung des Streites nicht erzielt worden war, wendet sich der Kaiser an die Bischöfe und die Gemeinden von Afrika mit der Ermahnung, den Ungestüm der Donatisten christlich zu ertragen. Die provocirte Einmischung des Kaisers nimmt also damit ein ganz würdiges Ende, daß die weltliche Macht den kirchlichen Streit seinem innern Verlauf überläßt. Kurz der Kaiser hat hier verständiger gehandelt, als die streitenden Kirchenparteien. Aber es ist keine Bürgschaft, daß, wenn man ihn noch einmal in die Versuchung führt, er die gleiche Bescheidenheit und Nüchternheit bewahren wird. Einen neuen

Anlaß zur Einmischung bot der dogmatische Streit über die Gottheit Christi. Es ist nicht denkbar, daß Constantin sich in diese ihm ganz unverständliche Frage eingemischt haben sollte, wenn er nicht abermals von kirchlicher Seite dringend aufgefordert worden wäre. Einmal hat Constantin ganz unleugbar einen großen Respect vor der Kirche und ihren Leitern, dann konnte die Erfahrung mit den Donatisten ein neues Eingreifen in die kirchliche Fehde ihm nur verleiden. Wir sind genöthigt, eine neue Aufforderung von kirchlicher Seite vorauszusetzen. Derselbe Hosius, der ihm die Adresse an Cäcilianus vermittelt, überbringt ein kaiserliches Sendschreiben an die streitenden Geistlichen in Alexandrien, welches zur Einigkeit ermahnt. Wir werden nicht irre gehen, wenn wir annehmen, Hosius, von dem Sulpitius Severus schreibt, daß er der Urheber des Concils zu Nicäa gewesen, habe den Kaiser bewogen, seine Autorität in die Wagschale des großen dogmatischen Streites zu werfen. Und Hosius hat, gerade wie die Donatischen, seine Buße zahlen müssen: er hat, durch die Verfolgung der kaiserlichen Kirchengewalt bedrängt, nach Jahren dem kaiserlichen Sohne Constantin's zugerufen: „mische dich nicht in die Kirchenangelegenheiten, und gieb uns über diese Dinge keine Ermahnungen, sondern laß dich hierüber vielmehr von uns belehren, dir hat Gott das Kaiserthum gegeben, uns aber hat er das Kirchenwesen anvertraut." Aber dreißig Jahre vorher dachte Hosius nicht so und ebensowenig die übrigen Bischöfe. Nicht blos ist es der bischöfliche Einfluß, daß Constantin die Synode zur Entscheidung des arianischen Streites nach Nicäa beruft, sondern der Bericht über die Verhandlungen ergiebt auch, daß die Entscheidung durch den Einfluß des Kaisers bewirkt worden ist. Daß der Kaiser diese entscheidende Autorität nicht seiner Einsicht zu verdanken hat, liegt deutlich genug zu Tage. Constantin hat offenbar an der Sache nur das einzige reelle Interesse, daß die Einigkeit wieder hergestellt werde, und deshalb versteht er die Passastreitigkeit, diese rein äußerliche Differenz, weit besser und nimmt dieselbe auch wichtiger, als die christologischen Gegensätze. Aber auch das Interesse an der Einigkeit in der Kirche, das er in allen Reden, Briefen und Erlassen betont,

dürfen wir nicht allzu ernstlich nehmen. Wir erinnern uns, daß die corporative Eigenthümlichkeit der Kirche ihm imponirte, daß er auf diese christliche Kraft und Tüchtigkeit für seine politischen Zwecke baute, woraus sich die mehrfach vorkommende Wendung erklärt, daß er von der Uneinigkeit in der Kirche Gefahr für das Bestehen seines Reiches besorgte. Daß er aber von der christologischen Frage gar Nichts verstand, sollte auf eine für die orthodoxen Bischöfe sehr beschämende Weise an's Licht kommen. Während in Nicäa auf Antrieb des Kaisers das Dogma von der wesentlichen Gottheit Christi festgestellt wurde, entscheidet Constantin sich später für die entgegengesetzte Lehre, verbannt den Athanasius und schreibt einen freundlichen Brief an Arius, den wir noch lesen.

Wenn es nun also augenscheinlich nicht die geistige Ueberlegenheit des Kaisers sein kann, welche die Bischöfe bestimmt, ihm einen so beherrschenden Einfluß in einer rein kirchlichen Frage einzuräumen, so kann es ja nur seine Stellung in der Welt, seine kaiserliche Macht und Würde gewesen sein, welche ihm diesen kirchlichen Vorrang verschaffte, es würde also die weltliche Höhe und Größe des Kaisers ohne Weiteres in die innere Kirchensphäre versetzt. Man ersieht aus den Beschreibungen der kaiserlichen Pracht und der kaiserlichen Tafel, an der Constantin mit den Bischöfen speiste, was Eusebius nicht müde wird immer auf's Neue hervorzuheben, daß die Bischöfe, eben hergekommen aus den Drangsalen der kaiserlichen Verfolgungen, in welcher z. B. Einer unter ihnen, Paphnutius von Thebais, des einen Auges beraubt worden war, von der plötzlichen Gunst der höchsten Weltmacht ganz berauscht gewesen sind. Der Zauber der auf einmal verwandelten Weltmacht verfälscht das kirchliche Urtheil der Bischöfe, und darum ist es ihnen auch recht, wenn mit der Consequenz dieser kirchlichen Kaisermacht voller Ernst gemacht wird. Die drei Arianer, welche die nicänische Formel nicht unterschreiben wollen, werden verbannt und diesen werden später noch zwei nachgeschickt. Die unter dem Druck kaiserlicher Autorität durch die Majorität der Bischöfe als Häresie verworfene Lehre wird also wie ein bürgerliches Verbrechen bestraft. Während Christus

und die erste Kirche das göttliche Leben als ein solches darstellen und bewähren, welches durch seine innere Geisteskraft und Freiheit dem Reiche der Gewalt den Boden entringt und dadurch den Grund zu einer neuen Weltgeschichte legt, wird hier der Träger der höchsten Gewalt als Schiedsrichter und Executor in die Kirche eingelassen. Der Glaube, das Allerinnerste und Geistigste, wird unter dem Einfluß dieses Materialismus Buchstabe und Formel. Hilarius von Poitiers spottet darüber, daß der Glaube, der bisher seine Stärke im Herzen und höchstens im Munde hatte, nunmehr in die grobe Behausung des Buchstabens eingesperrt worden sei. Die geschriebene Glaubensformel wird Staatsgesetz. Es ist eine naturnothwendige Folge, daß das Kaiserthum, nachdem ihm in dem ersten sogenannten allgemeinen Concil eine so entscheidende Autorität von den Bischöfen, man kann fast sagen aufgedrungen war, diese einflußreiche Machtstellung nicht blos festhielt, sondern zu erweitern suchte. Sechs Jahre nach dem großen Concil erließ Constantin ein Edict an verschiedene Häretiker, und obwohl er nun hier bekennt, daß er nicht Zeit habe, die einzelnen Irrthümer aufzuzählen, schilt er doch die Angeredeten und befiehlt ihnen, sich mit der katholischen Kirche zu vereinigen, und als Grund dieses Erlasses führt er an, daß es ihm nach seiner ihm von Gott verliehenen Stellung gebühre, die Unterthanen vom Irrthum auf den geraden Weg, von der Finsterniß zum Licht, von der Nichtigkeit zur Wahrheit, vom Tode zum Heil zu leiten. Noch stärker spricht er in dem Schreiben an die Synode zu Tyrus 335, mit einer drohenden Wendung gegen den möglicherweise widerstrebenden Athanasius: „es ist nicht statthaft, den vom Kaiser erlassenen Satzungen über die Wahrheit Widerstand zu leisten.“ Wie weit ist diese Anmaßung kirchlicher Autorität und Infallibilität von der anfänglichen Schüchternheit und Bescheidenheit Constantin's entfernt! Auf dieser Bahn wurden die noch ungeistlicheren Söhne Constantin's durch die Zuschrift des Firmicus Maternus noch weiter getrieben. Diese Zuschrift ruht auf der Vorstellung, daß das rechtgläubige Kaiserthum die Fortsetzung des israelitischen Königthums sei und daher auch wie jenes die Pflicht habe, den polytheistischen Cultus mit Gewalt

auszurotten. Wir wissen auch, daß die Söhne Constantin's gegen das Heidenthum mit Gewaltmitteln vorgegangen sind. Die Kehrseite aber ist, daß Constantius, der Eine dieser Söhne, an eine Synode schreibt, daß ihre dogmatischen Beschlüsse nur dann Gültigkeit haben, wenn er sie bestätige. Außerordentlich befestigt ward dieser dominirende Einfluß des Kaisers in der Kirche durch Theodosius den Großen. Dieser war erst soeben getauft, als er im Jahr 380 das große Religionsgesetz veröffentlichte. Dieses Gesetz ist in der vollen Zuversicht gegeben, daß der Kaiser so berechtigt als verpflichtet sei, allen Völkern des Reiches, wie es heißt, den Glauben nicht blos vorzuschreiben, sondern auch mit Zwangsrecht zu gebieten. Wie er nun in dem genannten Hauptgesetz den Glauben des römischen Bischofs Damasus als Regel aufstellt, so hat er anderweitig fünfzehn Gesetze gegen die Ketzer ergehen lassen und dieselben mit größeren oder geringeren Strafen belegt. Denselben Anspruch machen ausdrücklich geltend der jüngere Theodosius, welcher erklärt, daß eine Hauptpflicht der kaiserlichen Majestät die Untersuchung der Religion sei, Valentinianus, Marcianus und vor Allen Julianus. Es ist demnach ganz natürlich, daß die kaiserliche Gesetzgebung eine sehr ansehnliche Reihe von Satzungen über die Theorie wie über die Praxis der Kirche darbietet; die theodosianische Sammlung hat unter Anderem nicht weniger als sechsundsechzig Gesetze über die Ketzer. Da übrigens Theodosius der Große sowohl wie Justinian jede neue öffentliche Verhandlung über das einmal kirchlich Festgesetzte verbieten, so wird durch diesen kirchenkaiserlichen Absolutismus jede freie Geistesbewegung in der Kirche gelähmt und ertödtet. Wie sehr aber diese kaiserliche Gesetzgebung in der Kirche mit der bischöflichen Anschauung im Einklang stand, erhellt aus dem ausdrücklichen Gesuch der zu Constantinopel versammelten zweiten allgemeinen Synode an Theodosius, ihren Beschlüssen die kaiserliche Bestätigung zu ertheilen. Was der Kirchenhistoriker Sokrates, dessen Leben zum Theil in die Zeit der großen Synoden fällt, mit dem zusammenfassenden Satze ausspricht: „seit die Kaiser Christen geworden, sind die Angelegenheiten der Kirche von ihnen abhängig und die größten Synoden wurden gehalten und werden gehalten

nach ihrem Gutdünken," ist durch viele Thatsachen bewiesen. Wir brauchen gar nicht in die schlimmsten Zeiten des byzantinischen Wesens hineinzuschauen, ein Blick in die große Gesetzessammlung des Justinian, in das sogenannte Corpus juris, zeigt uns die merkwürdige Signatur dieser neuen christlichen Welt. Der dritte Theil dieses römischen Rechtskörpers beginnt mit den Kirchengesetzen, die dreizehn ersten Titel ordnen ausschließlich kirchliche Verhältnisse, und zwar handelt der erste Titel von der Dreieinigkeit und erhebt ausdrücklich die Beschlüsse der vier ersten allgemeinen Synoden zu Reichsgesetzen, über welche Niemand öffentlich verhandeln dürfe. Damit hängt auf's Engste zusammen, daß die bis dahin verfolgte Religion nicht blos geschützt, sondern belohnt wird, daß sie, wie schon Constantin verfügt und andere Kaiser ihm nachfolgen, durch ausdrückliche Gesetze als „privilegirt" bezeichnet wird, dagegen wird das den Andersgläubigen Auferlegte in der kaiserlichen Gesetzessprache geradezu „Strafe" genannt. Die höchste Staatsgewalt also ist es, die nicht blos, was Glaube und Unglaube ist, rechtsverbindlich festsetzt, sondern auch den Glauben belohnt und den Unglauben bestraft. Es war also nicht genug, daß der Glaube ein starrer Buchstabe wurde, in dieses innerste Heiligthum, welches darum vor Allem rein bewahrt werden muß, weil von ihm alle Kraft ausgehen soll, werden die sinnlichen Motive Lust und Furcht in ihrer höchsten Potenz, weil nämlich die Staatsmacht den ganzen Bereich der Sinnlichkeit beherrscht, eingelassen.

Diese Verweltlichung der Kirche durch das Kaiserthum setzte sich fort im römischen Papstthum. In dem Maß, als die geistlichen Dinge in die Aeußerlichkeit hinein gezogen wurden, machte sich auch das Bedürfniß fühlbar, daß die Einheit der Kirche durch ein sichtbares Haupt zusammengehalten werden müßte. Und wo konnte man, wenn man überall schon auf dem Wege war, das Geistliche nicht mehr geistlich, sondern fleischlich zu richten, wo konnte man dieses Kirchenhaupt eher erwarten und finden, als in dem alten Centralpunkt der Welt, der durch seine gewaltigen Traditionen noch immer den Völkern imponirte? Der römische Bischof ward Papst, dem es nicht genügte, für seinen geistlichen Thron ein weltliches Territorium zu besitzen, sondern der auch

den Ausspruch geltend machte und durchzusetzen wußte, daß alle weltliche Macht durch ihn erst sanctionirt werden, dann aber auch für seine kirchlichen Zwecke dienstbar gemacht werden müsse.

Diese Verweltlichung und Verunreinigung der Kirche durch die staatliche und päpstliche Macht wäre ein völliger Abfall vom Christenthum, wenn nicht ein bei der menschlichen Unvollkommenheit erklärlicher Irrthum ein entschuldigendes Moment dazwischen stellte. Wir haben erkannt, daß Christus nicht eine neue Lehre oder Schule stiften will, sondern ein wirkliches Reich, wir haben gesehen, daß Paulus die Verwirklichung dieses Reiches, wie es die Propheten geschaut, an das Ende der Völkergeschichte verlegt, wir haben gefunden, daß die durch Drangsal und Verfolgung wandelnde Kirche sich stärkt durch die Aussicht auf die Erscheinung dieses Reiches. Das ist nun die Täuschung, welcher die Stimmführer der Kirche in Folge der durch Constantin bewirkten großen Wandelung in dem Verhalten der weltlichen Gewalt unterliegen, daß sie wähnen, jetzt sei das Reich Christi auf Erden verwirklicht, jetzt seien die Verheißungen der Propheten erfüllt. Auch in den drei ersten Jahrhunderten hat man in die Geheimnisse der alttestamentlichen Oekonomie mit Andacht hineingeschaut und daraus Lehre und Trost geschöpft für die Gegenwart, wie die Christen aus den Heiden von Anfang her gelehret und angewiesen waren (1. Kor. 10, 6; Röm. 15, 4). Dieser Rückblick auf die alttestamentliche Zeit hatte auch schon früher hie und da Irrthümer veranlaßt, aber im Ganzen richtete man sich doch nach der Weisung des Paulus, gemahnt durch die feindliche Haltung des Weltreiches. Als nun aber der Herrscher des Weltreiches öffentlich das Zeichen des Kreuzes zum Panier erhob, da vergaß man die paulinische Lehre, daß das Reich Gottes in der Heidenwelt sich zuerst innerlich auswirken müsse, ehe es vermittelst des auserwählten Volkes zur äußerlichen Erscheinung kommen könne, daß deshalb die Heidengemeinde sich niemals ihrer zeitlichen Zwischenstellung überheben dürfe (Röm. 11, 25). Es wurde jetzt ganz geläufig, die gegenwärtige christliche Welt als die Vollendung der alttestamentlichen Oekonomie anzusehen. Der oben erwähnte Firmicus Maternus, der die Söhne Constantin's,

die „allerheiligsten Kaiser“ zur gewaltsamen Ausrottung des Heidenthums auffordert, beruft sich ohne Weiteres auf die alttestamentlichen Gesetze, als ob es sich ganz von selbst versteht, daß das christliche Kaiserthum die Fortsetzung des israelitischen Königthums ist. Wie tiefe Wurzel diese Anschauung in kurzer Zeit geschlagen, mag man daraus abnehmen, daß der Bischof Lucifer, obwohl er gerade unter der geistlichen Anmaßung des Kaisers schwer zu leiden hatte, deßungeachtet diese unmittelbare Uebertragung des alten Testaments in die Gegenwart mit großer Energie und Zuversicht durchführt. Aus dieser Verwechselung erklärt sich auch der in der That staunenerregende Umstand, daß man den großen heiligen Grundsatz der Glaubens- und Gewissensfreiheit, den die Apologeten so beredt gegen die heidnische Obrigkeit vertreten, den so viele Märtyrer mit ihrem Blut besiegelt, gänzlich vergaß und sich zuletzt nicht scheute vor dem grundsatzmäßigen Greuel der blutigen Verfolgung der Irrgläubigen. Denn freilich das jüdische Gesetz befiehlt die Todesstrafe gegen falsche Lehrer. Die Kirche mußte nun die Schmach erleben, daß der Grundsatz der Freiheit, den einst Athenagoras, Tertullian und Lactanz vertheidigt hatten, jetzt von den heidnischen Schriftstellern Symmachus, Libanius, Themistius den Christen zur Nachachtung vorgehalten wurde. Und eine nicht geringere Demüthigung ist dieses, daß zwar höchst einflußreiche Kirchenlehrer, wie Athanasius, Hosius, Lucifer, Hilarius, nachdem sie von dem Staatskirchenthum verfolgt worden waren, sich wiederum der Glaubensfreiheit zu erinnern wußten, aber Nichts dazu thaten, daß die verderbliche Praxis des staatskirchlichen Zwanges aufgehoben würde. Eine Todsünde wäre dies, wenn nicht die Unwissenheit über die Anwendung des alten Testaments einen Schutz gewährte. Unter dem Schutz dieses Mißverständnisses konnte es geschehen, daß in der Kirche Christi wiederum ein besonderer Berg der Anbetung, ein neues Jerusalem geheiligt, daß ein neuer Priesterstand mit einem neuen Hohenpriester an der Spitze errichtet wurde, daß wiederum Opfer und Zehnten vorgeschrieben wurden. Kein Wunder, daß dieses christliche Judenthum zuletzt nicht blos den Anspruch machte auf den Besitz des heiligen

Landes, sondern auch zahllose Heere ausrüstete, um die „Heiden" aus dem gelobten Lande zu vertreiben. Die Kreuzzüge bilden den weltgeschichtlichen Gipfel dieses neuen Judenthums, obwohl nämlich die Idee derselben sich zuletzt als ein Phantom herausstellt, das vor der allmählich ernüchterten Welt sich auflöst, hat sie doch geraume Zeit eine solche Macht, daß die kräftigsten Hohenstaufen ihr thatsächlich huldigten. Auch ist nicht zu übersehen, daß der Consequenteste aller Päpste, Gregor VII., den ersten Gedanken dieser neujüdischen Kriegsfahrten gefaßt hat. Zugleich zeigt sich nirgends deutlicher der Abstand dieses Kirchenthums von der paulinischen Lehre. Die Kreuzzüge nämlich beginnen vielfach mit Vertilgungskriegen gegen die Juden. Während Paulus in dem vorhandenen Rest des jüdischen Volkes ein göttliches Unterpfand für die irdische Vollendung des himmlischen Reiches erkennen lehrt, ist diesem Kirchenthum auf dem Wege zu seiner vermeintlichen Vollendung die Existenz der Juden ein mit Feuer und Schwert zu beseitigendes Hinderniß.

Kurz, daß die verweltlichte Kirche eine mißverstandene Erneuerung des Judenthums ist, darin besteht ihre Stärke und zugleich ihre Schwäche. Ihre Stärke, indem der durch das Christenthum erregte religiöse Gedanke sich der großartigen Anschauungen der alttestamentlichen Geschichte und Weissagung bemächtigt, und mitten auf dem heidnischen Schauplatz der neueren Weltgeschichte aus den Bestandtheilen dieser heiligen Vergangenheit einen grandiosen Bau errichtet, das heilige römische Kaiserthum und das römische Hohenpriesterthum. Durch dieses auf alttestamentlichem Fundament ruhende Gebäude ist zwar das wahre Christenthum verdeckt und verdunkelt, aber eine pädagogische Macht gegründet, um die heidnischen Völker der weltgeschichtlichen Zone für die Aufnahme des gereinigten Christenthums zu erziehen. Allerdings ist damit zugleich die Schwäche dieser großartigen Institute der verweltlichten Kirche ausgesprochen, da es aber für die Einsicht in den Gang der kirchlichen Entwickelung von der äußersten Wichtigkeit ist, sich über diese Unvollkommenheit keinerlei Täuschung zu überlassen, so werde ich an vier hervorragenden Männern aus der ersten und besten Zeit dieser Periode die unverkennbaren

Spuren dieser kirchlichen Trübung aufzuweisen suchen. Wir wählen zwei Repräsentanten der abendländischen und zwei der morgenländischen Kirche.

Ambrosius, Bischof von Mailand, kann Niemand ohne Ehrfurcht nennen. Er bekennt sich zu dem Grundsatz: „für einen Priester ist bei Gott Nichts gefährlicher, und bei Menschen Nichts schimpflicher, als nicht rein herauszusagen, was man denkt;" er hat das große Wort gesprochen: „es ist mein Wunsch, daß, wenn Unfälle und Stürme über die Kirche kommen sollen, dieselben über mich ergehen mögen, damit die Gemeinde verschont bleibe." Und dieser Kirchenmann handelt, wie er spricht, er stellt sich muthig vor den Riß, sowohl um seine Gemeinde zu schützen, als um die Würde seines Amtes zu behaupten. Es verdient das Lob aller Zeiten, daß er seine Existenz daran setzt, um den rechtgläubigen und jähzornigen Kaiser Theodosius wegen einer begangenen Grausamkeit zur öffentlichen Buße zu nöthigen, und diese Demüthigung wirklich erreicht hat, ohne die kaiserliche Majestät zu beeinträchtigen. Man kennt aber den Mann nur halb, wenn man ihn blos in dieser drastischen Gestalt gesehen hat. In den beiden Leichenreden auf seinen innig geliebten Bruder schließt er sein innerstes Herz auf, und hier sehen wir, wie der gewaltige Kirchenfürst, der Lobredner und Beförderer klösterlicher Entsagung ein warmes tieffühlendes Herz für Menschlichkeit und Familie besitzt. Und dennoch ist dieser Mann abgestumpft für den wichtigen Unterschied von Zwang und Freiheit auf dem religiösen Gebiet, und wegen dieses Stumpfsinnes bietet er sogar seinen geistlichen Eifer für eine offenbare Ungerechtigkeit auf. Einem Bischof, der eine jüdische Synagoge verbrannt hatte, befahl Theodosius, die Synagoge wieder aufzubauen. Ambrosius richtete zunächst in der Form eines Briefes ernstliche Ermahnungen an den Kaiser, diesen Befehl zurückzunehmen. Dann hat er in einer Predigt sich ausdrücklich und in derselben Absicht an Theodosius gewandt, und als er unmittelbar nach der Predigt in einem Zwiegespräch mit dem Kaiser seinen Zweck erreicht, hat er mit besonderer Genugthuung, wie er seiner Schwester erzählt, vor dem Altar Gott gedankt. Wir schauen in diesem blinden

Fanatismus den Beginn all' der Greuel gegen die Juden, mit denen die Kirche sich so schwer versündigt hat.

Augustinus ist einer der größten Geister aller Zeiten, ein Mann von ungewöhnlich scharfem Verstande, von einer bezaubernden Liebenswürdigkeit, die an Goethe's erste und beste Zeit erinnert, Seine Bekenntnisse sind nicht sowohl die Beichte eines einzelnen Menschen, sondern die Beichte der verlorenen und verlogenen Heidenwelt, welche sich durch unsägliche Schmerzen und Anstrengungen aus ihren abgrundsmäßigen Irrsalen wiederum zur Wahrheit und zu Gott hindurchringt. Er wie kein Anderer hat es an sich erfahren, daß die Erlösung von allen den Geist der Heiden umstrickenden Banden der Finsterniß nur auf die freieste und innerlichste Weise geschehen kann. Es ist ebenso erklärlich als erfreulich, daß Augustinus sich sehr oft und stark über die verderblichen Folgen der staatlichen Privilegirung des Glaubens ausgelassen hat. Da es bekannt ist, daß ihm die Autorität der Kirche höher steht, als billig ist, so ist es um so wichtiger, seine Zeugnisse über die Verweltlichung der Kirche zu vernehmen. Hören wir also seine noch heute zu beherzigenden Klagen über die Vermischung des Geistlichen und des Weltlichen in dem bestehenden Kirchenthum. „Wie Viele suchen Jesum nur, damit er ihnen in der Zeit nützlich sei. Der Eine hat ein Geschäft, er sucht die Vermittelung der Geistlichen, ein Anderer wird von einem Mächtigen gedrückt, er nimmt seine Zuflucht zur Kirche; ein Dritter wünscht Fürsprache bei einem Angesehenen, der Eine will dieses, der Andere jenes, solche Leute sind es, welche die Kirche füllen. Kaum kommt es vor, daß Jesus um seiner selbst gesucht wird.“ „Wer früher ein offenbarer Heide war, ist jetzt unter dem Deckmantel des christlichen Namens ein geheimer Sünder.“ „Diejenigen Christen, in deren Wandel das, was sie aussprechen, nicht gefunden wird, machen, daß Gott gelästert wird, daß diejenigen, welche ihre Sünden lieb haben und deshalb keine Christen sein wollen, sprechen: „was willst du mich überreden ein Christ zu werden? Ich bin von einem Christen betrogen und habe nie betrogen, ein Christ hat mir falsch geschworen und ich nie.“ „Viel Böses geschieht von schlechten Christen und die drau-

ßen sind, finden Gelegenheit sich zu entschuldigen, der Heide antwortet dem, der ihn zum Glauben ermahnt: soll ich denn werden was dieser und jener ist?" „Einst spotteten die Heiden über die Verehrung eines Gekreuzigten; jetzt, nachdem sie in Christi Namen das Menschengeschlecht versammelt, die Götzen zerschmettert, das Opferfeuer ausgelöscht sehen, sagen sie: wohl ist die christliche Lehre eine hohe, mächtige, eine göttliche und unvergängliche, aber wer befolgt sie?" Im Anfang seines großen apologetischen Werkes, geschrieben hundert Jahre nach der staatlichen Privilegirung des Glaubens, klagt Augustinus, daß sowohl die Laien wie die Geistlichen sehr stumpf und stumm geworden seien denen gegenüber, welche in hohen einflußreichen Stellungen Bosheit üben. Man wird gestehen müssen, daß dieser Bischof tief genug in die Schäden des Staatskirchenthums hineingeschaut hat, aber dennoch hat er nicht den Muth, das Uebel bei der Wurzel anzufassen. Er lobt nach hergebrachter Sitte den Constantinus in allen Stücken, hat kein Wort des Tadels gegen seine offenbaren, auch nach seinem christlichen Bekenntniß begangenen Sünden, er preist Theodosius auch deshalb, weil er die Bilder der Heiden zerstört habe, und endlich ruft er in seinem Kampf gegen die Donatisten die kaiserliche Gewalt zu Hülfe, und scheut sich nicht, diese Anwendung der Gewalt in kirchlichen Angelegenheiten aus dem Evangelium durch Sophismen zu vertheidigen.

Eusebius von Cäsarea sei unser dritter Zeuge. Dieser hat die große Wendung, von der wir handeln, selber erlebt und wie kein Anderer angeschaut. Er hat den Pamphilus, der den Märtyrertod in Cäsarea starb, während seines zweijährigen Gefängnisses nicht verlassen, er ist zugegen gewesen, als in Tyrus, in Aegypten und Thebais die blutigen und grausamen Christenverfolgungen zum Ausbruch kamen. Außerdem überschaut Niemand wie dieser die früheren Zeiten der Kirche; Eusebius ist in der ganzen kirchlichen Literatur belesen und Verfasser der ersten gelehrten Kirchengeschichte. Als Bischof von Cäsarea kam er in vertraute Beziehungen zum Kaiser Constantin; er hat in Nicäa den Ehrensitz neben dem Kaiser, den er im Namen der

Bischöfe begrüßt, er hält die Lobrede auf den Kaiser bei der Feier der Vicennalien, endlich lesen wir noch fünf Briefe des Kaisers an Eusebius. Da er außerdem in vier Büchern das Leben Constantin's geschrieben, so ist klar, daß er von dessen Thaten und Charakter vollständig unterrichtet sein mußte. Und nun, wie besteht dieser Bischof die Probe in diesem Wirbel plötzlicher Verwandlung seiner Weltansicht? Wenn ich oben von einer Berauschung der Bischöfe sprach, so gilt dies vornehmlich von diesem Eusebius; wenn derselbe von Constantinus redet, und er redet sehr viel von ihm, denn außer der Biographie und der Lobrede handeln die beiden letzten Bücher der Kirchengeschichte von ihm, überall nun fließt die Rede über von Bewunderung dieses „gottgeliebten" Kaisers. Nichts aber preist er so sehr, wie seine fromme Gesinnung und seine christlichen Werke, was er aber an Thatsachen anführt, beweist in den wenigsten Fällen den Sinn, den der Lobredner verherrlicht. Was aber das Schlimmste ist, so wenig treu und zuverlässig ist dieser bischöfliche Berichterstatter, daß er sowohl die blutigen Thaten seines Helden als auch seine fortwährende Beförderung heidnischen Aberglaubens völlig verschweigt. Wir dürfen aber bei dieser über den Bischof gekommenen Bezauberung nicht stehen bleiben, derselbe hat in der kirchlichen Literatur ansteckend gewirkt. Eusebius gehört wegen seiner Hinneigung zum Arianismus keineswegs zu den gefeierten Kirchengrößen, und er ist wegen mangelnder Orthodoxie oft getadelt worden; aber wegen mangelnder Treue in der Zeichnung Constantin's hat ihn in alter Zeit nur Sokrates und in späterer Zeit nur Gottfried Arnold getadelt. Ich glaube aber nicht, daß man viel Gegründetes dagegen vorbringen kann, wenn der neueste Bearbeiter der Geschichte Constantin's folgendermaßen urtheilt: „Constantin ist in die Hände des Widerlichsten aller Lobredner gefallen, der sein Bild durch und durch verfälscht hat, denn Eusebius ist in seiner Geschichte des C. der erste durch und durch unredliche Geschichtschreiber des Alterthums."

Als vierter Zeuge endlich soll uns dienen Gregor von Nazianz, Sohn der frommen Nonna, und unter Theodosius dem Großen eine kurze Zeit Metropolit von Constantinopel.

Er ist ein sinniger, dem Stillleben zugewandter Mann, er liebt die Natur, die Einsamkeit, das Studium und die Freundschaft. Dies macht ihn fähig, die Fehler zu erkennen, welche mit der Veräußerlichung des Glaubens und der Verweltlichung der Kirche überhaupt verbunden waren. Er besitzt die Freimüthigkeit, die Geistlichen in Prosa und Poesie zu geißeln, weil er unter ihnen Solche findet, welche „die Gesetze der Zeiten verehren, aber nicht die Gesetze Gottes," „welche den Geringen wie Löwen begegnen, den Mächtigen aber wie Hunde;" „welche mit ungewaschenen Händen und ungeweihten Seelen in das geistliche Amt dringen, diesen Stand nicht betrachtend als das Vorbild der Tugend, sondern als eine Beförderung des Lebens." Er fällt über die Synoden das Urtheil, daß sie in der Regel mehr Streit als Einigkeit schaffen, und spricht über die zweite allgemeine, der er selber beiwohnte, harte Worte, überhaupt beklagt er es, daß „das Königreich des Himmels durch Hader dem Chaos ähnlich geworden ist." Welches ist der gemeinsame nächstliegende Grund dieser kirchlichen Schäden? Sollte dieser Liebhaber der Einsamkeit und Weltentsagung es nicht wissen? Als Theodosius, der eben getaufte Neuling, ihn durch ein ansehnliches Corps kaiserlicher Garden zum Trotz der Tausende von Arianern durch die Straßen Constantinopels nach der heiligen Sophia führte und ihn dort auf den bischöflichen Thron erhob, da hatte Gregor das beschämende Gefühl, daß „er nicht wie ein Hirte, sondern wie ein Wolf seinen Einzug halte." Er fühlt also sehr wohl den schreienden Widerspruch zwischen dem Eingreifen kaiserlicher Autorität und Gewaltmittel und dem Heiligthum des geistlichen Amtes und des christlichen Glaubens. Aber dennoch läßt er es geschehen, dennoch schaut er als erster Vertreter der Kirche in der orientalischen Hauptstadt ruhig zu, wie der Kaiser den arianischen Bischöfen und Gemeinden Gewalt anthut. Fassen wir nun diese gewichtigen Kirchenstimmen aus Morgenland und Abendland zusammen, so werden wir sagen müssen, der nunmehr geschaffene Zustand der verweltlichten Kirche übt auf die erleuchtetsten Männer einen unbezwinglich verführerischen Einfluß. Weil der staatskirchliche Zustand den Schein der An-

schließung an die heilige Schrift und Geschichte vor sich her trägt, so ist er viel gefährlicher und verderblicher, als jede fundamentale Ketzerei.

Indem die verweltlichte Kirche die Welt in sich aufnimmt, thut sie in aller Weise der Welt Zwang an. Man hat deshalb oft gedacht, wenn die Welt ihr Recht und ihre Freiheit braucht, so müßte dies die verweltlichte Kirche zur Vernunft bringen und reformiren. Es ist dies eine Täuschung: die Religion besitzt eine solche geistige Ueberlegenheit in dem menschlichen Geschlecht, daß selbst ihre falschen Positionen auf die Dauer immer mächtiger sind, als die berechtigten Realitäten der Welt, wenn sie nur ihr Natürliches, und nicht auch ihr göttliches Recht geltend zu machen wissen. Das erwachende Weltleben im mittelalterigen Italien vermochte das päpstliche Joch nicht abzuschütteln, die Erfolge, welche die Wissenschaft der Theologen und Juristen auf den großen Concilien des fünfzehnten Jahrhunderts errang, gingen sämmtlich wieder verloren und selbst die Anstrengungen der Fürsten und Staatsgewalten haben die päpstlichen Anmaßungen und Uebergriffe wohl zu Zeiten sistiren, aber niemals ausrotten können.

Die Hülfe gegen das falsche Kirchenthum kann nur aus dem eigensten Geiste der Kirche kommen, welcher zunächst in einer schroff entgegengesetzten Richtung sich äußert. Jene vier Männer sitzen auf bischöflichen Thronen, sind also in den nunmehr fixirten Stand des Kirchenwesens eingefügt, und darum ist bei all' ihrer Gelehrsamkeit, bei all' ihrem Eifer ihr Auge getrübt, ihre Kraft gelähmt und „wenn das am Grünen geschieht, was wird am Dürren werden?" Wenden wir uns also auf die entgegengesetzte Seite, fragen wir die Einöden und Felsklüfte! Hier wohnen die, welche die Welt hassen, denen jene Vermischung des Geistlichen und Weltlichen ein Greuel ist, die das Joch eines verweltlichten Kirchenthums nicht tragen wollen. Ihnen schwebt vor der strenge Wüstenprediger mit dem ledernen Gürtel, ihnen steht vor Augen der Welt Heiland, in der Wüste fastend und hungernd, nackt, durstend und angenagelt aus der Welt scheidend. Freilich ergeht es diesen mit ihrem neutestamentlichen Vorbilde wie den Anderen

mit ihrem alttestamentlichen. Wie jene über der Außenseite die Innenseite, den verborgenen heiligen Geistesgrund der alttestamentlichen Geschichte übersehen, so diese über der Weltentsagung Johannis und Christi die schließliche und energische Beziehung ihrer ganzen Thätigkeit auf das Volk und auf die Welt. Aber es wird sich zeigen, daß die neutestamentliche Einseitigkeit, die kirchliche Entweltlichung sich am ersten durch den Geist corrigiren läßt und dadurch allmählich befähigt wird, auf das Ganze heilend einzuwirken. Athanasius berichtet über eine Erscheinung der Weltentsagung gleich an der Schwelle der neuen Wendung, welche eben so fern ist von jener Bezauberung durch das christliche Bekenntniß der weltlichen Herrscher, wie von schroffer Zurückweisung der irdischen Majestäten. Als Constantin und seine Söhne den Ruf des Einsiedlers Antonius vernommen, schrieben sie ihm Briefe und wünschten von ihm Antwort. Antonius wollte die Briefe nicht annehmen, weil er sie nicht beantworten könne. Als aber seine Genossen ihm bemerkten, daß die Kaiser Christum anbeteten und in seiner Zurückweisung eine unverdiente Verachtung sehen würden, ließ er es zu, daß die Briefe gelesen würden, und antwortete schriftlich, indem er sie belobte, daß sie Christum anbeteten, und ihnen sodann Rathschläge gab, „nämlich das Gegenwärtige nicht zu hoch zu achten, dagegen des künftigen Gerichtes eingedenk zu sein, zu beherzigen, daß Christus der einige, wahre und ewige Herrscher sei,“ darauf bat er sie, „menschenfreundlich zu sein, sich der Gerechten und der Armen anzunehmen.“ Athanasius fügt hinzu, daß Constantin und seine Söhne sich über die Antwort gefreut hätten. Diese erste Berührung des Mönchthums mit dem christlichen Kaiserthum muß Beruhigung und Trost gewähren über die große Schwachheit der Bischöfe zu Nicaea. Ueberhaupt hat die christliche Weltentsagung in den ersten Zeiten großartige Leistungen aufzuweisen, und geradezu weltgeschichtlich ist namentlich die Missions- und Cultur-Arbeit des Mönchsthums der britischen Inseln unter den germanischen Stämmen. Aber nicht eher wird diese Entweltlichung zu einem Heilmittel für das Ganze, als bis sie sich selbst überstürzt, bis sie ihre Einseitigkeit gebüßt und dadurch zur Selbstbesinnung kommt. Die ägyptischen

Mönche werden zu rohen Trabanten der selbstsüchtigsten, weltlichsten Kirchendespoten, die Dominicaner, welche mit der härtesten Weltentsagung beginnen, werden in Kurzem die Beförderer und Vollstrecker der Inquisition, dieses scheußlichsten Instrumentes der verweltlichten Kirche, außerdem wiederholt es sich immer auf's Neue und trotz aller Reformen, daß die Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams nicht blos nicht gehalten werden, sondern die entgegengesetzten Laster nirgends stärker hervorbrechen als innerhalb der Mauern dieser Gelübde. Als den Tiefpunkt der entweltlichten Kirche dürfen wir wohl die Geißlerfahrten ansehen. Ich habe gesagt, die verweltlichte Kirche, dieses wiederholte Judenthum, sei eine großartige Pädagogik für die Völker gewesen. Sie hat nach Art des Gesetzes ein tiefes Sündenbewußtsein geweckt; zwar besitzt sie daneben eine Fülle von sogenannten Gnadenmitteln, das Gewissen zu stillen, aber durch ihre Verweltlichung hat sie selbst den Glauben an die Kraft dieser Mittel zerstört, das verwundete Gewissen fühlt keine Heilung in der Absolution eines in das Weltleben verflochtenen Priesterstandes, in den Ablassen und Büßungen, welche wie weltliche Dinge gezählt, berechnet und verhandelt werden. Die gewissenhafte Laienwelt hat von der Anstalt der verweltlichten Kirche Nichts angenommen, als das Donnerwort vom Sinai, gegen alles Andere hat sie ganz entschiedenes Mißtrauen. In dieser Noth des Gewissens sucht diese Laienwelt sich selbst zu helfen, sie spottet der Gnadenkrämerei der Kirche, mit schwermüthigen, neugeschaffenen Bußliedern, den sogenannten Leisen, zieht sie durch Städte und Länder und legt Hand an den eigenen Leib und geißelt ihn blutig unter freiem Himmel. Das ist der erschütternde Ernst dieser Geißlerfahrten. Er ist der öffentliche laute Protest des Laienvolkes gegen die verweltlichte Kirche; denn volksthümlich ist die Ordnung dieser Aufzüge, volksthümlich sind die Lieder dieser Schaaren, und was diese ganze Erscheinung am schärfsten charakterisirt, ist dieses: Geistliche können zwar eintreten in diese Bußfahrt, aber sie sind nicht würdig, Meister zu werden und an den geheimen Berathungen Theil zu nehmen. Eine eingreifende Wirkung konnte freilich diese Erscheinung nicht haben, sie geht

vorüber wie jede Ueberspannung, aber ein gewaltiges Zeichen ist sie, ein Nothschrei aus der Tiefe des christlichen Volksbewußtseins; diese strengen Männer aus dem Volke mit dem blutigen Rücken kennen wohl Christi Kreuz, aber Niemand kann ihnen das Geheimniß dieses Holzes in volksthümlicher und Vertrauen erweckender Weise auslegen.

In der Geißlerfahrt sehen wir die kirchliche Entweltlichung an ihrem äußersten Ende angelangt, sie ist das öffentliche Zeugniß, daß die weltliche Kirchenanstalt mit all' ihrem Scheingepränge, mit all' ihren Mirakeln das Blut Christi verdeckt hat; denn weil diese Christen das Blut Christi nicht schauen können, müssen sie mit eigener Hand ihr eigenes Blut fließen lassen. Aber es bilden sich auf dem Gebiet der Weltentsagung auch andere und erfreulichere Erscheinungen, indem aus dem Grunde des christlichen Geistes ein neuer Trieb erwächst, der neben und zum Theil im Gegensatz zu den Organen und Ordnungen der verweltlichten Kirche die Welt wieder zu gewinnen und von innen heraus zu heiligen sucht. Es ist zunächst der einzelne Mensch, der zur Freiheit und Freude in Gott hindurchdringt. Die Entweltlichung in der Speculation geht so weit, daß die ganze Welt und die menschliche Individualität in den Abgrund der unnennbaren Gottheit verschlungen wird. Das christliche Denken lenkt aber allmählich ab von diesem pantheistischen Mysticismus und betritt die Bahn der biblischen Mystik und nähert sich immer mehr der von der verweltlichten Kirche verdunkelten paulinischen Verkündigung, welche recht eigentlich die Thür zur Wiedergewinnung aufthut. Ich meine den Kreis der stillen, tiefsinnigen, ehrwürdigen Gottesfreunde. Einen weiteren Schritt that der christliche Geist in der Wiedergewinnung der Welt, indem er sich getrieben findet, neben und außer den Ordnungen der verweltlichten Kirche göttliche Erleuchtung und Bekehrung in stillen Kreisen zu verbreiten. In dieser Beziehung ist vor Allem zu nennen die höchst verdienstvolle Secte der Waldenser. Petrus Waldus, ein vermögender Mann in Lyon, wurde in der Mitte des zwölften Jahrhunderts durch das Anhören der evangelischen Lectionen dermaßen in seinem Gewissen getroffen, daß er ein unwiderstehliches Verlangen em-

pfand, die neutestamentlichen Schriften genau kennen zu lernen. Nachdem er mit Hülfe von Theologen dieses Verlangen befriedigt, kam er zu der Ueberzeugung, daß die ganze bestehende Kirche von der apostolischen Reinheit abgewichen sei, und zwar seit Constantin, daß jedoch deßungeachtet die Ueberlieferung und Fortsetzung des apostolischen Lebens niemals ganz untergegangen sei. Weiter aber war sein Gedanke, daß jetzt größerer Ernst gemacht werden müsse in der Kirche mit dem apostolischen Leben, und er selbst entschloß sich, Hand an's Werk zu legen. Er entäußerte sich seiner Güter, aber nicht um in's Kloster zu gehen, sondern gleich den Aposteln durch die Länder zu reisen und in aller Stille Seelen für das reine apostolische Evangelium zu gewinnen. Sein Vorgang und seine Bemühung machten Eindruck, seine Anhänger wurden die Armen von Lyon genannt; als aber die kirchliche Hierarchie in dieser Laienwirksamkeit Nichts als Anmaßung und Ungebühr erkennen wollte, wurde mit dem apostolischen Spruch geantwortet: „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Und daß die Anwendung des gewaltigen Apostelwortes hier berechtigt gewesen, daß überhaupt diese durch die heilige Schrift in der Laienwelt hervorgerufene Bewegung und Thätigkeit einen tieferen und göttlicheren Grund gehabt, hat der Erfolg bewiesen: trotz andauernder, wiederholter und schwerer Verfolgungen sind noch heute, nach siebenhundert Jahren, die lebendigen und lebenwirkenden Spuren dieser Erneuerung des apostolischen Lebens in den piemontischen Thälern und in Italien zu finden.

Noch mehr organisirt ist die Thätigkeit einer inneren Mission bei den Brüdern des gemeinsamen Lebens, welche die unfruchtbare Gestalt klösterlicher Weltentsagung mit einer auf das Leben der Christenheit gerichteten freien evangelischen Wirksamkeit vertauschten. Zwei Jahrhundert nach Petrus Waldus stiftete Gerhard Groot in Holland einen freien Verein von Klerikern, der sich vorsetzte, nach dem Vorbild des Apostel Paulus durch ihrer Hände Arbeit sich zu ernähren und daneben durch Beispiel, Lehre und Ermahnung christliches Leben zu wecken und zu verbreiten. Am wirksamsten wurde dieser Verein durch einen neuen Zweig geistiger Thätigkeit, der uns an das Heraufkommen mo-

derner Zustände erinnert; die Brüder des gemeinsamen Lebens suchten nämlich durch Vorträge und Tractate religiöse Volksbildung zu verbreiten. Aber so ehrwürdig das Wirken der Waldenser und dieser Brüder war, es fehlte doch ein Wesentliches. Sollte es zu einer wirklichen Reinigung und Erneuerung der verweltlichten Kirche kommen, dann durfte die evangelische Geistesbewegung sich nicht auf die stillen Kreise und auf einzelne Thätigkeiten beschränken, es mußte das wirkliche Volksleben im Ganzen und Großen erfaßt werden. Wir haben gesehen, daß die Geschichte Christi, auf welcher Alles, was christlich sein will, ruhen muß, im eigentlichen Sinne die geistige Vollendung der isralitischen Volksgemeinde ist, daß die erste Erscheinung der Kirche den bestimmten Charakter der geheiligten Nationalitäten an sich trägt, daß Petrus dadurch die judenchristliche Gemeinde stiftet, daß er sein schuldbeladenes Volk in der Kraft der christlichen Liebe, festhält, daß der ganzen Wirksamkeit des Paulus unter den Heiden die verborgene Voraussetzung zu Grunde liegt, daß er seine bittersten Erfahrungen zurückdrängt, um sein Volk festhalten zu können, daß endlich auch die ersten Christengemeinden unter den Heiden bei all' ihrem Stillleben ihren Hauptkampf auf den öffentlichen Plätzen der Völker und des Reiches zu bestehen haben und hier auf dem freien Plan unter unbedecktem Horizonte ihren Sieg gewinnen. Soll der verweltlichten Kirche gründlich geholfen werden, so muß die kirchliche Entweltlichung zu dieser wahrhaft christlichen Höhe des nationalen Gedankens und Wirkens sich erheben. Und dieses um so mehr, da sich immer deutlicher zeigt, daß die verweltlichte Kirche kein Herz hat für das Volksleben. Die erste Selbstdarstellung der Kirche zeigte der Welt, daß ihr Geist die Sprachen der Völker lieb und werth hält. Das geistliche Rom verhielt sich zu der Sprache der Völker noch viel geringschätziger als das weltliche Rom. Denn einestheils war die Sprache des weltlichen Roms noch eine lebendige, anderntheils war bei den ersten Kaisern hergebrachte Sitte, Griechisch zu lernen und zu sprechen. Das geistliche Rom macht eine todte Sprache zur Kirchensprache aller Nationen und giebt damit deutlich zu erkennen, daß das, was sie darstellt und verkündet, nicht geeignet

ist, Herz und Verstand der Völker zu gewinnen und zu erfüllen, sondern ein unverstandenes, verschleiertes Mysterium bleiben soll, welches aus der Ferne von den Völkern angestaunt und angebetet werden soll.

Ehe es zu einer wirklichen Erneuerung der Kirche kommt, haben wir uns zwei Regungen und Anfänge nationaler Kirchenreformen zu merken. John Wicliffe vertheidigte um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Rechte der Wissenschaft und des Staates gegen hierarchische Anmaßungen und gewann dadurch unter den englischen Großen bedeutenden Anhang. Tiefer aber griff er in das nationale Leben hinein durch seine Uebersetzung der Bibel in die Volkssprache, welches Unternehmen er mit richtigem Verstand und Tact durch Berufung auf das christliche Pfingstfest rechtfertigte. Indessen mit dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts wurde diese Bewegung in England gewaltsam unterdrückt, jedoch um in Böhmen sofort wieder aufzuleben. Johannes Hus eignete sich nicht blos manche Lehren Wicliffe's an, sondern folgte ihm auch darin nach, daß er sich mit seinem Predigen und Wirken an sein angestammtes Volk wandte. Daß Hus ein kirchlicher Volksmann gewesen, ist noch kürzlich durch eine Wallfahrt der Czechen nach Kostnitz documentirt. Aber der weitere Verlauf zeigte, daß diese nationale Bewegung auf dem kirchlichen Gebiet nicht frei war von unreinen weltlichen Elementen. Aus den heftigen Kämpfen zwischen den kirchlichen Parteien ging eine stille Gemeinde hervor, welche zwar das Beste von Hus' reformatorischer Wirksamkeit bewahrte, aber in sich nicht Kraft genug besaß, um einen geschichtlichen Anfang zu begründen.

Wir erinnern uns, daß die deutsche Nation es war, welche das Joch der römischen Weltherrschaft zerbrach und dadurch mitten in Europa ein Asyl für naturwüchsige Sprache und Nationalität gründete. Wir erinnern uns, daß Tacitus in der altgermanischen Religion ein bedeutsames geistiges Moment erkannte, ähnlich wie er es in der israelitischen Religion anerkennen mußte. Wir erinnern uns, daß das älteste Denkmal der germanischen Sprache die vortreffliche Bibelübersetzung des zwar nicht rechtgläubigen, aber doch großen Bischofs Ulfila ist, daß der älteste geschriebene

Laut deutscher Poesie das wessobrunner Gebet ist, in welchem der Glaube als sittliche Kraft gedacht wird. Wir erinnern uns endlich, daß die Gottinnigkeit der frommen Seele nicht leicht reiner und kräftiger ausgesprochen werden kann, als in den Predigten des straßburger Johann Tauler und in dem Tractat „der deutschen Theologie". Sollte dieses Alles nicht in uns die Hoffnung wecken, daß der Geist der entweltlichten Kirche, der immer mehr zurückstrebt zu der weltüberwindenden und weltverklärenden Richtung, sich der deutschen Nation bemächtigen werde, um die verweltlichte Kirche zu reinigen, um das geistliche Römerthum zu brechen? Auf dem kostnitzer Concil erhob die deutsche Nation, „die demüthige, aber mit Gottes Hülfe nicht ohnmächtige Nation" vergebens ihre Stimme; seitdem ist ein Jahrhundert vergangen, und die deutsche Nation gewinnt ein Organ, welches sich in der Welt Geltung zu verschaffen weiß. Wir stehen an der Schwelle der Reformation, wo der Rückgang endet und ein neuer Anlauf kirchlicher Entwickelung gewonnen wird.

VIII.

Die Reformation oder der erneuerte Anfang.

Allerdings wirft die Reformation dunkle Schatten in die Geschichte hinein: mit ihr ist die Einheit der abendländischen Kirche, also desjenigen Gebietes, auf welchem vorzugsweise die Fortentwickelung der Menschheit beruht, zerrissen; selbst innerhalb des Protestantismus ist durch die Entbindung und Befreiung der Subjectivität ein immer noch nicht endender Proceß der Entstehung von religiösen Verschiedenheiten und Gegensätzen eingeleitet, und endlich ist durch den in der Reformation zum Ausbruch gekommenen confessionellen Riß unser nationales und politisches Leben auf das Empfindlichste geschädigt und wird fortwährend dadurch gefährdet. Es ist begreiflich, daß die päpstlichen Gegner der

Reformation diese Nachtheile so sehr zu vergrößern suchen, daß das Werk selber nicht mehr als ein Segen, sondern als ein Fluch erscheint, es ist erklärlich, daß solche Protestanten, die wohl den Namen des Protestantismus führen, seine Kraft aber verleugnen, Angesichts jener Folgen den Muth nicht besitzen, sich mit Freudigkeit zu der großen Sache des reformatorischen Werkes zu bekennen. Um so erfreulicher ist es, daß die ernsten Geschichtsforscher der neuesten Zeit sich immer mehr zu dem Bekenntniß getrieben fühlen, daß die kirchliche Reformation die Quelle ist, welche das ganze Culturleben der neueren Menschheit befruchtet, und daß diese weltgeschichtliche That das reinste und größte Werk des deutschen Geistes und Volkes ist. Weil aber diese Würdigung der Reformation mehr von allgemein geschichtlichen Gesichtspunkten ausgeht, als von kirchlichen, weil sie mehr von Historikern vertreten wird, als von Theologen, so fehlt immer noch viel daran, daß die ganze Bedeutung dieser großen Geschichtsepoche zur vollen Anerkennung und allgemeinen Geltung gekommen wäre. Denn es ist keine Frage, der Grundcharakter dieses Werkes ist kirchlich, religiös und christlich, und nur in dem Maße, als Jemand in dieses heilige Centrum der reformatorischen Thaten und Ereignisse eindringt, wird er das wahre Wesen dieser Geschichte begreifen, wird er im Stande sein, auch die culturhistorischen Wirkungen zu verstehen, wird er geschützt sein vor jenen Verdächtigungen einiger der größesten Geister aller Geschichte. Es wird unsere Aufgabe sein, die weltgeschichtliche Bedeutung der Reformation aus ihrem religiösen Grunde und Wesen verstehen zu lernen.

Die Reformation ist nicht blos eine große kirchliche Thatsache, sondern auch ein überaus wichtiges kirchliches Princip, denn in dieser Thatsache offenbaren sich neue Grundgedanken über das Wesen der Kirche, die für alle Folgezeiten maßgebend sein müssen. Es offenbart sich hier, daß die Kirche nicht wie die nationalen und politischen Körper der Vergänglichkeit unterworfen ist. Völker und Staaten haben allerdings oft ein langlebiges Dasein, können manche Krankheiten und Krisen überstehen, aber wenn wir die Jahrhunderte und Jahrtausende fragen,

so zeigt sich doch, daß auch jene großen Organismen demselben Gesetz der Zunahme und Abnahme, des Lebens und Sterbens unterstellt sind, welches über das Dasein der einzelnen Menschen waltet. Der Kirche ist eine ewige Dauer verheißen und ist durch diese Verheißung in dem Allerheiligsten des Glaubens die ewige Lampe der Hoffnung angezündet. Aber es giebt dunkle Jahrhunderte, in denen die heilige Flamme nur ein glimmender Docht gewesen, weil das Leben der Kirche matt und alt geworden war und alle Versuche, sich aufzuraffen, dem Marasmus des Greisenalters zu erliegen schienen. Da erneuert und verjüngt sich die Kirche zum Staunen der Welt wie der Phönix aus der Asche. Das ist die Reformation, die nicht blos das kirchliche Leben fortsetzt, sondern Kräfte offenbar macht, wie sie seit Jahrhunderten nicht gesehen waren, ja wie sie aus der unerschöpflichen Fülle des christlichen Geistes noch niemals an's Licht getreten waren. Damit ist jene Verheißung mitten auf dem Schauplatz der Weltgeschichte bestätigt und für alle Zeiten ein springender Quell ewiger Jugendfrische geworden. Zweitens ersehen wir aus der Geschichte der Reformation, daß die Fortsetzung und Erneuerung der Kirche in Zeiten der Krisis nicht gebunden ist an die äußere Continuität ihrer Institutionen. Die reformatorische Neubelebung der Kirche geht durch einen Bruch mit dem ganzen bisherigen Organismus der Kirche; die von den legitimen Organen der Kirche in den Bann Gethanen sind die wahren Nachfolger der Apostel und die Retter und Erhalter des wahren Evangeliums. Es ist dies eine großartige weltgeschichtliche Illustration jenes Princips, welches in dem Apostolat des Paulus und in dem Kampf dieses Apostels gegen den falschen Conservativismus des Judenchristenthums enthalten ist. Ein Radicalismus, wie er in keinem Staatswesen gewagt werden darf, hier ist er durch das göttliche Siegel sanctionirt und damit für alle Zeiten documentirt, daß die Kirche nicht ruht auf einer nachweisbaren Succession und Continuität, sondern auf der sich in jedem Augenblick selbst beweisenden Kraft und Einheit des Geistes, welcher webet und waltet, wo er will; und also eine großartige Unbefangenheit allem Kirchlichen gegenüber,

das anhaltbar geworden, immerdar nicht blos erlaubt, sondern geboten ist. Drittens gewinnt die kirchliche Erstlingszeit durch die Reformation eine normative Tragweite, welche sich durch den Lauf der Zeiten erstreckt. Ich habe dabei nicht sowohl den protestantischen Grundsatz von der Autorität der heiligen Schrift im Sinne, sondern etwas viel Ursprünglicheres, welches, wenn es recht verstanden wird, jenes sogenannte Formalprincip erst recht fruchtbar machen kann. In den zahlreichen Gedichten und Pamphleten, in den unzähligen Holzschnitten und Bildern der reformatorischen Tage ist eine stehende Voraussetzung, daß der Gegensatz zwischen Christus und seinen Jüngern einerseits und den Hohenpriestern und Schriftgelehrten andererseits gegenwärtig in der Kirche sich wiederholt, dergestalt, daß Papst, Cardinäle, Pfaffen und Mönche, also die vornehmsten Repräsentanten des Kirchenthums, ohne Weiteres durch die Gestalten der jüdischen Hohenpriester und Pharisäer verdeutlicht werden.

Es wird also als unmittelbar gewiß angenommen, daß die neutestamentliche Geschichte nicht blos über anderthalb Jahrtausend ihr Licht verbreitet, sondern über vollkommen entgegengesetzte Verhältnisse zur sichern Orientirung dient. Dieses populär reformatorische Bewußtsein schließt sich mittelst einer wunderbar instinctiven Sicherheit mit der neutestamentlichen Geschichte und Schrift zusammen, und wagt es, stehend auf diesem historischen Grund und Boden das bestehende Kirchenthum als erneuertes Judenthum zu verdammen. Dieser Zusammenschluß des reformatorischen Gedankens nicht blos mit der Geschichte überhaupt, sondern mit dem Granit-Fundament aller Geschichte bildet das Gegengewicht gegen jene radicale Innerlichkeit und Freiheit und bewahrt dieselbe vor ungeschichtlichem Subjectivismus. Wir finden hier Beides zusammen, die Souverainetät des Geistes und die Normalität der christlichen Grundgeschichte, die Freiheit und die Gebundenheit, und zwar Beides als Eins, weil der Geist der Gegenwart derselbe ist mit demjenigen, der in jener Geschichte und ihren Denkmalen waltet. Und weil Beides, Freiheit und Gebundenheit, Geist und Geschichte in keinem andern Gebiet Eins sind noch werden können, darum unterscheidet sich die

Kirche von allem natürlichen Leben, welches der Vergänglichkeit unterworfen ist.

Und weil die Reformation auf diese dreifache Weise die Herrlichkeit der Kirche offenbart, so können wir Gott niemals innig und ernstlich genug danken, daß es uns vergönnt ist, in dem Bau der reformatorischen Kirche zu wohnen. Als Gliedern dieser Kirche kann uns niemals die Hoffnung auf die ewige Lebensfähigkeit und die bleibende weltüberwindende Kraft der Kirche untergehen, als Glieder dieser Kirche wissen wir, daß, wenn die Organe und Institute des jeweiligen Kirchenthums das göttliche Licht unter den Scheffel stellen, die wahre Kirche sich aus den Tiefen des Geistes auch im Gegensatz zu den menschlichen Führern und Vertretern der bestehenden Kirche erneuern kann und muß; als Glieder dieser Kirche ahnen wir, daß, wenn wiederum wie in der Reformationszeit die heilige Schrift mit solch unmittelbarer Zuversicht und Gewißheit auf die kirchliche Gegenwart angewendet wird, wir einem neuen und großen Tage kirchlicher Geschichte entgegensehen dürfen. Es ist demnach für uns, verehrte protestantische Mitbrüder, eine dankbare, erfrischende und erhebende Beschäftigung, das große Werk der Reformation immer auf's Neue anzuschauen, immer tiefer in seine Geheimnisse einzudringen zu suchen.

Um aber dieses große kirchliche Ereigniß zu überschauen und zu verstehen, muß man vor allen Dingen die Persönlichkeit und Geschichte Luther's in's Auge fassen. Wäre die Reformation lediglich eine Reinigung und Verbesserung der Kirchenlehre, so müßten Melanchthon und Calvin vorantreten, aber gleichwie das Christenthum nicht sowohl eine neue Lehre, sondern eine neue weltgeschichtliche Macht ist, so ist auch die Reformation oder die Erneuerung des christlichen Anfangs eine weltgeschichtliche Begebenheit und ihr Hauptträger und vornehmster Typus die alle Mitarbeiter weit überragende weltgeschichtliche Persönlichkeit Luther's. Einen weltgeschichtlichen Eindruck empfing von diesem seine Zeitgenossenschaft in den weitesten Kreisen, und dieser Eindruck ist noch gegenwärtig lebendig in der gesammten Culturwelt, denn der noch immer wüthende Haß seiner Feinde ist ein

Zeugniß derselben, und hat doch auch erst ganz kürzlich das große Kunstwerk in Worms und das großartige Fest der Enthüllung dieses Denkmals der Welt offenbart, daß die heutige Menschheit keine Größe der letzten Jahrhunderte diesem deutschen Kirchenmann an die Seite zu stellen hat. Und je genauer man die Einzelheiten der Reformationsgeschichte betrachtet, desto herrlicher strahlt immer auf's Neue diese hehre Gestalt aus Allem hervor. Es ist richtig, daß eine Menge von Ursachen zusammengewirkt hat, um das große Ergebniß der Kirchenerneuerung zu Stande zu bringen, und wer wollte wohl verkennen, daß die Buchdruckerkunst, die Kunde der griechischen Sprache, das Aufblühen der classischen Studien, das Streben der Humanisten der reformatorischen Arbeit zur Förderung gereicht hat? Wer wollte leugnen, daß die kirchlichen Mitkämpfer in der Nähe und in der Ferne Luther wesentliche Hülfe geleistet haben? Aber wer diese in der Zeit vorhandenen fördernden und helfenden Momente dergestalt veranschlagen zu dürfen glaubt, daß Luther als ein Product der Zeit erscheint und die Reformation als ein nothwendiges Resultat, als ein richtiges Facit der zusammenwirkenden Factoren, der bleibt haften an der Oberfläche dieses großen Ereignisses. Man kann wohl sagen, wer in dieser mächtigen Geschichtsbewegung nicht den lebendigen Pulsschlag der Persönlichkeit, die weltbewegende Kraft der unergründlichen Freiheit merkt, wer nicht hier den Odem des göttlichen Geistes, der einen Menschen zu seinem Organ macht, fühlt, für den kann es eigentlich gar keine wahre Geschichte geben, er kann in der Menschheit nur einen Mechanismus erkennen und muß die erhabensten Thaten und Worte der Geschichte für Töne einer Aeolsharfe erklären. Wer sich aber das Bewußtsein der Freiheit und Persönlichkeit durch Sophistik nicht hat rauben lassen, der wird hier hineingeführt in die geheimste Werkstatt, in welcher die Geschichte der Menschheit bereitet wird, indem der göttliche Geist Eins wird mit dem Geiste eines auserwählten Rüstzeuges. Um die Bedeutung der Persönlichkeit Luther's zu würdigen, stelle man sich nur einmal vor, daß Luther in gewissen verhängnißvollen Augenblicken des Kampfes durch Furcht oder Lust hätte sich bestim-

men lassen, gewiß, es wäre Alles, was gewonnen war, wie schon so oftmals wieder rückgängig geworden, und weder die Buchdruckerkunst noch der Humanismus, weder die Theologen noch die Juristen, weder die Bürger und Bauern, noch die Fürsten und Edelleute hätten den jähen Ruin aufzuhalten vermocht. Man muß es nicht vergessen, daß zum Theil die Bedeutendsten unter den Humanisten schließlich ganz oder fast ganz in das Lager der Antireformation übergehen, wie z. B. Erasmus, Pirkheimer, Glareanus. Muret, einer der elegantesten Latinisten und Humanisten, hat ein Gratulationsschreiben über die pariser Bluthochzeit an den Papst gerichtet. Selbst ein Staupitz, der unmittelbar auf Luther's innere Bildung großen Einfluß hatte, wird ängstlich und zieht sich nach Salzburg zurück. Und was die nächsten und besten Mitarbeiter des Reformators betrifft, so steht doch Luther in den eigentlichen Hauptactionen ganz allein und jene schauen nicht selten staunend und zum Theil entsetzt darein. Nein, der unmittelbare Eindruck dieses Mannes ist vollkommen richtig, Luther ist in diesem Reich der Geisterfürst, eines Hauptes höher denn Jedermann, in ihm wohnt die wunderbare gewaltige Initiative, welche die Welt aus den Angeln hebt, indem sie die fördernden Momente der Zeit für den großen Hauptzweck zu verwenden weiß und einen befreienden, belebenden, noch heute nachzitternden Impuls der gesammten geistigen Welt mittheilt. Es ist zu bedauern, daß das große weltgeschichtliche Bild Kaulbach's, „das Reformationszeitalter," diese allbeherrschende königliche Geistesmacht und Stellung Luther's bei Weitem nicht genügend zur Geltung gebracht hat.

Doch es gilt, den Totaleindruck der Persönlichkeit Luther's aus den Hauptzügen seiner Geschichte verstehen zu lernen und Einsicht in die Bedeutung des kirchenreformatorischen Werkes zu gewinnen. Luther gehört, um mit Ralph Emerson zu reden, zu den repräsentativen Menschen, zu den Männern, welche zuvörderst in ihrer Anlage einen ungewöhnlichen Umfang von geistigen Fähigkeiten und Kräften besitzen, welche gemeiniglich auf verschiedene Individuen vertheilt sind, sodann durch ihren Willen diese Fülle von menschheitlicher Anlage zu einer charaktervollen

Persönlichkeit erheben. Luther erinnert in dieser Beziehung an Paulus und Augustinus. In Saul von Tarsus ist jeder Zoll ein verhärteter Jude, das ganze verstockte Judenthum muß in diesem Manne seinen leibhaftigen Typus erkennen, in Paulus ist das verhärtete Judenthum zum Glauben und neuen Leben bekehrt, und er ist in sofern eine thatsächliche Weissagung der letzten Bekehrung seiner Brüder nach dem Fleisch. Augustinus zeigt dem ganzen weltversunkenen, lügenumstrickten, geistreichen und sinnlichen Heidenthum den schmerzensreichen aber gesegneten Weg zum Heil und zum Frieden. In Luther lebt und stellt sich dar die rückfällig gewordene Kirche. Er ist genährt von den mittelalterigen Traditionen, er ist ein Schüler der Scholastiker und ihrer gefeiertsten Autorität, des Aristoteles, vor Allem ist er ein getreuer Sohn der kirchlichen Ordnung, ein feuriger Vertheidiger des die verweltlichte Kirche zusammenfassenden Papstthums. Er nennt den Eifer des Doctor Eck für den Papst im Verhältniß zu dem seinigen „frostig," er wäre im Stande gewesen, behauptet er, jeden Zweifler an irgend einer Silbe päpstlicher Decrete zu erwürgen. „Ein solcher Saulus," schreibt er, „war ich dazumal." Die verweltlichte Kirche hatte demnach an ihm einen vollwichtigen Repräsentanten, denn wenn er es an Kunde der kirchlichen Geschichte nicht mit den Gelehrtesten aufnehmen konnte, so lebte dafür die Substanz der hierarchischen Ordnung desto kräftiger in ihm. Aber auch die entweltlichte Kirche ist in ihm, er lebt nicht blos im Kloster wie mancher Andere, er nimmt es mit seinem Mönchsstande so ernstlich, daß er sich fast zu Tode härmt. Die Mehrzahl der Zeitgenossen fand entweder in der hierarchischen Kirchlichkeit oder in ascetischer Entsagung Ruhe für ihre Seele. Es gab auch ohne Zweifel Viele, welche in einem ähnlichen Dualismus, wie er in Luther war, auf die eine oder auf die andere Weise für ihren Geist Befriedigung gewannen. Mit jenem glühenden Papisten, mit jenem abgehärmten Mönch ist es anders, er sucht Gott und kann ihn nicht finden. Sie reichen ihm die Mittel dar, von denen sie sagen, daß sie den Menschen mit Gott versöhnen, sie zeigen ihm die Wege, welche Himmel und Erde verbinden sollen; aber was Tausende, was Millionen Jahrhunderte lang beruhigt

hat, dieser Seele Hunger und Durst nach dem lebendigen Gott kann es nicht stillen. Der Protest gegen alles kirchliche, päpstliche, klerikale Mittlerthum, den einst die Geißler erhoben, die in der Osterwoche 1349 von Pirna nach Magdeburg zogen, dieser Protest ist in diesem Mönche wieder erwacht, ihm ist Alles verdächtig, was nach Fleisch riecht und doch geistlich sein will. Er findet in allen Gnadenmitteln nur Verhüllungen Gottes, in allen kirchlichen Tröstungen nur Donner des göttlichen Zornes. „Mit höchstem Ernst und allen Treuen nahm ich mich der Sache an, als der ich vor großer Furcht und Schrecken mich vor dem jüngsten Tage ängstlich entsetzte und doch gleichwohl von Grund meines Herzens begehrte selig zu werden.“ Ist es nicht, als ob in diesem Menschen das Mittelalter sich noch einmal wiederholen soll, dergestalt, daß der unausgeglichene Dualismus der kirchlichen Verweltlichung und Entweltlichung in ihm zur Gährung und Klärung kommen soll? In ihm ist die ganze Finsterniß des Papstthums, aber Nichts weniger als fleischliche Selbstgerechtigkeit und Sicherheit. Und die Unbefriedigtheit bei allen kirchlichen Heilsmitteln, die Angst vor Gott und Christus, ist das nicht im Grunde der Widerstand gegen das veräußerlichte Kirchenthum, welches Gott nicht mehr offenbart, sondern verdeckt, wie ihn die frühesten protestantischen Regungen in Jovinian, Vigilantius, in den Donatisten, welche die Männer des weltlichen Kirchenthums schon als „neue Pharisäer“ bezeichneten, kund gegeben hatten? Es ist die ganze Energie jener früheren Proteste, aber dieser Mensch geht nicht wie jene aus der Kirche heraus. Offenbar steht Luther's Seele in Berührung mit der durch den äußeren kirchlichen Zusammenhang vermittelten, aber tief verborgenen und geheimnißvollen Wirkung des heiligen Geistes, er lebt in der geistigen Atmosphäre der besten Gedanken und Vorstellungen, welche in der damaligen Kirche vorhanden waren, er gehörte dem Augustinerorden an, in welchem das Andenken und die Schriften des Augustinus, des größten abendländischen Kirchenvaters, in Ehren gehalten wurden, der Generalvikar dieses Ordens war damals Staupitz, ein Mann, der mit dem Geiste der reineren Mystik des Mittelalters gesalbt war, und der mit Luther ein persönliches Verhältniß anknüpfte.

Es gab ferner in Norddeutschland merkwürdige Vorahnungen einer kommenden Kirchenverbesserung: der Franciskaner Johannes Hilten zu Eisenach, der Augustiner Proles zu Himmelspforte bei Wernigerode seufzten unter dem Druck der kirchlichen Verderbniß und verkündigten das Nahen eines heroischen Mannes, der den Feinden der Kirche gewachsen sein werde; in Erfurt, wo Luther vier Jahre im Kloster verlebte, hatte Johann von Wesel vor nicht langer Zeit eine freimüthige Schrift über den Ablaß ausgehen lassen, und ein Karthäusermönch ebendaselbst hatte kurz vor Luther's Geburt sich sehr ernstlich mit dem Nachdenken über die Nothwendigkeit einer gründlichen Kirchenreformation beschäftigt. Diese beste Erbschaft der kirchlichen Vergangenheit wurde Luther besonders durch Staupitz nahe gebracht, derselbe bemühte sich dem jungen Mönche, von dessen höherer Bestimmung er eine Ahnung bekam, eine freundlichere Vorstellung von Christus und, wofür ihm Luther besonders dankbar ist, von der Buße beizubringen. Indessen diese Einwirkung der bessern kirchlichen Tradition, so heilsam und nothwendig sie war, konnte durch sich selbst nicht genügen, sie sollte Luther schließlich auf die Bahn einer völligen Selbstständigkeit hinüberlenken. Er sollte nicht eine bloße Wiederholung sein dessen, was schon vor ihm gewesen, er sollte bald eine Höhe ersteigen, auf welcher seine Meister und Genossen ihn nicht mehr begreifen konnten. Als er die Thesen angeschlagen, kamen Prior und Subprior seines Ordens zu ihm mit der Bitte, er möchte doch den Orden nicht in Schande bringen, und jenes vertraute Verhältniß zwischen ihm und Staupitz, bald sollte es sich in das volle Gegentheil verkehren: der Meister war irre geworden und der Gewissensrath hatte den Halt verloren, der Schüler ward zum Meister und der Verzagte nahm den Ton eines Propheten an. Luther schrieb an Staupitz: „so viel Du mich zur Demuth ermahnest, so viel ermahne ich Dich zum Hochmuth." Und im Mai 1519 heißt es in einem Briefe Luther's an Spalatin: „es muß dahin kommen, daß wie Christum seine Jünger, so alle meine Freunde mich verlassen, damit die Wahrheit sich durch ihre eigene Kraft erhalte. Auf diese Stunde habe ich von Anfang her gewartet." Diesen Heldensinn kann der ver-

zagte Mönch aus jener Quelle kirchlicher Ueberlieferung nicht geschöpft haben. Staupitz hatte bei den Augustinern die Sitte eingeführt, daß während der Mahlzeit nicht mehr aus Augustinus, sondern aus der Bibel vorgelesen wurde. So unbekannt nun, wie man sich oft vorstellt, war die heilige Schrift in der damaligen Kirche nicht, aber man kannte die Thür nicht mehr, durch welche die Heidenchristen in das Heiligthum der Schrift eingehen sollten, oder wenn man auch noch von dieser Thür eine Ahnung hatte, so besaß man den Schlüssel nicht. Die Thür ist der große Apostel und Lehrer der Heiden. Diesen Apostel mit seiner Strenge gegen alles fleischliche und buchstäbliche Wesen in der Kirche, mit seiner Lehre von der Innerlichkeit des Glaubens, hatte das damalige Kirchenthum längst aus den Augen verloren. Und wenn Einzelne diese Thür auch wiedergefunden hatten, so fehlte ihnen doch der Schlüssel, nämlich die dem Paulus ähnliche Erfahrung. Luther ist es, der den wahren Paulus wieder entdeckt, der ihn auf Grund seiner Erfahrungen nicht blos versteht, sondern auch seine Unentbehrlichkeit erkennt. Das Verständniß des Paulus wird für ihn der Zugang zu Christus, zur ganzen heiligen Schrift, und so ward Paulus zum zweiten Mal weltgeschichtlich. In keiner Schrift hat Paulus seine Persönlichkeit und seine göttliche Mission so bestimmt und kräftig ausgesprochen, wie in dem Brief an die galatischen Gemeinden, und in keinem Buch hat Luther sich so urkundlich als berufener Schriftgelehrter bewährt, wie in seinem großen Commentar zu diesem Briefe. Man hatte sich auch schon vor Luther auf Paulus berufen, aber weil Keiner die Geschichte des Heidenapostels so in sich durchlebt hatte wie Luther, so konnte auch Keiner mit so selbstgewisser Zuversicht, mit so durchschlagender Klarheit den Paulus auslegen. Luther hat lange gewandelt in den Schrecken und Finsternissen der vielhundertjährigen Verweltlichung der Kirche, die Dämmerungen der entweltlichten Kirche erleuchteten zwar auf Augenblicke seine Seele, aber einen dauerhaften Frieden gewährten sie nicht. Seit er aber Christum erschaut in der Schrift, Persönlichkeit und Geschichte des Paulus, ist ihm die Sonne eines neuen Tages aufgegangen, nun ist ihm der Zwischen-

raum der finsteren Jahrhunderte verschwunden, er lebt und webt in jener heiligen Vergangenheit der christlichen Urzeit, als wäre es seine Heimath und Gegenwart. Die beiden großen Hauptworte der kirchlichen Botschaft „Glaube und Christus" bekommen für ihn einen ganz neuen Sinn. Wenn Melanchthon lehrt, daß es ein sophistischer Begriff von Glauben sei, wenn man ihn erklärt als das „Fürwahrhalten dessen, was in der Bibel steht," so ist diese für manchen gegenwärtigen Lutheraner ganz unverständliche Sprache der Wiederhall von Luther's Reden über den Glauben. Luther erklärt den Glauben „für ein lebendiges, geschäftiges, thätiges, mächtiges Ding, welches einen neuen Menschen schafft von Herzen, Muth, Sinn und allen Kräften" und eine so „verwegene Zuversicht auf Gottes Gnade erweckt, daß der Mensch tausendmal darüber stürbe." Und diese neue Lehre vom Glauben macht Luther durch sein Handeln für alles Volk verständlich. Der Inhalt des Glaubens nun ist nach Luther der lebendige Christus, nicht etwa nur seine Lehre, sein Leiden, sein Verdienst, sondern er selber. Christus ist für den Glauben nicht ein Vergangener, Jenseitiger, sondern der lebendig Gegenwärtige. Vermöge dieser Gegenwart Christi in dem Gläubigen kann der Christ sprechen, wie Luther im Commentar zum Galaterbrief schreibt, „ich bin Christus." Daß solcher Glaube, der Christum gegenwärtig hat, rechtfertigt und, wie Luther sagt, „trotzig macht gegen Gott und alle Creatur," das leuchtet ein; und wie man auf diesen hohen Standpunkt dazu gelangt, „die Sünde mit Heiterkeit zu hassen," wie Luther sich ausdrückt, ist gleichfalls verständlich.

Diese Zusammenschließung Luther's mit dem Heidenapostel, mit Christus und der ganzen biblischen Vergangenheit ist der geheimnißvolle Grund und Boden, auf welchem stehend Luther es wagen konnte, nicht blos, wie Viele vor ihm gethan, dieses und jenes gegen das bestehende Kirchenthum vorzutragen, sondern in öffentlichen Acten mit dem officiellen Kirchenwesen zu brechen. Wir zählen vier solcher öffentlichen Acte. Die Reihe eröffnet der Anschlag jener weltberühmten Thesen. Die Bedeutung dieser That können wir jetzt kaum fassen, da uns der Ablaßkrämer Tetzel eine fast lächerliche Figur geworden ist. Aber man muß

sich in jene Zeit versetzen, in welcher die Ankunft eines päpstlichen Ablaßpredigers wie eine himmlische Erscheinung begrüßt und angebetet wurde, wie Friedrich Myconius aus seinen Jugenderinnerungen dieses anschaulich beschrieben hat. Auch daran mag man sich erinnern, daß Johann von Wesel, Vice-Rector der Universität zu Erfurt, für seine Bekämpfung des Ablasses trotz seines Widerrufs 1481 im Gefängniß gestorben war. Mit einem Wort, wenn man die Reformation nicht als vollendete Thatsache, sondern in ihrem Werden und Entstehen anschaut, dann begreift man den gewaltigen Eindruck, den die Thesenthat des kühnen Mönchs hervorbrachte. Es folgt die Verbrennung der päpstlichen Bulle und der Decretalen vor dem wittenberger Elsterthor. Diesen öffentlichen feierlichen Protest gegen die Vergangenheit und Gegenwart des Papstthums, diesen feurigen Eiferact gegen den Frevel der päpstlichen Anmaßung hat Luther nicht, wie man wohl gemeint hat, in leidenschaftlicher Aufregung vollzogen. Er hat sofort eine öffentliche Erklärung darüber ergehen lassen, in welcher er ausspricht, daß er mit voller, ruhiger Besonnenheit gehandelt hat. Seinen Zuhörern sagte er am Tage nach jenem Vorgang: „nur wenn ihr die päpstliche Herrschaft verabscheut, könnt ihr eure Seele retten," und an Staupitz schreibt er fünf Wochen hinterher, daß er anfänglich etwas zaghaft bei diesem Acte gewesen, jetzt aber sich über keine That seines ganzen Lebens so sehr freue wie über diese. Schleiermacher hat ganz Recht, wenn er sagt, daß der Act vor dem Elsterthor weit bedeutender ist als der an der Thür der Schloßkirche, weil erst in jenem der nothwendige Bruch mit dem Papstthum vollzogen wird. Der dritte Act ist das Bekenntniß zu Worms. Unter großem Aufsehen von ganz Deutschland zog Luther nach Worms, hier sollte er erscheinen vor Kaiser und Reich, der höchsten Majestät der europäischen Welt. Bereits stand er unter des Papstes Bann, und der päpstliche Legat Aleander forderte auf dem Reichstage den weltlichen Arm zur Vollstreckung dieses höchsten geistlichen Urtheils auf. Zwar schützt ihn einstweilen des Kaisers Geleit, aber stand nicht Johannes Hus dereinst auch in eines Kaisers Schutz und wurde doch verbrannt? Unter all' diesen Fährlichkeiten wird Luther

noch unterwegs krank. Aber trotz alledem schreibt er: „Christus lebt und ich ziehe ein in Worms, wenn auch alle Höllenpforten und die dämonischen Gewalten in den Lüften dawider sind.“ In Worms beruft sich Luther gegen Papst und Concilien nicht blos auf die heilige Schrift, sondern auf Gewissen und Vernunft, und hat damit in diesem großen Moment den ethischen und rationellen Grundcharakter der Reformation gewahrt. Es ist dies wichtig, da er in dieser Beziehung später nicht frei ist von einseitigem Dogmatismus. Diese Einseitigkeit ist eine Trübung der späteren Einflüsse, von Haus aus hat Luther's Persönlichkeit einen eminent ethischen Grundzug und eine kräftige und gesunde rationelle Ader. Im Jahre 1521 spricht er seine Freude darüber aus, „daß jetzt die Menschen in aller Welt anfangen zu fragen, nicht was, sondern warum Etwas gesagt ist.“ Die große Hauptsache aber war, daß Luther sich stützend auf Schrift, Gewissen und Vernunft es wagte, dem Papst und den Concilien zu widersprechen und auf dieser großen Weltbühne dem Zorn des Kaisers, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, zu trotzen. Als Luther seine Antwort „ohne Hörner und Zähne“ vernehmen ließ, da erbebte und zitterte das Herz des deutschen Volkes in seinen tiefsten Gründen vor Staunen und Wonne. Der vierte Act ist das Bekenntniß der evangelischen Stände zu Augsburg, diese großartigste Scene einer öffentlichen Verhandlung über den christlichen Glauben, welche die Weltgeschichte kennt. Zwar wohnte Luther diesem Acte nicht unmittelbar und persönlich bei, aber ohne den unsichtbaren Beistand des in Coburg betenden, tröstenden, stärkenden und ermahnenden Luther wird sich kein Kundiger die Standhaftigkeit Melanchthon's und der protestantischen Fürsten auf jenem sehr stürmischen Meere zu denken vermögen.

Diese vier Thaten waren vier hohe Fackeln, welche über den ganzen Raum der geschichtlichen Welt ein neues Licht verbreiteten. Wir sind früher zu dem Resultat gelangt, daß nicht eher an eine durchgreifende Besserung der kirchlichen Zustände zu denken sei, als bis der christliche Geist wiederum, wie in den Tagen des ersten Christenthums, die Kraft gewinnt, die nationalen Geister in ihrer eigenen Sphäre zu erfassen. Das ist es, was bis dahin ent-

weder gar nicht oder nur unvollkommen geschehen war; das ist es, was eben in jenen öffentlichen Handlungen Luther's enthalten ist. Diese Thaten reden eine elementare Sprache, vor welcher alle Sophisten, alle Schleicher und Schmeichler sich entsetzen, welche aber alles Volk mit dem innersten Gemüth begrüßt, genießt und versteht. Wir haben hier wiederum den Grundcharakter, den wir in Christi Wirken gefunden haben: erst Handlung, dann Lehre (Apostg. 1, 1). Luther's Lehre ist die weitere Auslegung seiner Thaten.

Was Maxentius von dem Bischof Ulfila rühmt: „er hat mir die Schrift erklärt und damit die Menschheit aufgeschlossen," das konnte Luther von Paulus sagen. Ihm war die ganze creatürliche Welt verschlossen. Luther war nicht blos dem Körper nach im Kloster, seinem Geiste nach war er es noch viel mehr. Von Paulus hat er die evangelische Freiheit gelernt, und nun ist eben der „Christenmensch" ein Herr über alle Dinge. Auf dem Wege der evangelischen Freiheit gelangte Luther innerlich zu dem ihm angestammten Volksthum, dem er als Papist und Mönch abgestorben war. Mit der Inbrunst einer ersten Liebe erfaßte Luther sein Volk in seinem innersten Leben, d. h. eben an dem Punkte, wo zwischen Kirchenthum und Volksthum seit lange die größte Kluft war: in der Sprache. Nicht blos sprach und schrieb Luther deutsch, sondern seine Sprache war eine Neuschöpfung, welche aus einer tiefen und kräftigen Liebe zum deutschen Volk und Wesen entsprang. Und das größte und bedeutsamste Denkmal seiner sprachbildenden Arbeit war seine deutsche Bibel, in welcher der Geist der israelitischen Literatur mit dem Geiste unseres Volkes dermaßen vermählt ist, daß dieses Werk sowohl für die Kirche als für die deutsche Cultur eine große Epoche bildet. Fast nicht weniger bedeutend und eingreifend war Luther's deutsches Lied, in welches er seinen freudigen und muthigen Geist ergoß und damit den unverstandenen Chorgesang in das kirchliche Volkslied verwandelte.

Hier ist also das kirchliche Wirken wiederum ein nationales, und dadurch wird es nach dem Typus der christlichen Anfänge auch ein weltgeschichtliches. Die in öffentlichen Thaten so ursprüng-

liche und mächtige, in Schrift und Wort so urdeutsche Persönlichkeit ergriff und bewegte das deutsche Volk in seinen untersten Tiefen und drückte auf lange Zeit hinaus dem öffentlichen Leben desselben einen kirchlichen Charakter auf. Trotzdem daß die beiden großen Weltmächte, der Papst und der Kaiser, sich gegen die Reinigung der Kirche stemmten, ging die Wirkung der reformatorischen Bewegung durch alle deutschen Gauen und Stämme. Der leuchtende Vorgang Luther's weckte allenthalben Nachfolger. Um die großen Erfolge der reformatorischen Männer zu begreifen, müssen wir nicht übersehen, daß wir uns dieselben nicht wie unsere heutigen Theologen denken dürfen. Der protestantischen Geistesüberzeugung und ihrer Bethätigung standen entgegen die höchsten Gewalten, welche über Ehre und Ansehen, über Gut und Blut verfügten, und wie viel dies zu bedeuten hatte, sehen wir namentlich an Solchen, bei denen die Rücksicht auf jene Mächte mehr galt als die bessere Erkenntniß. Erasmus, der gebildetste Mann der Zeit, war durch seine classischen, biblischen und patristischen Studien belehrt von der Unhaltbarkeit des päpstlichen Kirchenthums, und deshalb war er auch über Luther's Auftreten erfreut; sobald er aber merkt, daß der reformatorische Ernst Verzicht erheischt auf manche hohe Gunst und manche süße Behaglichkeit, wird er ängstlich und zieht sich zurück. Im Jahre 1521 schrieb er in solcher Angst und Blindheit: „das Trauerspiel Luther's hat bei uns ausgespielt, ach, wäre es nur niemals auf die Bühne gekommen.“ Diesem feigen Beispiele sind Viele gefolgt. Dagegen aber erweckte Luther durch seine tapferen weltkundigen Thaten, durch seine gewaltigen, kräftigen Worte gleichgesinnte Geister, welche bereit waren, gleich ihm nicht blos Arbeit und Mühe an die heilige Sache zu wenden, sondern auf Ruhe und Bequemlichkeit, auf Gunst und Gabe Verzicht zu leisten und auch den Preis des Lebens nicht für zu theuer zu achten. Diese Männer waren nicht gebunden an die Scholle, wurden sie verstoßen, so schütteln sie den Staub von den Füßen und beginnen anderswo, oft über hundert Meilen entfernt und vielleicht auch jenseit des Meeres, mit frischem Muthe eine neue Wirksamkeit. Diesen merkt es Jeder an, daß der irdische Theil

des Lebens untergeordnet ist, weil in ihnen ein Feuer göttlicher Liebe lodert. In diesem Sinne schreibt Johann von Lasco, ein polnischer Edelmann, der, viel verfolgt, in sehr verschiedenen Orten, unter anderen auch hier in Bremen gearbeitet hat, „die Frommen haben kein Vaterland auf Erden." Wenn solche Männer von himmlischen Dingen reden, so führen sie die Beglaubigung ihrer Sendung mit sich, ähnlich wie einst Paulus. Ein solches Wirken ist geeignet, nicht blos Einzelne, nicht blos diesen oder jenen Stand, sondern das Volksbewußtsein zu ergreifen und in thätige Bewegung zu setzen. Der päpstliche Theologe Cochläus ist außer sich über die Freimüthigkeit der Laien, er schreibt von Schustern und ungebildeten Leuten, welche in Kurzem vertraut mit der verdeutschten Bibel nicht blos mit Laien disputirten, sondern mit Priestern und Mönchen, ja mit berühmten Doctoren; sogar Frauen, fügt er hinzu, haben ganze Facultäten herausgefordert. Es ereignete sich auch, daß das christliche Volk aus eigenem freien Triebe die neuen geistlichen Lieder anstimmte und mit diesem Gesange die päpstlichen Priester aus der Kirche vertrieb.

Es ist also erreicht, wonach wir in Anleitung der christlichen Anfänge ausschauen mußten. Durch Luther's Persönlichkeit und öffentliche Geschichte ist die deutsche Nation in kirchliche Bewegung gesetzt. Und eben mittelst dieser nationalen Bewegung wirkt der große Reformator auch auf andere Nationen, nicht blos auf die verwandten Stämme, die skandinavischen und anglikanischen, welche zum Theil durch den Besuch der Wittenberger Hochschule mit dem Geiste der deutschen Reformation in Berührung kamen, sondern selbst auf ganz heterogene und am ungünstigsten belegene Nationen. Es war ein richtiger Instinct, daß man die evangelischen Regungen in Frankreich, Italien, Spanien, Polen, Böhmen, Ungarn nach Luther's Namen bezeichnete. Denn wenn auch die schweizerische Reformation, welche gleichfalls ihren Einfluß weithin verbreitete, eine gewisse Unabhängigkeit und Selbstständigkeit behauptete, so war doch die eigentlich weltgeschichtlich bewegende Kraft vorzugsweise in den großen öffentlichen Thaten und Kundgebungen Luther's beschlossen. Es ist aber wahrhaft staunenswürdig und giebt uns einen Be-

griff von der Mächtigkeit der durch die deutsche Reformation bewirkten Geistesbewegung, wie tief die reformatorischen Gedanken in die entlegensten Gebiete eindrangen. In Italien gab es eine ganze Reihe höchst begabter und charaktervoller Männer, welche das Papstthum verließen und dem neuen Evangelium sich zuwandten, sie sind zum Theil als Märtyrer ihres Glaubens und Bekenntnisses getödtet, theils haben sie ihre evangelische Thätigkeit anderen Völkern zugewendet. Unglaublich weit war Ansehen und Literatur dieser evangelisch gesinnten Theologen Italiens in ihrer Heimath verbreitet, so weiß man, daß das kürzlich wieder aufgefundene Buch des Märtyrers Paleario „von der Wohlthat Christi" in Italien in vielen Tausend Exemplaren, man sagt in Venedig allein in vierzigtausend, verkauft worden sei. In Neapel disputirten die Gerber, angeregt durch die Predigten des Ochino, der als Kapuziner-General die Rechtfertigung aus dem Glauben verkündigte, über die paulinischen Briefe, und in der Zeit galten in Neapel als Lutheraner drei Erzbischöfe, acht Bischöfe und dreitausend Laien. Ein beachtenswerther Beweis von der tiefen Einwirkung der evangelischen Lehre auf die italienische Natur ist auch das entsetzliche Ende des Francisco Spiera von Padua. Dieser Advocat wurde von der Wahrheit der reformatorischen Verkündigung ergriffen, er forschte in der heiligen Schrift und suchte seine neuen Ueberzeugungen und Erfahrungen zu verbreiten. Er wurde verfolgt und schwor sein evangelisches Bekenntniß ab. Von Stund' an verfällt der Unglückliche den furchtbarsten Schrecken der Verzweiflung, in welchen er nach sechs Monaten gestorben ist. Die durch kein Mittel zu beschwichtigende Verzweiflung des in den Schoß der römischen Kirche zurückgekehrten Mannes war eine furchtbar erschütternde Predigt für Italien und für die ganze Welt, daß das Bekenntniß der Reformatoren etwas Besseres und Höheres ist, als aller Trost, den die römische Kirche zu bieten hat. Wie tief die römische Kirche den verwundenden Stachel dieser Predigt noch heute empfindet, geht daraus hervor, daß, während man sich sonst immer der Convertiten rühmt, man den Francisco Spiera mit Stillschweigen zu begraben sucht. In Spanien gab es unter Anderen zwei Gebrüder Valdes, ein

Zwillingspaar, den höchsten Ständen angehörig. Beide waren eingeweiht in den Geist des Evangeliums. Der Eine war Secretär Carl's V., der Andere lebte meistens in Italien und entfaltete hier eine sehr bedeutende Wirksamkeit. Daß selbst die Königin Johanna, Mutter Carl's V., die unter dem Vorwand des Wahnsinns gefangen gehalten wurde, in solchem Verdacht des Lutherthums stand, daß, um sie davon abzubringen, die Folter gegen sie angewandt wurde, ist erst ganz neulich aus spanischen Archiven nachgewiesen worden. In der Zeit vor Luther's Tode war der größte Theil von Böhmen protestantisch. Polen wurde ein rechter Tummelplatz für die aus der Reformation hervorgehenden Lehrdifferenzen. In Ungarn waren nur noch drei Magnaten päpstlich geblieben.

Es geht natürlich weit über die uns gesetzten Grenzen hinaus, die ganze Fülle von Thatsachen zu verzeichnen, welche beweisen, daß die Kirche nicht durch fremdartige und angemaßte Mittel, sondern durch ihre innere Geisteskraft sich wiederum zum Heil der Menschheit als volksthümliche und weltbewegende Macht beweist. Aber Eins müssen wir noch hervorheben, weil es am meisten zurückgreift in die Anfänge der großen rückläufigen Bewegung, die wir das vorige Mal betrachtet haben, und außerdem betrifft es einen eigenthümlichen Vorzug derjenigen reformatorischen Richtung, welche nicht mehr von Luther abhängig ist. Durch die energische Proclamation der evangelischen Freiheit und Wahrheit, welche Luther in die Welt ergehen ließ, sind Staat und Volk wiederum in ihre naturgemäße Selbstständigkeit eingesetzt und jener kirchlichen Bevormundung und Knechtung, welche das Papstthum für sich in Anspruch nimmt und, wo es kann, auch ausübt, entledigt. In dieser von Luther gelegten Grundlage ist der Keim einer neuen staatlichen Entwickelung enthalten; allein nach dieser Seite hat der Protestantismus in Deutschland wenig geleistet. Freilich, eine politische That Luther's von weit reichenden Folgen verdient bemerkt zu werden: Luther war es, der dem Hochmeister des deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, den Rath gab, die alberne Ordensregel abzuwerfen, sich zu verheirathen und Preußen zum weltlichen Fürstenthum

zu machen. Albrecht wurde der erste Herzog von Preußen, welches auch „das neue Deutschland" genannt wurde. Sonst aber kam der Protestantismus in Deutschland überwiegend dem monarchischen Princip, also dem stabilen Element zu Gute, dem nationalen wenig oder gar nicht, und die weitere Folge ist die gewesen, daß der kirchliche Einfluß im protestantischen Deutschland der politischen Entwickelung nicht selten nachtheilig geworden ist, was bis in die Gegenwart der Kirche unsäglichen Schaden gebracht hat, indem es zum Theil die kräftigsten Geister der Kirche entfremdete. Anders war es auf den außerdeutschen Gebieten, wo die schweizerische, unter republikanischen Verhältnissen erwachsene und erstarkte Reformation überwiegenden Einfluß gehabt hat. In den Niederlanden führte der Kampf der Protestanten gegen die spanische Inquisition zur politischen Unabhängigkeit, und hier zeigte sich, daß in dem protestantischen Princip große politische Kräfte verborgen liegen. Wilhelm der Oranier, dieser schweigsame Mann, der es für sein Geschäft erklärte, die Herzen der Könige zu erforschen, der eben so tapfer wie klug sein Volk und Vaterland gegen die furchtbaren und finsteren Mächte des spanischen Absolutismus und des römischen Papstthums vertheidigte, eröffnet in höchst bedrängter Lage seinem Vertrauten sein Innerstes folgendermaßen: „ihr fragt, ob ich mit irgend einem mächtigen Potentaten einen Bund geschlossen, ich antworte, daß ich, ehe ich die Sache der bedrängten Christenheit in meine Hand genommen, einen festen Bund mit dem König der Könige geschlossen habe, und ich bin festiglich überzeugt, daß Alle, welche auf ihn ihr Vertrauen setzen, durch seine allmächtige Hand Rettung finden werden." Hier sehen wir, wie der protestantische Glaube nicht blos in großen Staatsactionen und auf dem Schlachtfelde thätig ist, sondern auch ein neues freiheitliches, volksthümliches Staatswesen gründet. Desgleichen ist es in Schottland und England der protestantische Gewissenskampf gegen die Heuchelei und Verstocktheit der Stuarts, welcher der englischen Verfassung eine dauerhafte Grundlage gegeben. Dahlmann schreibt: „in dem Herzen des englischen Volkes vermählte sich kirchliche und politische Freiheit." Und dieses pro-

testantische Glaubenselement in den politischen Kämpfen und Revolutionen ist der große Schatz der Vergangenheit, von dem die englische Freiheit sowohl wie Gesetzlichkeit noch heute lebt, und ist dieser religiöse Charakter der wesentliche Unterschied der englischen Revolutionen von den französischen und die Ursache, daß jene einen dauerhaften Zustand geschaffen, während diese jedesmal einen Wirbel von jähem Umsturz zu Wege bringen.

Ebenso ist auch die Grundlage der nordamerikanischen Freistaaten protestantisch. Die Declaration der Menschenrechte in der Unabhängigkeitsacte ist verschieden von der abstracten Theorie der französischen Revolution; während diese auf naturalistischem Standpunkt ruht, geht jene auf die Schöpfung Gottes zurück. Besiegelt wird aber der protestantische Charakter des nordamerikanischen Staates durch den großen hehren Grundsatz, der unter dem Präsidium von George Washington 1787 gefäßt worden ist: „niemals soll ein religiöses Glaubensbekenntniß innerhalb der vereinigten Staaten als Befähigung zu einem Amt oder einer öffentlichen Vertrauensstellung gefordert werden.“ Diese Erklärung ist die selbstverständliche Consequenz des wahren Christenthums und der sicherste Beweis, daß der Staat nicht mehr ein heidnischer oder jüdischer ist, sondern ein christlicher. Denn in dieser Erklärung spricht sich die Religion aus als die auf sich ruhende und die durch sich selbst ohne äußere Stütze auf die Menschheit wirkende Geistesmacht. So kann keine andere Religion sich hinstellen als die vollendete, eine Religion, die sich so ankündigt, giebt die sicherste Bürgschaft, daß sie das Christenthum Christi ist, wie Lessing den christlichen Grundcharakter ganz richtig bezeichnet hat. Nachdem dieser Grundsatz in den glorreichen Zeiten der ältesten Christenheit als ein Palladium vertheidigt worden ist, wird er verdunkelt, seit die kaiserlichen Gesetze dem christlichen Glauben die Schmach angethan haben, ihn staatlich zu privilegiren. Es ist hocherfreulich, daß diese Schmach des Christenthums zuerst getilgt worden ist von einem Staatsmann, der nicht blos als unantastbarer Charakter dasteht, sondern allgemein als wahrhaft fromm anerkannt ist, ja vielleicht als der Frömmste von Allen, die in neueren Zeiten auf dem

öffentlichen Schauplatz gehandelt haben. Gervinus giebt diesem Manne folgendes Zeugniß: „die christliche Welt kann schwer in dem Leben eines werkthätigen Mannes ein zweites Beispiel der religiösen Zusammenfassung und Demuth finden, wie in Washington, dem es ein tiefer heiliger Ernst war, dem Stifter der christlichen Religion in Gerechtigkeit, Milde, Bruderliebe, Gleichmuth, Seelenfrieden nachzueifern.“ Ein so hervorragender Christ hat die Unabhängigkeit der staatlichen Geltung von dem religiösen Bekenntniß und somit die Anerkennung der auf sich selber ruhenden Selbstständigkeit des Glaubens zu einem politischen Gesetz erhoben, was Wilhelm der Oranier schon im Sinne hatte, aber wegen der Beschränktheit der Theologen nicht ausführen konnte, was später John Milton, der Sänger des Paradieses, mit beredten und gelehrten Worten empfohlen hat. An diesem Punkt wenigstens greift der Protestantismus bis in den Beginn der Vermischung des Politischen und des Religiösen, des Geistlichen und Weltlichen zurück, und wir können sagen: das Gift, welches damals durch den falschen Glauben in der Kirche Gottes ausgeschüttet worden ist, wird hier durch den Muth des wahren Glaubens wieder hinausgeworfen.

Diese heilsame Wirkung auf die Gründung und Gestaltung politischer Verhältnisse hat der Protestantismus gehabt in weiter Ferne; wir in Deutschland, denen Luther zuerst das Licht evangelischer Freiheit angezündet, sind jetzt so verfinstert, daß die Vertheidigung der staatlichen Privilegirung des religiösen Bekenntniß als ein Zeichen der Gottseligkeit, dagegen das Verzichten auf diese bettelhafte und ungeistliche Gunstbuhlerei als Gottlosigkeit betrachtet wird. Ein deutlicher Beweis von einem erfolgten Rückgang, von einer neuen Verweltlichung der Kirche, was wir denn in der nächsten Stunde weiter zu verfolgen haben werden.

IX.

Ein neuer Rückgang.

Ein Gang durch die Kirchengeschichte ist eben kein Lustwandeln durch Blumenbeete und sonnige Auen, sondern eine Sache des höchsten Lebensernstes. Bald besteigen wir steile Himmelshöhen, es schwillt uns der Muth, der Horizont der Ewigkeit leuchtet uns in die Seele. Dann aber werden wir in unterirdische Tiefen und Finsternisse hineingeführt, denn auf keinem Gebiete menschlicher Thaten und Ereignisse lagern so dunkle Schatten wie hier, weil hier daneben das hellste Licht leuchtet. Kein Anblick aber ist so niederschlagend, als wenn wir hocherleuchtete Männer straucheln sehen und, während wir vielleicht geneigt sind zu entschuldigen, wahrnehmen müssen, daß solche Fehltritte von unsäglich verderblichen Folgen begleitet sind, wodurch wir erinnert werden, daß wir uns auf dem Boden befinden, wo neben der vergebenden Liebe auch die höchste Strenge des Gerichtes waltet. Aber glücklich ist doch zu preisen, wer dem erschütternden Ernst dieser Dinge Stand hält. Denn nur wer diesen Ernst nicht scheut, gewinnt eine Einsicht in die hohe Bestimmung der Menschheit und in die ewige Bedeutung ihrer zeitlichen Geschichte, nur der lernt die Zeichen seiner Zeit verstehen und kann demnach mit Sicherheit den Platz und Posten erkennen, der ihm in dem großen Haushalt Gottes angewiesen ist. Die Seligkeit eines solchen Bewußtseins ist einer Anstrengung und eines Opfers werth. Darum wollen wir auch getrosten Muthes fortfahren, verehrte Männer und Frauen, obwohl wir auf unserem heutigen Gange viel Trauriges und wenig Erfreuliches anzuschauen haben. Denn abermals müssen wir von einem Gipfel herniedersteigen, wir müssen die Höhen des heiligen und gesegneten Reformationswerkes verlassen und uns in die Tiefen eines mit Strömen von Thränen und Blut heiliger Seelen getränkten Bodens hinabbegeben. Und ich will gleich bekennen, daß ich nicht im Stande bin, Sie über diese dunkeln Flecke unserer deutsch-

protestantischen Geschichte so leicht zu trösten und zu beruhigen, wie es Manche versucht haben. Ich halte es mit einem ernsten Geschichtsforscher der neuesten Zeiten, daß es „die dumpfste und unsittlichste Anschauung vom Leben ist, die Schuld nicht in den Menschen, sondern in dem unabwendbaren Drange der Begebenheiten zu suchen.“ Ich bin der Meinung, daß dieser Grundsatz noch weit ernstlicher in der kirchlichen Geschichte festgehalten und befolgt werden muß, als in der weltlichen, obwohl dieses umgekehrt von Anfang an bis heute gerade hier am wenigsten geschehen ist, obwohl die meisten kirchlichen Geschichtsschreiber von ihrem Vater Eusebius her die sündliche Neigung geerbt haben, die offenbaren Aergernisse der Kirche geflissentlich zu verschweigen oder zuzudecken.

Eben so allgemein, als das Bewußtsein erwacht ist, daß die Reformation eine der größesten und wichtigsten Epochen der Menschheitsgeschichte bedeutet, ist in unseren Tagen die Ueberzeugung verbreitet, daß das große Werk der Kirchenreformation bald nach seinen Anfängen in's Stocken gerathen ist und diese Hemmung die schlimmsten Folgen gehabt hat. Wenn man nun das Gelingen der Reformation vornehmlich daraus erklärt, daß die religiöse Bewegung mit einer Reihe äußerer begünstigender Umstände zusammentraf, so bietet sich auch unschwer eine ähnliche Erklärung dar für jene Hemmung. Es treten nämlich drei große feindliche Gewalten auf den Schauplatz. Die habsburgische Politik verwächst immer mehr mit dem römisch-katholischen Interesse. Dazu kommt, daß die wittelsbacher Dynastie in Baiern mit wachsender Entschiedenheit sich dem Papstthum zuwendet. Das Kaiserthum, die politische Spitze in deutschen Landen, im Bunde mit einem der mächtigsten Stände, bedeutet also das entschiedene staatliche Uebergewicht auf der päpstlichen Seite. Mit diesem materiellen Uebergewicht verbindet sich nun eine geistige Macht ersten Ranges, nämlich der Jesuitenorden, das geistig bedeutendste Instrument des Papstthums. Dieser Orden hat von Anfang an sich zum Zweck gesetzt, das wankende Papstthum wieder zu befestigen; um diesen Zweck zu erreichen, wird die höchste Energie und die feinste Kunst aufgeboten. So streng ist der Gehorsam, daß der Jesuit,

welcher einen Befehl erhält, während er schreibt, bei dem Buchstaben, den seine Feder zieht, wenn der Befehl an ihn kommt, aufhören muß, um das Aufgetragene auszuführen. Diese unbedingte Hingabe an den Zweck wird erreicht durch die völlige Abscheidung von aller bisherigen Verbindung. Der Jesuit hat nicht Eltern oder Geschwister, er hat sie gehabt. Die Liebe zu den Verwandten wird, wie man aus einem Briefe des Philosophen Reinhold, eines ursprünglichen Jesuitenzöglings, ersieht, als Sünde behandelt und ausgerottet. Was aber diesen Orden am gefährlichsten macht, ist die unheimliche Virtuosität, einen Schein von Bildung und einen Schein von Moralität und Frömmigkeit herzustellen, mit welchem er theils Einzelne der Edleren und Besseren täuscht, wie z. B. Franz Bacon, theils die Masse der Oberflächlichen und Gewissenslosen vollends gefangen nimmt. Wer die unergründliche Schwachheit der menschlichen Natur kennt, wird nicht leugnen wollen, daß diese geistige Verführungsmacht in Verbindung mit jener materiellen Basis ein gewaltiges Bollwerk war, um den Siegeslauf der Reformation, den wir neulich betrachtet haben, aufzuhalten. Aber wenn man meint, den traurigen Contrast zwischen den kirchlichen Anfängen und Aussichten in den Tagen der Reformation und dem gegenwärtigen kirchlichen Bestande in Deutschland vorzugsweise durch die Hinweisung auf jene drei antireformatorischen Mächte begreiflich machen zu können, so macht man sich die Sache allzu bequem. Wir haben die bewegende Kraft der Reformation nicht in dem mechanischen Räderwerk der Weltursachen, sondern in dem Geheimniß des menschlichen Gewissens und Gemüthes, wo Gottheit und Menschheit sich begegnen und Eins werden, gefunden. Wir können nicht annehmen, daß diese Kraft durch äußere noch so kunstvolle und weitwirkende Mittel gehemmt werden kann; wir müssen vielmehr darauf bestehen, daß wenn diese Kraft, von der wir wissen, daß sie die Welt in Bewegung gesetzt hat, gelähmt worden ist, wie dies leider ganz deutlich zu Tage liegt, sie sich selber gedämpft und geschädigt haben muß. Dieser Gesichtspunkt schützt uns einestheils vor oberflächlicher Betrachtung der Vergangenheit, anderntheils entschädigt er uns für den Schmerz, den er uns allerdings verur-

sacht, durch eine bessere Aussicht auf die Zukunft. Denn liegt der Fehler vorzugsweise in den äußeren Umständen, dann bleibt Nichts als stumpfe Ergebung übrig, die auch die Zukunft der Kirche dem Zufall der äußeren Umstände überlassen muß; liegt aber die Schuld vorzugsweise an den Menschen, so ist vermöge des Zusammenhanges, in welchem nicht blos die Räume, sondern auch die Zeiten der Kirche mit einander stehen, nicht nur die Hoffnung, sondern auch die Gewißheit vorhanden, daß der Fehler seiner Zeit wieder gut gemacht werden wird. Demnach wollen wir diese auf das Wesentliche gerichtete und dabei fruchtbare Betrachtung mit allem Ernst verfolgen, selbst wenn es uns dabei begegnen sollte, daß dem streng auf den entscheidenden Moment gerichteten Blick manche erklärende und vielleicht auch in Etwas entschuldigende Nebenumstände entgehen.

Die Höhe des Protestantismus wurde erstiegen durch die weltgeschichtliche Geisteskraft Luther's, in welcher sich wiederum, wie in der Urzeit, Christliches und Nationales durchdrang, durch welche Kraft der Reformator auf seine Mitarbeiter, auf das Volk und auf Europa begeisternd und belebend wirkte. Aber ebenda, wo wir die höchste Kraft des Siegeslaufes finden, ebenda liegt auch der entscheidendste Grund des Rückganges. Wie wir in dem unüberwindlichen Glaubensmuth und der daraus hervorgehenden Klarheit Luther's die Macht erkannt haben, welcher kein Hinderniß und kein Widerstand gewachsen war, so müssen wir in dem Fehlen und Versagen dieses Muthes und der Geistesklarheit die vornehmste Ursache des allgemeinen Rückfalles erkennen. Schauen wir Luther noch einmal auf seiner Höhe. Während der Reformator auf der Wartburg war, fingen gewisse, von dem neuen Geiste der Freiheit beseelte Männer an, die kirchliche Reform in Wittenberg mit äußerlichen und gewaltthätigen Mitteln zu betreiben. Als nun mit diesen sich ein älterer Mitkämpfer Luther's, Carlstadt, verband, war Melanchthon nicht im Stande, diesen feurigen Geistern das Gegengewicht zu halten. Da hielt Luther sein Werk für gefährdet, und deshalb kannte er keine Rücksicht auf persönliche Sicherheit. Obwohl er in des Papstes Bann und in des Kaisers Acht sich befand, und lediglich geschützt war durch das Asyl, das

ihm sein Landesherr bereitet hatte, verläßt er die Wartburg, um in Wittenberg den Schwarmgeistern Widerstand zu leisten. Auf den einzigen Schutz, den er in der Welt besitzt, verzichtet er nicht blos, sondern läuft Gefahr, durch sein eigenmächtiges Verlassen der Wartburg seines Fürsten Zorn auf sich zu ziehen. Das ist die äußere und innere Lage des Mannes, und nun vernehme man die Worte, mit denen er seine innere Stimmung ausspricht. Er schreibt an den Churfürsten, seinen Gönner und Herrn: „Wenn ich in Leipzig zu thun hätte, ich ritte hinein, wenn es auch neun Tage eitel Herzoge Georg regnete, von denen Jeder neunmal ärger wäre, als der dort regierende Herzog Georg. — Ich komme gen Wittenberg in einem viel höheren Schutz, denn des Churfürsten (der Churfürst hatte ihm nämlich geschrieben, daß er ihn außerhalb der Wartburg nicht schützen könne), ich halte, ich wollte Euer Churfürstl. Gnaden mehr schützen, denn sie mich könnte schützen. Dazu wenn ich wüßte, daß E. Ch. G. mich könnte oder wollte schützen, so wollte ich nicht kommen; diesen Sachen soll noch kann kein Schwert rathen oder helfen. Gott muß hier allein schaffen ohne alles menschliche Sorgen und Zuthun." Das ist nicht eine Theorie kirchlicher Freiheit und Unabhängigkeit, das ist die Sache selber, es ist ein thatsächlicher, weltgeschichtlicher Protest gegen Alles, was seit Constantin in der Kirche an staatlichem Zwang und Schutz für den Glauben geübt worden war. Ein solches heroisches Zurückweisen aller äußerlichen Hülfe und Förderung in den Angelegenheiten der Kirche in solcher gefährlichen Lage ist natürlich nicht Wirkung einer vorübergehenden Begeisterung, es muß einen tieferen Grund haben. In der That ist es auch so. Weil Luther wie Paulus den Glauben ganz nach innen verlegt, so ist er von dem Grundsatz durchdrungen, daß Alles, was den Glauben angeht, auf Freiheit und Selbstentscheidung ruhen muß, und diesen Grundsatz verkündigt er gegen die Papisten eben so kräftig, wie die Apologeten ihn gegen die Heiden vertheidigt haben. Und dennoch ist es gerade in Ansehung der Reinerhaltung des geistlichen Gebietes von der vergiftenden Einmischung der weltlichen Gewalt, wo Luther offenbar wider sonstiges besseres Wissen in einem verhängnißvollen Augen=

blick einen Schritt gethan hat, unter dessen Folgen die evangelische Wahrheit unsäglichen Schaden erlitten hat. Es ist das in der That ein dunkles Räthsel, denn es genügt nicht zu sagen, Luther habe, gedrängt durch die äußere Verlegenheit und Noth, sich an ein altgewohntes Verhältniß angelehnt. Denn wenn solche Erklärungen für die Epigonen des Protestantismus auch mehr als genügend sind, was verschlagen sie für einen Mann, der die Fundamente des kanonischen Rechts verbrennt, der vor Kaiser und Reich sich auf eine höhere Instanz beruft, der selbst in Bann und Acht seinem Landesfürsten Schutz verheißt? Wir müssen, um jenen Widerspruch zu verstehen, Luther's ganzen Stand in's Auge fassen. Wir haben gefunden, daß der in seinem Gewissen erschrockene Klosterbruder zum Helden einer der größten weltgeschichtlichen Dramen dadurch geworden ist, daß er die vergessene und vergrabene Mission des Apostel Paulus verstehen lernt und wieder aufnimmt. Die ihm durch Paulus aufgeschlossene Bibel ist der unsichtbare Grund und Boden, auf welchem Luther fußend die verfestigten Zustände und Verhältnisse der Welt umgestaltet. Wenn er nun irgendwo mit seinen eigenen Grundsätzen in Widerspruch geräth, sollte dies nicht darin begründet sein, daß er jenem seinem geistlichen Führer untreu geworden ist? Wir haben die Aehnlichkeit zwischen Paulus und Luther hervorgehoben, jetzt müssen wir auch den Abstand des Reformators von dem Apostel kennen lernen. Nachdem Paulus den Bruch mit dem antichristlichen wie mit dem scheinchristlichen Judenthum vollzogen hat, gewährt ihm die in Christo errungene Freiheit den sichern Ueberblick über den Verlauf der Zeiten und die höchste Steigerung der sittlichen Kraft. Paulus schaut hinaus auf ein weites und hohes Ziel, nämlich auf die Bekehrung der Völker, und diese Bekehrung ist ihm die Thür, durch welche schließlich sein angestammtes Volk nach langer Verirrung zu seiner Bestimmung gelangen wird. Auf dieses Ziel blickt Paulus nicht blos hinan, sondern für dasselbe wirkt er in der unmittelbaren Gegenwart. Er gründet und bildet in den Mittelpunkten des heidnischen Lebens Gemeinden mit solcher Kraft und Klarheit, daß er hoffen darf, von diesen Höhen herab werde das Evangelium bis zu den fernsten

Grenzen der Völkerwelt dringen, und zwar so, daß es in sich Kraft hat, sich extensiv und intensiv zu steigern, auf daß das verstockte Israel, durch den Anblick des göttlichen Reiches in der Fülle der Völker erweicht, zu seinem Gott zurückkehrt und damit die Geschichte der Völker als das vollendetste Kunstwerk der Meisterhand des höchsten Geistes aufweist. Diese umfassende Geschichts- und Weltanschauung ist der großartige Grundriß, durch welchen die einzelnen sittlichen Bestimmungen und Vorschriften nach ihrem Inhalt und nach ihrer Grenze auseinander gehalten und zusammengefügt werden. Hier ist offenbar Luther's Schranke. Mit tiefem Verständniß und beispiellos energischer Aneignung folgt er dem Paulus in Allem, was die Befreiung des einzelnen Menschen angeht, aber wo der Apostel den Punkt bezeichnet, von dem aus der Zusammenhang mit der alttestamentlichen Oekonomie und Geschichte sich ergiebt, da weigert sich Luther zu folgen, ja er sagt sich an dieser Stelle von dem Apostel los und büßt damit den Schlüssel ein, der den Gesammtbau der biblischen Geschichtsanschauung und Ethik aufschließt. Der angedeutete Punkt ist die mit dem Herzblut des Apostels geschriebene Ueberzeugung von der trotz des Unglaubens und der Verstockung dauernden Bestimmung Israels. Anfänglich trat Luther in sehr bewußte und bestimmte Opposition gegen die hergebrachte Verachtung und Mißhandlung der Juden, als er aber einige schlimme Erfahrungen mit den Juden gemacht, trat er in einer außerordentlich leidenschaftlichen Weise gegen die ganze Judenschaft auf und wollte weder von einer möglichen Bekehrung noch von einer Duldung derselben Etwas wissen. Daß dieses im vollen Widerspruch steht mit dem wichtigen Abschnitte C. 9 — C. 11 des Schreibens an die römische Gemeinde, läßt sich durch keine Sophistik wegdeuten. Und ist der Grund dieses offenbaren Widerspruches gegen den Apostel hier ein nach Luther's sonstiger Denkweise völlig frivoler. Denn wie kann er seine unbedeutende Erfahrung geltend machen gegen die heilige Schrift, während Paulus durch eine tausendfach schwerere Erfahrung sich an seiner Hoffnung nicht irre machen läßt? Die verhängnißvolle Folge dieses Abfalles von Paulus ist, daß Luther, weil er den Faden der biblischen Geschichtsunterweisung fallen läßt, einem in-

dividualistischen Standpunkt verfällt und seine Ethik von einem engen Horizont umgrenzt wird. Nachdem er das deutsche Volk von dem Joch des Papstthums befreit hat, weiß er nicht zu sagen, was dasselbe als Volk mit seiner christlichen Freiheit weiter machen soll. Er denkt sich die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, daß jeden Augenblick das Ende der Welt hereinbrechen könne, ohne daß, wie Paulus ausdrücklich lehrt, der Gegensatz zwischen den beiden Reichen sich vollendet hat. Er weiß sich kein bestimmtes Ziel der geschichtlichen Gesammtentwickelung zu denken. Und weil ihm das große weltgeschichtliche Schema der Bibel verschlossen bleibt, so fehlt ihm auch die schriftgemäße organische Anschauung von der Gemeinde. Er fühlt sich immer erst völlig heimisch in dem Gebiete des einzelnen Christenmenschen. Aber auch hier ist seine Betrachtung und Anweisung immer mehr eine rückschauende als vorwärts blickende. Das Leben der Christen in den sich immer gleichbleibenden Ordnungen Gottes bewegt sich innerlich zwischen den Polen des sich immer erneuernden Sündenbewußtseins und der immer wiederholten Aneignung der Gerechtigkeit Christi; von einem bestimmten sittlichen Lebensziel der Einzelnen ist nicht die Rede; offenbar weil das allgemein menschliche Ziel nicht festgehalten wird.

Diese nicht ohne Verschuldung entstandene Unklarheit und Beschränktheit ist nun ein höchst gefährlicher Stand für einen Mann, der mit seinem gewaltigen Wort die untersten Fundamente des geschichtlichen Bestandes erschüttert hatte. An einen Solchen treten nämlich Fragen heran, die nur gelöst werden können von einem Standpunkte, der sich des Anfanges und Endes aller Geschichte klar bewußt ist. Die erste große Frage der Neugestaltung, welche Luther lösen sollte, war der Bauernaufstand. Die drei ersten und der letzte unter den „zwölf Artikeln der Bauerschaft in Schwaben" sind ein deutlicher Beweis, daß diese Bewegung durch die Reformation hervorgerufen ist. Die Bauern berufen sich unter Andern darauf, daß Alle, „der Hirt wie der Fürst durch das Blut Christi erlöst sind;" darum wollen sie nicht mehr „eigene Leute" sein. Luther fühlte auch sofort, daß er hier ein entscheidendes Wort zu sprechen habe; er wendet sich zuerst

nach beiden Seiten, indem er die Herren beschuldigt, daß sie „schinden und schatzen, bis der arme gemeine Mann nicht kann noch mag länger ertragen.“ Den Bauern verweist er es, daß sie sich zur Gewalt anschicken, tritt ihnen aber darin zu nahe, daß er behauptet, in ihren Artikeln wäre nichts Christliches, sondern es wäre Alles gerichtet auf das Leibliche. Indessen für das erste geistliche Wort in dieser Sache ist Luther's Ermahnung treffend genug und aus dem gesunden Tact hervorgegangen, der ihn auch da oft leitete, wo er keine entwickelte Erkenntniß besaß. Allein als nun die Bauern in ihrer Gewaltthätigkeit fortfuhren, erließ er eine zweite Schrift, welche zu seinen heftigsten und leidenschaftlichsten gehört: „Steche, schlage, würge hier, wer da kann, und bleibst darüber todt, ein seligerer Tod kann dir nimmermehr überkommen,“ so fordert er Jedermann auf gegen die Bauern, und die Geschichte berichtet auch, daß die Herren diesen Rath treuer befolgt haben als den ersten. Das Schlimme ist, daß Luther hier Partei nimmt für die, welche er selbst als die verantwortlichen Urheber des Unfriedens erkannt und bezeichnet hatte, und gegen die, welche er als die Unterdrückten kannte und die, wenn auch irrigerweise, doch gewiß nicht muthwillig sich auf Christus und sein Evangelium beriefen. Es handelte sich hier um ein Stück der socialen Frage, und die Kirche muß wissen, daß sie durch die Predigt von der Gleichheit aller Menschen und von der Brüderlichkeit aller Christen diese Frage der alten Welt bedeutend verschärft hat und daher auch schuldig ist, dieselbe auf ihrem Gebiete zu lösen, wie die Muttergemeinde zu Jerusalem auch gethan hat. Es war daher schon ein Fehler, wenn Luther in der ersten Schrift erklärte, „daß auf beiden Seiten nichts Christliches sei, sondern es sich um heidnisch oder weltlich Recht und Unrecht handele,“ aber ganz verlassen war er von dem Bewußtsein seiner hohen Mission, als er in der zweiten Schrift der Sache des Evangeliums damit glaubte genug gethan zu haben, wenn er sie durch seine heftigen Reden „wider die räuberischen und mörderischen Bauern“ von dem Vorwurf der Aufruhrstiftung zu reinigen suchte. Er mußte wissen, daß er durch diese seine einseitige Parteinahme für die Hohen und Gewalti-

gen gegen die Geringen und Niedrigen anstatt die alte Wunde zu heilen, dieselbe vielmehr vergiften würde. Es ging ihm mit den unterdrückten Bauern wie mit den unterdrückten Juden, er fühlte ursprünglich ganz richtig, daß seine Stellung ihn verpflichte, der öffentliche Sachwalt für die Einen wie für die Anderen zu sein; als aber die durch lange und schwere Ungerechtigkeit hart Gekränkten und tief Verbitterten nicht gleich seinen Rath befolgten, ließ er die Einen wie die Anderen fahren. Seine Verstimmung über die Bauern scheint mir noch in seinem harten Urtheil über den sächsischen Bauernstand vom Jahre 1527 nachzuklingen. Menschlich mochte dies sein, aber eines so hochgestellten Reformators war es nicht würdig.

Bis dahin hatte Luther so gehandelt und geredet, daß er, gleichwie Christus und die Apostel, das Herz des Volkes gewann; seine einseitige und leidenschaftliche Parteinahme für die Sache der Bevorrechteten und gegen die Sache der Niedrigen war ein erster Mißgriff, nach welchem, wie mir scheint, Luther seine feste Stellung und seinen sichern Schritt eingebüßt hat. Die alte Hierarchie war zerschlagen, man mußte auf einen neuen Bau kirchlicher Ordnung Bedacht nehmen. Luther weiß recht gut, daß die Ordnung für die, welche „mit Ernst Christen sein wollen,“ von Christus selbst (Matth. 18, 15—20) vorgeschrieben ist. Aber während er sonst, wo er eines Wortes heiliger Schrift sicher ist, vor keiner Schwierigkeit zurückweicht, verliert er hier den Muth, nach diesem klaren Wort zu Werke zu gehen und mit einem Griff die feste Ordnung und die volle Freiheit der wahren Gemeinde aufzurichten. Aber die Freiheit und Brüderlichkeit, welche diese Ordnung eben so sehr voraussetzt als immer auf's Neue begründet, ist ihm nach den Ausbrüchen einer falschen Freiheit, welchen gegenüber er seine Ruhe und Klarheit verloren hat, bedenklich und unheimlich geworden. Unter dem trüben Eindruck jener Erfahrung verwandelt sich Luther der schriftgemäße und geistliche Begriff der christlichen Gemeinde in den Begriff einer Anstalt, in welcher das Evangelium gelehrt und das Sacrament verwaltet wird, damit immer auf's Neue aus Menschen Christen werden. Das Allerheiligste wird zum Vor-

hof der Heiden gemacht, die Kirche sinkt herab zu einer Anstalt, in welcher sich eine Gemeinde der Heiligen bilden kann, während die Kirche nichts Anderes sein soll als die Gemeinde der Heiligen. Es ist klar, daß für ein solches Ding im neuen Testament weder Begründung noch Anweisung zu finden ist; eine solche Vorstellung konnte nur gefaßt werden, wenn man den reinen Geistesbegriff der Kirche, in dessen Grund Luther wurzelnd den alten Bau der verweltlichten Kirche zertrümmert hatte, mit weltlichen Elementen versetzte. Wir merken, daß eine neue Verweltlichung der Kirche im Anzuge ist. So klar immerhin Luther im Anfang geistliches und weltliches Regiment geschieden hatte, dennoch thaten Luther und Melanchthon im Jahre 1527 den verhängnißvollen Schritt, daß sie die oberste Leitung der Kirche in die Hand des Churfürsten legten; und wie ernstlich sie das meinten, gaben sie damit zu verstehen, daß sie sich auf das Beispiel Constantin's beziehen, „der nicht habe leiden wollen noch sollen die Zwietracht, so Arius unter den Christen im Kaiserthume angericht." So verdunkelt ist also hier das Auge der großen Reformatoren, daß sie nicht begreifen, daß die Ausbildung des römischen Papstthums nur möglich geworden war durch die voraufgegangene Verweltlichung der Kirche in dem byzantinischen Kirchenregiment, daß sie den Moment der kirchlichen Vergangenheit als Vorbild hinstellen, den die christlichen Stimmen des Mittelalters als den Beginn des Verderbens bezeichnet hatten! Es war eine Selbstfolge, nachdem man Constantin als Vorbild aufgestellt, daß man auch in jene verwirrende Vermischung der alt- und neutestamentlichen Zeit zurückfallen würde, welche wir mit Constantin's Staatskirchenthum gleichzeitig auftauchend gefunden haben. Luther ist schon hierin oft vorangegangen, und es wird eine ganz mundrechte Redensart der protestantischen Theologen, daß die weltliche Obrigkeit jetzt wie in Israel nicht blos die zweite Tafel der zehn Gebote, sondern auch die erste, also die Vorschriften über die Gottesverehrung aufrecht zu halten von Gott berufen sei. Man muß nun aber nicht etwa glauben, daß die Reformatoren ihre frühere bessere Erkenntniß an das neu errichtete Institut des fürstlichen Bischofsamtes verkauft haben,

Luther nennt die Fürsten „Nothbischöfe" und bezeichnet damit die Einrichtung als ein Provisorium. Melanchthon hat in dem augsburger Bekenntniß die biblische Scheidung der beiden Regimente wiederum zur kirchlichen Geltung gebracht und in der Apologie die Kirche schriftgemäß für die Gemeinschaft des heiligen Geistes und für den Leib Christi erklärt und damit jenen weltlichen Anstaltsbegriff berichtigt; ferner haben Beide über ihre späteren Erfahrungen, die sie mit dem weltlichen Kirchenregiment gemacht haben, sehr bitter sich ausgelassen. Aber durch diese Reue und diese Nachbesserungen wurde der Schaden nicht gut gemacht; man muß nämlich nicht übersehen, daß jener Fehlgriff ein bleibendes Institut begründet, welches weit schneller als zur Zeit Constantin's von den höchsten Staatsgewalten begriffen und allenthalben als eine werthvolle Zugabe der weltlichen Hoheit angeeignet wurde. Und wie es zu gehen pflegt, nachher hat man diese unter so bedenklichen Umständen entstandene Einrichtung als hohe Weisheit gepriesen, und trotz aller traurigen Erfahrungen giebt es noch heute angesehene Kirchenmänner, welche den fürstlichen Summepiskopat als ein großes Heil für die Kirche darstellen, und die Zahl derer ist groß, welche meinen, dieses Institut habe doch auch sein Gutes gehabt und habe jedenfalls nunmehr einen geschichtlichen, nicht ohne Gott gewordenen Bestand, an dem man Gewissens halber nicht rütteln dürfe. Jene unbedingten Lobredner sind meistens wegen ihrer Stellung und geschichtlichen Vergangenheit verdächtige Zeugen, und die Masse dieser ängstlichen Schutzredner bedenkt nicht, daß sie mit solchen Gründen zugleich das Papstthum vertheidigen, die Reformation dagegen verdammen. Unter diesen Umständen ist es heilige Pflicht aller derer, die einen geistlichen Verstand von diesen Dingen besitzen, die heillosen Folgen jenes falschen Schrittes der Reformatoren so lange zum Bewußtsein zu bringen, bis der Fehler wieder gut gemacht ist. Die nächste Folge dieses weltlichen Kirchenregimentes war eine unendliche Zersplitterung der einen deutschen evangelischen Kirche in so viele selbstständige Theile, als es Territorien gab, in welchen das weltliche Regiment sich zur reformatorischen Lehre bekannte. Welch eine Unnatur, daß die territorialen Gren-

zen, die früher in Deutschland fast zahllos waren, die Einheit der neu erwachten Christenheit sofort durchschneiden sollten! Welch ein unermeßlicher Schaden, daß eine Grundforderung des christlichen Bewußtseins, daß Christen eines Glaubens und Bekenntnisses sich als eine organische Einheit darzustellen und als solche zu wirken berufen sind, bis auf den heutigen Tag unter uns nicht hergestellt werden kann, weil die höchsten Regenten der christlichen Gemeinden mit souveräner Selbstständigkeit und natürlich auch mit souveräner Rivalität einander gegenüber stehen! Und wie können wir uns wundern, daß, nachdem diese Einrichtung so lange bestanden, das Bewußtsein der allgemeinen Kirche auch in wahrhaft gläubigen und frommen Gemüthern ganz oder fast ganz erstorben ist? Ferner anstatt daß, die Erneuerung der Kirche in das weltliche Regiment durch die Kräftigung des sittlichen Geistes eine heilsame Selbstbeschränkung hätte einführen können und sollen, wurde nun durch den Zuwachs der kirchlichen Oberhoheit das weltliche Regiment in seiner natürlichen Neigung zum Absolutismus bestärkt. Es war eine gerechte Vergeltung, daß dieser Absolutismus eben auf dem kirchlichen Gebiete sich sehr bemerklich machte. In der Pfalz regiert bald ein Lutheraner, bald ein Calvinist, jedesmal müssen Professoren und Pastoren nach dem Bekenntniß des Fürsten wechseln; an der Universität Jena wird von dem Herzog bald die eine, bald die andere Theologenpartei verfolgt und verjagt, in Chursachsen kommt es sogar zu grausamen und blutigen Verfolgungen der vermeintlichen Irrlehrer von Seiten der staatlichen Kirchengewalt, in Würtemberg verwaltete eine Zeit lang der Jude Süß Oppenheimer das herzogliche Kirchenregiment.

Aber es bedarf gar nicht des Hinblicks auf solche für jeden deutschen Protestanten tief beschämende und demüthigende Thatsachen, in der ordnungsmäßigen Abhängigkeit des geistlichen Amtes von dem weltlichen Regiment liegt der allertiefste Schade. Nicht umsonst sagt Christus: mein Reich ist nicht von dieser Welt (Joh. 18, 36); denn in seinem Reiche soll eine dem weltlichen Reich entgegengesetzte Ordnung herrschen (Matth. 20, 25; Luc. 22, 25). In der staatlichen Ordnung ist der Gegensatz des

Befehlens und Gehorchens wesentlich, dieser kann und darf nicht aufgehoben werden, selbst nicht in der Republik, wo die größte Freiheit und Gleichheit herrscht; wie groß aber der staatliche Gegensatz zwischen Befehlen und Gehorchen ist, erhellt daraus, daß die Befehlenden den Gehorsam zu erzwingen Macht und Pflicht haben. In der Kirche darf dieser Gegensatz nicht Platz greifen; hier sollen alle Unterschiede immerdar in das Gefühl der Gleichheit und Brüderlichkeit aufgelöst werden, und dieses Gefühl der Gleichheit und Brüderlichkeit ruht in dem Bewußtsein der einen und gleichen Abhängigkeit von dem himmlischen Herrn und Haupte. Auf diesem Grundbewußtsein ruht in der Kirche alle wahre Ordnung: was in dem Staate Befehlen ist, wird in der Kirche ein Leiten und Führen, welches von Demuth und Liebe getragen wird; und was im Staate Gehorchen heißt, wird hier ein Folgen in dem Bewußtsein der Freiheit und Selbstständigkeit. Es ist also ein ganz verschiedenes Grundgesetz in der staatlichen Ordnung einerseits und in der kirchlichen Ordnung andererseits. Nun bitte ich Sie, verehrte Anwesende, nur das Eine in's Auge zu fassen, daß bei der Unterordnung der Kirche unter das höchste Staatsregiment jedenfalls die einflußreichsten Führer des Kirchenwesens von dem Staate ernannt und eingesetzt werden. Es ist nun eine ganz natürliche Selbstfolge, daß das Staatsregiment bei dieser Wahl seinen eigenen, ihm allein geläufigen und verständlichen Maßstab anlegt, also solche Persönlichkeiten erwählt für die Kirchenleitung, in denen das Bewußtsein der Ueber- und Unterordnung in staatlicher Weise ausgebildet ist; also auf diejenigen wird die Wahl gelenkt werden, welche nach oben hin den Sinn der Unterthänigkeit, nach unten hin den Hoheitssinn kundgeben. Es werden demnach vorzugsweise und in der Regel diejenigen an die höchsten Stellen der Kirchenleitung berufen, in denen der eigenthümliche kirchliche Sinn am wenigsten vorhanden ist, dagegen werden die, welche von dem Geiste die beste Ausrüstung für die kirchlichen Angelegenheiten empfangen haben, zurückgestellt werden, weil sie dem Staate nicht die nöthige Garantie des Gehorchens nach oben und des Befehlens nach unten zu bieten

scheinen. So wird also in die oberste Leitung des Kirchenwesens eben jener fremde Geist eingeführt, den Christus so strenge abgewiesen hat. Hat aber dieser fremde Geist des weltlichen Gegensatzes erst an der Spitze des Kirchenwesens Raum gewonnen, so verbreitet er sich ganz natürlich nach unten hin, und allmälig gewöhnen sich alle Träger des geistlichen Amtes an diesen fremden Geist der Unterthänigkeit nach oben und des Herrschaftsbewußtseins nach unten, und weil beides auf dem kirchlichen Gebiete Unnatur ist, so artet die Unterthänigkeit leicht in Unterwürfigkeit und das Herrschaftsbewußtsein in Hierarchismus aus, und es dauert nicht lange, so wissen die Gemeinden geistliches und weltliches Regiment gar nicht mehr von einander zu halten, sie fühlen den Zwang in dem einen so gut wie in dem andern. Und nachdem die Hirten und Gemeinden sich unter die Bevormundung der weltlichen Gewalt begeben, legte sich das Bewußtsein der Abhängigkeit von einer irdischen Macht wie ein Bleigewicht an alles kirchliche Denken und Reden, der Geist wurde gedämpft, das Bewußtsein eines weltgeschichtlichen Berufes ging der Kirche verloren, das eben so kräftigende und anspannende wie demüthigende und reinigende Bewußtsein der Selbstverantwortlichkeit entschwand der Kirche, das Christenthum wurde eine individuelle und familiäre Angelegenheit, alles Oeffentliche und Allgemeine stand unter der Staatsleitung und wurde kirchlich und christlich nur so weit in Betracht gezogen, als das weltliche Kirchenregiment dasselbe mit seinem officiellen Siegel stempelte. Dabei konnten nun natürlich die privativen Tugenden immerhin herrlich genug gedeihen, und daran hat es auch Gott sei Dank unter uns nicht gefehlt, aber dem großen geschichtlichen Leben gegenüber, für welches das Salz der Erde immerdar nothwendig ist, wenn es nicht von Fäulniß angesteckt werden soll, hatte die Kirche freien Blick und frischen Muth verloren. Und es konnte nicht fehlen, daß bei solcher Lage die evangelische Geistlichkeit im Vergleich mit der katholischen in einen gefährlichen Nachtheil gerieth. So lange die Reformatoren sich lediglich auf den Geist und das Wort Gottes stützten, hatte ihr Wort einen so zuversichtlichen, freudigen, sieghaften Ton, daß Alles, was dagegen vorgebracht wurde, matt und lahm erschien.

Als aber die protestantischen Theologen und Pastoren dem weltlichen Regiment unterstellt waren, und dagegen die römischen Sprecher und Schriftgelehrten die geschichtliche Macht eines geistlichen Staates im Rücken hatten, änderte sich das Verhältniß. Alle Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit konnte den protestantischen Theologen den zuversichtlichen Volkston nicht verschaffen, den die Päpstlichen, gestützt auf die Hierarchie, mehr und mehr zu gewinnen wußten und in welchem sie auch heute bei Weitem jenen überlegen sind.

Was aber noch schlimmer war, unter dem Druck des staatskirchlichen Regimentes wurde die Anschauung Christi verfälscht. Die Reformation hatte wiederum Ernst gemacht mit der geschichtlichen und menschlichen Auffassung Christi. „Je tiefer du Christum in das Fleisch ziehest, desto tröstlicher ist es", hatte Luther gesagt. Auf diesem Wege giebt es hochnöthige und segensreiche Arbeit. Christus wird im neuen Testament mit Nachdruck als Mann bezeichnet (Joh. 1, 30; Apostg. 17, 31; 2. Kor. 11, 2), als König und David's Sohn war Mannhaftigkeit seine Pflicht und Tugend (1. Kön. 2, 1), und wir haben gesehen, daß Jesus, wenn man nur den geschichtlichen Weg seines Wirkens und Leidens mit Aufmerksamkeit verfolgt und sich nicht durch die doctrinären Vorurtheile zur Rechten und zur Linken gefangen nehmen läßt, sich wirklich als den mannhaften Helden ohne Gleichen offenbart. Als einen heldenhaften königlichen Mann haben den Heiland auch die ersten Christen betrachtet. Sie selbst stehen im Kriegsdienst, Clemens von Rom nennt die Apostel „die Athleten", Origenes bezeichnet die Märtyrer als „die Krieger, welche das Heer des Argen vertilgen", und dem Leiden und Sterben Christi ertheilt der eben Genannte trotz seiner sehr mangelhaften Christologie das Prädicat „einer überschwänglichen Hochsinnigkeit und göttlichen Seelengröße", und ihn selbst nennt er „den Herrn, den Gewaltigen und den Starken in dem Kriege gegen das Arge." Diese urchristliche, mit der richtig verstandenen neutestamentlichen übereinstimmende Auffassung Christi finden wir wieder in einem der ältesten Denkmäler des deutschen Christenthums, in dem altsächsischen

„Heiland“. Hier erscheint Christus nicht blos dem Titel nach, sondern in leibhaftiger Gestalt als König und Held, seine Jünger sind die treuen Mannen, und was er erzielen will, ist nicht blos die Schöpfung neuer Gedanken und Gefühle, sondern die Errichtung eines neuen wirklichen Reiches. Alles ist hier auf Freiheit, Selbstständigkeit und Mannhaftigkeit angelegt, obgleich die Mittel der Erkenntniß mangelhaft sind. Es finden sich hier die Grundzüge wahrer Geschichtlichkeit, hier ist wirklich kräftiges Leben und Bewegen der evangelischen Geschichte von innen her. In diesem Gedicht ist der wirkliche geschichtliche Christus in dem Geiste deutscher Gesinnung und deutscher Sprache erfaßt und dargestellt; er ist nicht der Christus der verweltlichten Kirche, denn hier ist nicht List noch Gewalt, wie in Byzanz und Rom, auch nicht der Christus der entweltlichten Kirche, denn anstatt mönchischer Passivität waltet hier Selbstbewußtheit und Thatkraft. Wo ist nun dieser wahre und ächt deutsche Christus seit dem neunten Jahrhundert geblieben und hingekommen? Er ist leibhaftig wieder erstanden in dem eben so frommen als kühnen Schlachtliede Luther's, wo Christus wieder erscheint als der himmlische Feldherr auf dem Plan, auf dem der große Entscheidungskrieg der Welt geführt wird. Aber seitdem die Kirche den Churfürsten und Herzogen, den Magistraten und Reichsgrafen unterthan geworden, haben die Theologen Mühe und Fleiß gewendet an die subtilsten Untersuchungen über christologische Einzelheiten, aber jenes große neutestamentliche und deutsche Bild Christi haben sie aus den Augen verloren; sie haben keine Anschauung von dem Leben und Wirken Christi, weil sie kein Verständniß von seinem Verhältniß zum Volke haben, alles Gewicht legen sie auf das Leiden, aber da ihnen das Wirken nicht vorangeht als Bedingung und Erklärung des Leidens, so macht das Leiden einestheils den Eindruck der Schwächlichkeit und Weichlichkeit, denn ein Leben, von vornherein zum Leiden und Sterben prädestinirt, macht den Eindruck schwächlicher Gehaltlosigkeit. Anderntheils wird das Leiden und Sterben als Ursache und Bedingung der Versöhnung und Erlösung gefeiert. Aber insofern es dieses ist, wird es aus der geschichtlichen Causalität und Menschen-

ähnlichkeit herausgehoben und in das Jenseits verlegt. Damit ist aber die Anschaulichkeit und Vorbildlichkeit aufgehoben und die Nachfolge unmöglich gemacht. Dieser theils weichliche, theils transscendente Christus paßte vortrefflich für das neue Staatskirchenthum, von ihm konnte man allerlei stille, häusliche und gesellige Tugenden lernen, für das öffentliche Leben dagegen hatte er durchaus nichts Beunruhigendes, man konnte immerhin „Eine feste Burg" singen, aber jene kühnen Appellationen an den Herrn Zebaoth, mit denen Luther so oft den Papst, Kaiser, Könige, Fürsten und Herren zittern gemacht hatte, sie waren nun in das stille Register frommer Reminiscenzen eingereiht. Das große Christusbild der heroischen Zeiten der Kirche, jenes Bild, welches das Volk versteht, welches das Volk begeistert, erhebt und ihm einen neuen Lebensgehalt mittheilt, fand in den Dogmatiken und Katechismen, in den Predigten und Liedern der staatskirchlichen Theologen keine Stelle mehr. Auch die große Passionsmusik von Bach schmelzt die Seele, aber kräftigt und stählt sie nicht. Und eben deswegen wurden neben aller Ehrwürdigkeit und Bravheit, an der es der deutsch-evangelischen Geistlichkeit und Christenheit zu keiner Zeit gemangelt hat, die großen Tugenden, wie Muth und Standhaftigkeit auch der drohenden Gewalt gegenüber, Liebe und Selbstverleugnung für Volk und Vaterland, für Freiheit und Recht, Haß und Abscheu gegen solche Gestalten des Bösen, die von der Zeit besonders in Schutz genommen werden, welche Tugenden geeignet sind, das öffentliche Leben eines Volkes auf der göttlichen Bahn vorwärts zu bewegen, diese wurden nicht gepflegt. Andererseits konnte es nicht fehlen, daß den herrlichen stillen Tugenden Demuth, Geduld, Ergebung, Versöhnlichkeit unter dem Einfluß des entstellten Christusbildes gar leicht die Blässe einer unchristlichen Schwächlichkeit angekränkelt wurde, und was noch schlimmer war, daß es den schleichenden Lastern der Feigheit und Niederträchtigkeit leicht und bequem gemacht wurde, den Schafpelz christlicher Sanftmuth und Frömmigkeit umzuhängen. Mit einem Wort, die Errichtung des staatlichen Kirchenregimentes hat einen großen Theil der Hoffnungen, welche die Anfänge der Reformation für die sittliche Erhebung der deutschen Nation erweckten, vereitelt.

Mit dem Fehler der Einsetzung des fürstlichen Bischofsamtes hing genau zusammen ein anderer eben so verhängnißvoller Fehlgriff, den wir gleichfalls auf Luther zurückführen müssen. Kaiserliches Kirchenregiment und Fixirung des Bekenntnisses im Buchstaben fielen dereinst zusammen und bedingten sich wechselsweise, denn sollte der Kaiser das Heft der Kirchenleitung führen, so mußte der einigende Geist die weltliche und handgreifliche Form eines geschriebenen Buchstabens annehmen, und andererseits, sobald das Bekenntniß Buchstabe geworden, sobald es nicht vom belebenden Geist in jedem Augenblicke getragen wurde, mußte es von außen geschützt und aufrecht erhalten werden, der Bekenntnißbuchstabe bedurfte allewege des Schutzes von Seiten des weltlichen Armes. Mit der neuen Verweltlichung der Kirche in dem fürstlichen Kirchenregiment kam auch diese Verweltlichung des Bekenntnisses auf. Denn etwas Anderes ist doch im Grunde der confessionelle Hader zwischen Lutheranern und Reformirten nicht. Ich halte es in dem Abendmahlsstreit mit Luther gegen Zwingli, aber ich bestreite Luther und seinem Anhang das Recht, ihre Lehre dergestalt zu kanonisiren, daß sie den nach Maßgabe derselben irrenden evangelischen Brüdern die Gemeinschaft versagten, und schließlich diesen Gegensatz durch den Buchstaben dergestalt befestigten, daß derselbe zum unaussprechlichen Jammer und Schaden ausgeschlagen ist. O wie gut und heilsam wäre es gewesen, wenn sie ihr in Marburg abgelegtes Gelübde, die nicht ausgeglichene Verschiedenheit der Lehre über das heilige Mahl in Geduld und Liebe tragen zu wollen, gehalten hätten! Aber wie bald hat ein tiefer Strom von Lieblosigkeit, Bitterkeit, Hader und Schmähung die evangelischen Brüder getrennt! Wie entsetzlich, daß die Lutheraner todt und theilnahmlos zusahen, als die reformirten Glaubensgenossen in den Niederlanden und in Frankreich verfolgt und zu Tausenden geschlachtet wurden! Wie himmelschreiend, daß um des Glaubens willen verjagte Brüder in lutherischen Landen gemieden wurden wie Pestkranke, weil sie das reformirte Bekenntniß hatten! Aber für schlimmer noch als dieses Alles halte ich die Blindheit und Herzenshärtigkeit, daß es noch jetzt, nachdem das reformirte Bekenntniß ein tausendfaches gött-

liches Siegel aufzuweisen hat, daß es noch jetzt Lutheraner giebt, welche die Sünde Luther's, die er selbst nach glaubhaften Zeugnissen vor seinem Ende bereut hat, wiederholen, welche noch heute es über sich vermögen, die Gemeinschaft des heiligen Mahles reformirten und unirten Brüdern zu versagen. Freilich, so lange man diesen Gegensatz wie eine weltliche Fehde behandelt, dergestalt, daß jede Partei die Fehler und Sünden der andern aufsucht und nur für die eigenen Tugenden Augen hat, für die eigenen Verschuldungen aber keine, so lange wird der Schade nicht geheilt, so lange ist auch die evangelische Kirche auf dem Rückgange. Allerdings ist die bisherige Union ein etwas nüchternes und schwächliches Ding, aber der Anfang zum Bessern ist sie trotz alledem, und wer sie stört und hindert, versündigt sich gegen die göttlichen Zeichen der Zeit. Die wahre Union wird mit Feuer getauft werden und sie wird kommen. Wenn die feindlichen Brüder zusammentreten und sich hinsetzen, um die Annalen ihres Krieges mit einander durchzugehen und mit ihren gemeinsamen Thränen die Schandflecken ihrer beiderseitigen Missethaten auszulöschen, dann wird der Geist der Liebe die kalten Herzen erweichen und die Getrennten zusammenschmelzen.

Also die neue Verweltlichung ist Territorialismus, nach welchem der oberste Herr des Bodens der höchste Regierer der Kirche ist, und Confessionalismus, der den trennenden Bekenntnißbuchstaben als Scheidewand zwischen den Kindern der Reformation aufrichtet. Der Territorialismus hat den Muth gebrochen, der Confessionalismus hat die Liebe ertödtet. Die Jesuiten saßen nun und beobachteten mit scharfem Auge den Gang des Protestantismus, sie nahmen Act davon, daß der protestantische Muth den Weltmächten gegenüber zahm geworden, ja vielfach zum Servilismus herabgesunken war; daß innerhalb der evangelischen Christenheit die zelotische Wuth wie ein heiliger Wahnsinn die besten Kräfte verzehrte und die, welche auf einander zu gegenseitigem Schutz und Trutz angewiesen waren, immer mehr entzweite und entfremdete; daß die große populäre Sache der Reformation durch solchen Rückgang zu einer Fürsten- und Theologen-Angelegenheit heruntergekommen war, wofür das Volk sich nicht

16*

mehr begeistern konnte. Und als nun diese weltklugen Diplomaten des Papstthums den Protestantismus hinlänglich geschwächt und zerrissen glaubten, hetzten sie die weltlichen Schutzmächte der päpstlichen Kirche auf den deutschen Protestantismus. Es kam die furchtbare Gottesgeißel des dreißigjährigen Krieges über unser Volk. Dieser Krieg brachte Deutschland an den Rand des Abgrundes und deckte den tödtlichen Riß auf, den die Glaubensspaltung in unserem Volke angerichtet. Da wir noch fortwährend unter diesem Risse nicht blos leiden, sondern die nationale Zukunft fortwährend dadurch gefährdet wird, so ist wohl klar, daß hier eine Schuld vorhanden ist, die noch nicht gesühnt worden ist. Und ich bin des Dafürhaltens, daß diese Sühnung nicht eher wird geleistet werden, als bis der Protestantismus den auf ihn fallenden Antheil willig zugesteht und nach Kräften wieder gut zu machen strebt. Jedoch meine ich das nicht so, wie es einige Halb-Protestanten uns einreden wollen, als ob Luther den Bruch zu jählings vollzogen und wir nun durch Einlenken und Nachgeben diese Schroffheit wieder auszugleichen hätten. Nein, nicht die Strenge und Stärke des Protestantismus ist seine Schuld, sondern mit seiner Erschlaffung hat er sich nicht blos gegen sich selbst versündigt, sondern auch gegen die katholischen Brüder. Nach dem glaubensmuthigen Programm seines Anfanges war der Protestantismus verpflichtet, jenen Christen, die sich nicht getrauten den alten Bau der mittelalterlichen Kirche zu verlassen, weil sie noch keinen besseren vor Augen hatten, thatsächlich zu zeigen, daß sich die Erneuerung der Kirche auf rein geistige und freiheitliche Weise durch Kraft des Geistes und Wortes verwirklichen lasse. Diese Herstellung der Kirche auf der Grundlage der durch Christus befreiten Gemeinde der Gläubigen und Heiligen, diese vollendete Thatsache hätte erst die reine Scheidung zwischen Glauben einerseits und Aberglauben und Unglauben andererseits herbeigeführt. Wäre nun Luther mit den Seinen immer in der hohen Stimmung und Verfassung geblieben, die er so unübertrefflich schön mit den Worten beschreibt, „sich keines Dinges zu entsetzen und keines Dinges zu getrösten,“ dann hätte dieser Neubau nach dem ächten Grundriß des ursprünglichen

Reformationsgedankens gelingen müssen. Freilich wäre er äußerlich nicht sehr imponirend ausgefallen, aber dafür hätte er eine desto größere Anziehungskraft für alle aufrichtigen Gemüther gehabt, und daß es manche unsaubere Gemüther abgestoßen hätte, wäre ihm nur zum großen Gewinn geworden. Dieser Neubau ist nicht zu Stande gekommen, man verwarf den ächten Grundriß, man baute in Eile nach einem unreinen, gemischten Styl. Schon als zum ersten Mal die evangelische Kirche als geschlossene Gemeinschaft auf der großen Weltbühne sich darstellte, nämlich auf dem augsburger Reichstage 1530, mußte ein Umstand auf den christlichen Sinn einen verwirrenden Eindruck machen. Nämlich diese neue evangelische Kirche stellte sich ausschließlich dar in solchen Repräsentanten, welche innerhalb ihres Bereiches die höchste weltliche Macht inne hatten. Wie konnte der Eindruck abgewendet werden, daß das neue kirchliche Bekenntniß, welches nur von Fürsten und Ständen unterschrieben war, zugleich eine politische Opposition und Demonstration bedeute? Als nun aber gar die Landesherren und Magistrate vermöge ihrer weltlichen Hoheit als „die hervorragenden Glieder der Kirche" galten, wie Melanchthon sich einmal höchst ungeschickt ausdrückt, und in Folge dessen die oberste Leitung der evangelischen Landeskirche besaßen, was sollten aufrichtige Katholiken von solcher Einrichtung der neuen Kirche denken? Wie? ist denn überhaupt eine christliche und kirchliche Qualität abhängig von Geburt, Erbschaft oder Stand? Werden nicht die Christen nach dem alten Spruch darum wiedergeboren, weil sie nicht geboren werden? Wird denn nicht dieser urchristliche Grundsatz durch jenes Institut eines geborenen, erblichen, weltamtlichen Rechtstitels auf den ersten Sitz in einer Landeskirche thatsächlich vernichtet? Und was soll man sich dabei denken, daß die protestantischen Theologen die Lehre von der Erbsünde den Katholiken gegenüber zu schärfen sich bemühen, während die mildeste Fassung dieser Lehre durch jenes Kircheninstitut immerdar verleugnet wird? Ist es doch in diesem Betracht weit christlicher und vernünftiger, daß die Einsetzung des katholischen Kirchenoberhauptes nicht auf Geburt und Stand, sondern auf Wahl beruht.

Daß die Vertreter der protestantischen Kirche an dem unsäglichen Jammer des dreißigjährigen Krieges nicht ohne Schuld gewesen sind, kommt auch während dieses Krieges selbst zu Tage. An zwei hervorragenden Beispielen will ich zeigen, wie weit die gefeiertsten Theologen von dem ursprünglichen Sinne Luther's verschlagen waren, wie sie namentlich auch die leiseste Fühlung mit dem Volksleben verloren hatten. Beichtvater und Hofprediger des sächsischen Churfürsten während der ersten Zeit des dreißigjährigen Krieges war Matthias Hoe von Hohenegg. In welchem Maße derselbe dem lutherischen Fanatismus ergeben war, mag man daraus schließen, daß er eine Schrift herausgab, in welcher er nachgewiesen haben wollte, daß „die Calvinisten in neunundneunzig Punkten mit den Arianern und Türken übereinstimmen." Obwohl nun dieser Mann auch mehrere Werke gegen das Papstthum geschrieben, stand er in vertrautem Verkehr mit dem Kaiser Ferdinand und seinem Hofe während des Krieges, bewog seinen Churfürsten, auf die Seite des Kaisers zu treten, weil man „die calvinische Lehre, die voller Gotteslästerungen sei, nicht schützen dürfe." Und dieser Oberhofprediger erwarb, während ganz Deutschland darben mußte, Kleinodien, ein schönes Vermögen und vier Landgüter; er hatte einen Collegen, gleichfalls Hofprediger, der in einem noch erhaltenen Briefe sich beklagt, daß ihm sein Gehalt nicht ausbezahlt werde und er deshalb nicht im Stande sei, sich nur ein Pfund Fleisch zu kaufen. Der gelehrteste und beliebteste unter den orthodoxen Dogmatikern der lutherischen Kirche ist Johann Gerhard, dessen Zeit gleichfalls mit dem schrecklichen Kriege zusammenfällt. Er bekleidete das einflußreiche Amt eines Seniors der theologischen Facultät zu Jena. Aber bei allem Ansehen und aller gelehrten Rechtgläubigkeit war Johann Gerhard ein schwacher Charakter. Er nannte Johann Arndt seinen geistlichen Vater, als dieser aber verketzert wurde, hatte er nicht den Muth, den frommen Mann mit seinem mächtigen Schilde zu decken. Der Churfürst von Sachsen wandte sich an die theologische Facultät zu Jena mit der Gewissensfrage, was in Ansehung des Krieges zwischen dem Kaiser und den Protestanten vor Gott Rechtens sei. Der große

Dogmatiker wußte auf diese Lebensfrage des deutschen Protestantismus keine Antwort. Dagegen war er stets bereit, Gutachten über Lehrfragen abzugeben, und diese haben ihn reich gemacht; durch den Krieg hatte er Tausende verloren, aber kurz vor seinem Tode, noch mitten im Kriege, gestand er, daß er jetzt wieder mehr besitze als früher. Es kann doch unmöglich mit rechten Dingen zugehen und deutet doch auf eine bitterböse Wurzel, daß, während die deutschen Protestanten um ihres Bekenntnisses willen bluten und betteln, zwei Männer auf hohen Stühlen, deren ganzer Beruf in der Vertheidigung des Protestantismus besteht, zu ungewöhnlichem Reichthum gelangen!

Wunderbar ist es, daß das deutsche Volk aus der Zerstampfung dieses Religionskrieges doch wieder emporgekommen ist. Die unverwüstliche Zähigkeit unserer Nation, oder vielmehr Gottes Erbarmen mit unserem Volke, hat es bewirkt, daß nach einer solchen entsetzlichen Katastrophe noch Lebensfähigkeit für eine bessere Zukunft übrig geblieben ist. Unter all' den theologischen Zänkereien, unter all' den Greueln des Religionskrieges hatte sich im Stillen, in den Gemüthern und Häusern, der Segen der Reformation erhalten, und es zeigte sich, daß nach der furchtbaren Erschlaffung und Erschöpfung eben diese Kraft noch am lebendigsten und wirksamsten geblieben war. Diese religiöse Lebenskraft offenbart sich freilich zunächst in einer unvollkommenen und einseitigen Weise. Der neuen Verweltlichung der Kirche tritt eine neue Entweltlichung des christlichen Sinnes entgegen. Denn diese freudige Zuversicht, Freiheit und Kraft, mit welcher Paulus und Luther dem großen Weltleben gegenüber stehen, kommt nicht sofort zum Vorschein, es ist wiederum eine Art Furcht und Flucht vor der Welt, in welcher sich die neue Bewegung zeigt, jedoch nicht von jener mönchischen Unproductivität, sondern sofort mit dem regen Streben verbunden, auf gewisse Gebiete des Weltlebens einzuwirken. Zwei Erscheinungen sind es, welche diese Entweltlichung in deutsch-protestantischer Form darstellen: der Pietismus und der Herrnhutianismus; die Form des ersteren ist eine Absonderung innerhalb der Staatskirche, die Form der zweiten eine Absonderung aus der Staatskirche. Der Vater des

Pietismus ist bekanntlich Philipp Jacob Spener, ein Mann viel geschmäht während seines Lebens, jetzt aber längst als Einer der lautersten Kirchenmänner aller Zeiten anerkannt. Ich habe nachgewiesen, daß Luther's Fehler daraus entstehen, daß er nicht zu einer schriftgemäßen Geschichtsanschauung hindurchgedrungen war. Man kann nun zwar nicht sagen, daß Spener dieses nachgeholt habe, aber einen leisen Anfang dazu hat er ohne Zweifel gemacht. Er bemerkt sehr richtig, daß Luther am schwächsten ist, wenn er die Propheten auslegt. Er richtet wiederum die kirchliche Aufmerksamkeit auf die Juden; er will anerkannt wissen, daß die unter uns wohnenden Juden sich mit Grund ärgern an dem Mangel der rechten Früchte des Glaubens; er bekennt sich unumwunden zu der paulinischen Hoffnung auf die Bekehrung Israels wie überall zu der altkirchlichen Hoffnung „der besseren Zeiten.“ Auf dieser verbesserten biblischen Grundlage ruhend, hat Spener ein klares Auge für die beiden Hauptschäden der kirchlichen Verweltlichung. „Die Fürsten führen eine unverantwortliche Cäsareopapiam,“ schreibt er in seinem berühmtesten Buch „Pia Desideria“, und meint mit diesem Namen die Erneuerung des byzantinischen Kirchenregiments auf protestantischem Boden. Mit besonderem Ernst hat er sodann gekämpft gegen die schlimmen Folgen des starren Buchstabenwesens und ist eingetreten für das christliche Recht der Gemeinden. Aber schöpferisch war dieser Geist nicht, bei der Erkenntniß von dem allgemeinen kirchlichen Nothstande begnügte er sich, in stillen Kreisen die Erleuchtung, Besserung, Verinnerlichung und Heiligung des individuellen Lebens zu befördern. In diesem Streben ihm gleichartig, aber praktischer angelegt, gab August Hermann Francke den Antrieb zu einer freien christlichen Thätigkeit für Besserung einzelner Schäden und Gebrechen, welche das amtliche Kirchenthum nicht heilen konnte oder wollte. Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts auf dem Wege der nichtamtlichen Wirksamkeit durch das Organ des hallischen Waisenhauses, das war das nächste Resultat dieser Bemühung, in welcher wir den ersten Impuls für die innere Missionsthätigkeit zu begrüßen haben.

Der Herrnhutianismus ist das Unternehmen eines kühnen

und genialen Mannes, der von dem Feuer der Liebe zu Christo, dem Heiland der Sünder, entflammt war. Auf dem Grund der begeisterten Liebe zu dem Heiland und der neugeweckten brüderlichen Gemeinschaft wird ohne Anschließung an die Staatskirche eine freie Gemeinde errichtet. Zwar trägt diese Gemeinde darin den Stempel der Secte, daß sie für die Erhaltung und Fortbildung der Wissenschaft weder Bedürfniß zeigt noch Raum gewährt. Aber deßungeachtet ist das Auftauchen dieser christlichen Erscheinung in einer dürren und kläglichen Zeit ein erfreuliches Ereigniß. Das Feuer des Geistes, welches hier in Reden, Liedern und Thaten ausströmt, ist ein selbstredender Beweis, daß die heilige Flamme der urchristlichen Zeiten trotz der erkältenden Einflüsse der Jahrhunderte noch nicht ausgebrannt sei.

Allein so ehrwürdig diese beiden Erscheinungen sind, die verlassene Bahn der wahren Kirche konnten sie nicht wiedergewinnen, weil sie kein christliches Verhältniß zum Volksleben haben. Der Pietismus ist noch individualistischer als Luther, der, wenn auch nicht von dem biblischen Wort getragen, doch vermittels eines gewissen Instinctes die Fühlung mit dem großen Leben zu bewahren vermag. Der Pietismus hat es in seiner Praxis immer nur mit den einzelnen Wiedergeborenen zu thun und zwischen dem Conventikel und dem Volksleben und Staatsleben giebt es keine Brücke, und die biblische Erleuchtung Spener's kam der Ausbildung des Pietismus nicht weiter zu Statten. Diese ursprüngliche Schwäche mußte sich im weiteren Verlauf immer mehr ausbilden, und so sank der Pietismus von der anfänglichen Lauterkeit Spener's und Francke's herab in ein immer matteres und gehaltloseres Wesen. Der Herrnhutianismus schied auch äußerlich aus dem geschichtlichen Zusammenhang mit dem Volksleben, und daß hier innerlich kein volksthümlicher Geist waltete, beweist Zinzendorf's unreine Sprache. Diese Enge einer Secte mußte auch allmälig die anfänglich so hohe und kräftige Begeisterung immer mehr herabdrücken.

Indessen dürfen wir einen merkwürdigen Trieb nicht übersehen, der sich auf beiden Seiten findet und auf die weltgeschichtliche Aufgabe der Kirche hinweist, nämlich den Trieb der Heiden-

bekehrung. In der Heidenmission ist ein frischer Hauch des weltüberwindenden Glaubens, und es kann uns nur freudig überraschen, daß, nachdem der deutsche Protestantismus fast ausgestorben schien, ein solches kräftiges Lebenszeichen in Herrnhut und Halle zu Tage tritt. Jedoch auch in diesem eigens auf Weltüberwindung gerichteten Werke kommt jener Mangel zum Vorschein. Das Vorbild aller Heidenmission ist und bleibt der Apostel und Lehrer der Heiden. Dieser ist dadurch befähigt, auf die Völker bekehrend und umbildend zu wirken, daß er trotz aller unsäglich bittern Erfahrung an seinem ungläubigen und verstockten Volk so sehr festhält, daß selbst seine Arbeit an den Heiden in seiner weitesten Fernsicht ihm als eine Thätigkeit an seinem eigenen Volke erscheint. Durch diese in der Liebe Christi sich immerdar erneuernde Selbstversenkung in sein angestammtes Volk, ist es dem Apostel möglich, die einzelnen Heiden aus dem Zusammenhang ihrer nationalen Verderbtheit herauszureißen und sie dann im nächsten Augenblick nicht als losgerissene Individuen, sondern als Repräsentanten ihres geheiligten Volksthums hinzustellen. Nur dadurch, das kann man unserem atomistischen Kirchenthum nicht oft genug predigen, nur dadurch sind die paulinischen Heidengemeinden Träger einer neuen Völkergeschichte geworden. Diese Salbung mit der geistlichen Kraft der Nationalität ist es, was der Ausrüstung jener ersten protestantischen Missionare fehlte. Ihr Ausgehen ist verbunden mit dem Verzagen und Verzweifeln am eigenen Volk, sie kommen in die Welt der Völker, ohne daß sie ihr eigenes Volk im Herzen mitbringen, wie wollen sie nun ohne dieses nationale Grundschema ein fremdes Volk in seinen Tiefen, d. h. in seinen volksthümlichen Anlagen und in seinen volksthümlichen Sünden verstehen? Sie können wohl einzelne Seelen bekehren, indem sie sie aus ihrem nationalen Götzendienst und Verderben herausreißen, aber diesen eine Brücke zu bauen, auf welcher sie wiederum zu ihrem angestammten Volksthum zurückgelangen, indem sie sie weihen und heiligen zum Vorbilde ihrer zurückgebliebenen Volksgenossen, das verstehen sie nicht.

X.
Der Nothstand der kirchlichen Gegenwart, oder die Macht des römischen Papstthums und die Ohnmacht des deutschen Protestantismus.

Vor zweihundert Jahren hat Spener gesagt: „solche Macht, welche Gott dem Papstthum verhänget, ist uns ein gewisses Zeugniß, daß unsere Kirche sämmtlich nicht in dem rechten Stande sich befindet.“ Dieses Wort ist niemals beherzigenswerther gewesen, als in diesem Jahre. Darum soll dieses Wort uns auch heute bei der Betrachtung der kirchlichen Gegenwart als ein ehrwürdiger und bewährter Führer dienen: zuvörderst soll dies Wort Spener's mich rechtfertigen, wenn ich es nicht für nöthig halte, Sie, verehrte Zuhörer, weder in die literarischen Kämpfe der Rationalisten und Supranaturalisten, noch in die Werkstatt der kleinen kirchlichen Thaten und Unthaten der neueren Zeit hineinzuführen. Der ehrwürdige unparteiische Zeuge, der vor zweihundert Jahren seine Wünsche und Rathschläge für die Kirche geschrieben hat, giebt uns den richtigen Gesichtspunkt an, nach welchem wir die Signatur dieses Jahres, für welches der Papst ein allgemeines Concilium ausgeschrieben, in welchem der Papst die Protestanten öffentlich anzusprechen und zu ermahnen sich unterfangen hat, zu beurtheilen haben. Nach diesem Gesichtspunkt müssen wir sofort erkennen, daß diejenigen sich irren, welche der Meinung sind, daß der Protestantismus in den letzten Menschenaltern nach Ueberwindung des rationalistischen Unglaubens wiederum zu sich selbst gekommen, und nunmehr sich auf der richtigen Bahn befinde, um sein Werk zu vollenden. Es soll natürlich nicht geleugnet werden, daß in diesen Zeiten manches Löbliche und Rühmliche in Wort und Werk geleistet worden ist, aber das Hauptzeichen der kirchlichen Gegenwart mit jener Unterschrift Spener's ist uns ein vollgültiger Beweis, daß der verhängnißvolle Rückfall, dessen traurige Spuren wir das letzte Mal betrachtet haben, noch immer nicht kann überwunden sein.

Stimmt doch auch mit jenem Worte Spener's das Ergebniß, welches unsere bisherige kirchengeschichtliche Uebersicht uns vermittelt hat, vollkommen überein. Die Betrachtung des individuellen und socialen Anfanges der neuen Welt, die Betrachtung der Reformation als der Erneuerung dieses Anfanges hat uns gelehrt, daß das Christenthum sich ankündigt und bewährt als die ausschließlich durch Geist und Wort wirkende völkerbekehrende Weltmission. Auf der Höhe dieses geschichtlichen Standpunktes wollen wir uns auch bei der Betrachtung der kirchlichen Gegenwart behaupten und uns das Recht nicht nehmen lassen, über Manches hinweggehen zu dürfen, was an sich beachtenswerth genug sein mag, aber für die großen Hauptfragen, die wir in's Auge zu fassen haben, zu wenig austrägt.

Jedoch eine kirchliche Persönlichkeit giebt es, welche zwischen unserer Gegenwart und jenen zuletzt betrachteten Zeiten stehend den ganzen Zwischenraum beleuchtet und eben darum von uns nicht darf außer Acht gelassen werden. Ich meine nämlich Schleiermacher. Die Reformation hatte die Welt von dem hierarchischen Joch befreit, es war jedoch diese Befreiung der Welt durch die spätere Entwickelung des Protestantismus mannichfach verkümmert worden. Als nun hauptsächlich vor der höheren Instanz des Pietismus der territorialistische und confessionalistische Trotz des rückläufigen Kirchenthums zusammenbrach, ohne daß der Pietismus im Stande war, im Ganzen und Großen einen neuen Anfang zu gründen, da machte sich das Weltbewußtsein von dem bestehenden Kirchenthum los und ging seine eigenen Bahnen. Innerhalb der Theologie wurde der bisher vernachlässigte und zurückgedrängte Vernunftgehalt des Christenthums einseitig zur Hauptsache gemacht, und auf dem außerkirchlichen Gebiet erzeugte das emancipirte Weltbewußtsein im Denken, Dichten und Staatsleben neue Kräfte und Werke. Man ist kirchlicherseits gewöhnlich sehr geneigt, dieses Alles als einen Abfall vom Christenthum, als ein ausgemachtes Anti-Christenthum anzusehen. Das ist grundfalsch und verräth einen sehr unchristlichen Sinn. Ein Abfall vom Christenthum, ein Anti-Christenthum hat immer zur nothwendigen Voraussetzung das thatsächliche Vorhandensein des

lebendigen Christenthums. Kaiphas und Judas sind immer nur da, wo der lebendige und wirkliche Christus redet und handelt. Jene Emancipation des Weltbewußtseins ist aber nicht hervorgerufen durch die Kraft des Christenthums, sondern durch seine Schwäche und Ohnmacht. Jene Verkläger wollen sich sehr unchristlicherweise das beschämende Geständniß ersparen, daß Orthodoxismus und Pietismus Krankheitszustände gewesen sind an dem kirchlichen Leibe; erst wenn man dieser bittern Wahrheit die Ehre giebt, kann man jene Zeiten des emancipirten Weltbewußtseins gerecht beurtheilen. Man wird von diesen Zeiten sagen müssen, daß sie im Ganzen den Charakter des unbewußten Christenthums an sich tragen, und wenn ihnen dieses Urtheil einerseits zur Entschuldigung gereicht, so bezeichnet es andererseits sehr bestimmt ihre Schwäche. Das unbewußte Christenthum ist Cisternenwasser, das nur eine Weile vorhält. Wenn nicht wiederum der ewige Brunnquell des in Christo beschlossenen Lebens aufgethan worden wäre, jenes unbewußte Christenthum wäre versiegt und der altheidnische Naturgrund hätte seine wilden Wasser wiederum über das ganze Leben des Volkes ausgeströmt. Daß jenes geschehen und dieses nicht geschehen, verdanken wir Gottes Gnade, sollen wir aber für diese hocherfreuliche Wendung einen menschlichen Namen nennen, so ist es kein anderer als der Schleiermacher's. Derselbe wurde an dem geheimsten Orte der kirchlichen Entweltlichung, nämlich in dem Schoß der Brüdergemeinde erzogen und hier mit dem Feuer der Heilandsliebe getauft. Diese Geistessalbung hat er nicht verloren bis zum letzten Hauch. Aber gleichwie Luther ist er aus der engen Zelle herausgetreten und hat die Weiten und Tiefen der Welt kennen gelernt. Als er aber auf den Wogen des Weltlebens zu sinken begann, da hat ihn Christus mit starkem Arm emporgehalten. Dieser nun hat das ganze Weltleben, vor welchem der Pietismus und Herrnhutianismus in Angst und Flucht begriffen war, umfaßt und zurückerobert, aber nicht mit der ungeistlichen Macht des Zwanges, sondern mit der Macht des freien christlichen Geistes, der hier zum ersten Mal zeigte, wie das gesammte Weltleben nach allen Dimensionen hin durch Christus

geheiligt und zugleich bestätigt werde, der hier zum ersten Mal ein allumfassendes, christlich-ethisches System geschaffen hat. Es war das auch eine weltüberwindende That, es war eine aus der engsten kirchlichen Entweltlichung durch die Kraft des urchristlichen Geistes erzeugte weltgeschichtliche Macht, aber freilich noch innerhalb der Schranke der Schule, nicht auf dem Plan des öffentlichen Lebens. Indessen eine nicht geringe Wirkung mußte doch diese von dem weltgeschichtlichen Geiste des Urchristenthums und Urprotestantismus zeugende Kraft des Gedankens und Wortes in der deutschen Welt hervorbringen. Daß aber nicht eine wirkliche Erneuerung der protestantischen Kirche erfolgte, das hat jener Meister selber deutlich genug bezeugt, und Keiner war berufener, dieses Zeugniß abzulegen, denn Keiner hatte so viel gewirkt. Schleiermacher hat auch schon alles das im Wesentlichen gekannt, was seitdem auf dem kirchlichen Gebiet sich gezeigt hat, namentlich das, was man das „Hinausgeschrittensein über Schleiermacher" zu nennen pflegt. Er hat nun Zweierlei bezeugt, einmal hat er gewarnt, daß man nicht glauben dürfe, wie damals Viele meinten, daß der Gegensatz zwischen der evangelischen und römischen Kirche bereits in der Ausgleichung begriffen sei; sodann, daß die Hoffnungen eines neuen Lebens innerhalb der protestantischen Kirche, wenn nicht bald ein freierer und kräftigerer Geist erwache, „taube Blüthen" gewesen und „die schöne Morgenröthe nur Unwetter" bedeutet habe. Daß das erste Zeugniß Wahrheit hat, wird im Jahr 1869 Niemand in Abrede stellen, und was das zweite betrifft, so kann es auch nur von denen beanstandet werden, welche das bestehende Kirchenthum mit weit größerer Leidenschaft als Besonnenheit zu vertheidigen pflegen. Ich darf aber hier die Frage nicht umgehen, ob nicht vielleicht der große Theologe, dem so viel gegeben war, sich selber anzuklagen hatte, daß nicht jener verheißungsvolle Frühling bessere Früchte getragen hat? Und ich sehe mich nach langem und scharfem Nachdenken über diese Frage genöthigt, dieselbe zu bejahen. Kein Moment des bestehenden Kirchenthums erregte so sehr den Unwillen und Eifer des schleiermacherschen Geistes, wie die Vermählung der freigeborenen Kirche mit dem Zwang des Staates. Die Christen-

heit wird nicht wieder vergessen das gewaltige Wort, welches er über dieses Mißverhältniß in den Reden über Religion gesprochen hat. Den Grundsatz, daß Kirche und Staat nur gedeihen, wenn sie nicht in trüber Vermischung sich vereinigen, sondern in gegenseitiger Anerkennung der Selbstständigkeit auf beiden Seiten neben einander hergehen, diesen Grundsatz hat er auch bis an's Ende behauptet und vertheidigt. Aber in diesem Punkt war das Lehren nicht ausreichend, hier mußte Schleiermacher zum öffentlichen Handeln übergehen. In dem Agendestreit kam er in Conflict mit dem staatlichen Kirchenregiment. Er hat nun diesen Conflict so erledigt, daß er nothdürftig sein individuelles Gewissen zu retten sich getraute. Er mußte aber wissen, daß er nach der ihm von Gott in der Kirche angewiesenen Stelle berufen war, diese Angelegenheit principiell zu behandeln und daher an die reine Lösung in einer entscheidungsvollen Zeit die ganze Existenz zu setzen. Eine solche Auffassung jener Angelegenheit und ein demgemäßes Handeln hätte die ganze Theologie Schleiermacher's vor den Augen unseres Volkes auf den Leuchter gestellt; während jetzt dieses große Geisteswerk für die meisten Theologen und für alle Gemeinden eine Hieroglyphe geblieben ist. Dieser beklagenswerthe Fehler Schleiermacher's hängt im letzten Grunde ähnlich wie bei Luther mit dem Mangel an Verständniß für die biblische Geschichtsauffassung zusammen. Ich halte es zwar für richtig, daß Schleiermacher der am meisten historische Theologe in neuerer Zeit gewesen ist, wie Lücke einmal gesagt hat; denn die Hauptzüge der Gegenwart hat Niemand mit solcher Klarheit und Sicherheit durchschaut wie er. Aber um einen gewordenen und verfesteten Thatbestand, der sich als Hinderniß des Geistes ausweist, auf rein geistigem Wege zu berichtigen oder zu beseitigen, dazu ist erforderlich ein festes Eingefügtsein des Bewußtseins in das großartige System der Zeiten und Völker, welches uns die Bibel aufschließt. Schleiermacher fand wie Luther den Zugang zur Bibel in den Schriften des Paulus, aber eben so wenig wie Luther folgt auch er dem Heidenapostel in seiner universalhistorischen Weltanschauung. Jetzt steht es nun so, daß das, was von jenem großen Geiste in einem günstigen Zeitpunkt ver-

säumt worden, in schwereren Zeiten nachgeholt und ausgeführt werden muß durch vereinte Kraft von Vielen.

Wenn ich nun mich anschicke, der kirchlichen Gegenwart in's Angesicht zu schauen und den vorliegenden Nothstand zu beschreiben, so fühle ich die ganze Verantwortlichkeit dieses Thuns. Da ich der Meinung bin, daß Niemand es wagen darf, öffentlich und unumwunden die Klage über die Noth der kirchlichen Gegenwart zu erheben, der nicht seinen Beruf dazu nachzuweisen im Stande ist, so halte ich mich verpflichtet, Ihnen, hochgeehrte Zuhörer, diese Nachweisung zu geben. Für denjenigen, der mit gutem Gewissen will öffentlich Zeugniß ablegen von den Schäden und Gebrechen der gegenwärtigen Kirche, ist es nicht genug, daß er mehrere Jahre lang die wirklichen Zustände in ihrem Zusammenhang mit Ernst in dem Licht des göttlichen Wortes beobachtet hat, er muß sich an der Heilung der Schäden mit ganzer Seele und Kraft betheiligt haben, er muß mit ihnen handgemein geworden und das Maß ihrer Verderblichkeit an sich selber erfahren haben. Was nun mich betrifft, so habe ich auf offenem Plan mit den Waffen des Geistes gegen die Finsterniß des gegenwärtigen Kirchenthums seit mehr als zwanzig Jahren gekämpft und bin in Folge dessen seit zwölf Jahren ein Gegenstand der Verfolgung, ein Gegenstand einer sehr verbreiteten Verdächtigung, Verketzerung und Verlästerung. Es ist falsch, wenn man meint, daß die Verdächtigung und Verfolgung gegen mich lediglich in einzelnen Persönlichkeiten und in den Mängeln einer einzelnen Landeskirche begründet sei. Die Kirche Christi ist nicht ein mechanisch zusammengesetztes Ding mit abgetheilten Fächern, sondern ein unvergleichlich feiner und geistiger Organismus von einheitlichem Leben. Wenn hier irgendwo Krankheit zum Tode ist, dann ist gewiß anderswo nicht lauter gesundes Leben; wenn es irgendwo in der Kirche mitternächtlich ist, dann ist anderswo gewiß nicht lauter Licht. Ich habe es seit Jahren mit öffentlichen Thatsachen bewiesen, daß das, worunter ich zu leiden habe, theils in den allgemeinen Fehlern der kirchlichen Leitung, theils in der daraus hervorgehenden epidemischen Stumpfsinnigkeit und Schwächlichkeit der Geistlichen und Gemeinden

seinen Grund hat. Es sind allgemein verbreitete Schäden und Finsternisse des gegenwärtigen Kirchenthums, deren Verderblichkeit ich an Leib und Seele empfunden und erfahren habe. Man hat nun zwar zuweilen gesagt, und auch hier in Bremen hat es neulich Jemand öffentlich ausgesprochen, ich wäre durch diese Erfahrungen verbittert. Wäre dies der Fall, so wäre mein Zeugniß verdächtig. Aber nicht blos bezeugt mein Gewissen mir, daß jener Vorwurf falsch ist; ich kann es auch beweisen. Einem, der durch trübe und schwere Erfahrungen im öffentlichen Leben verbittert ist, sind drei Güter des Geistes abhanden gekommen; die Hoffnung, der Muth und die Thatkraft. Vor solchem Unglück bin ich durch Gottes Gnade bewahrt geblieben. Mir ist noch niemals die Hoffnung ausgegangen, daß, je höher die Noth in der Kirche steigt, desto näher und desto größer die Hülfe Gottes ist. Eben so wenig ist mein Muth erschlafft, kein Leiden hat mir bisher jenes einen Christen entehrende Laster der Feigheit und Zagheit einzuimpfen vermocht und ich werde auch in Zukunft fortfahren, wo ich einen öffentlichen Feind der Wahrheit sehe, mit den Waffen der Gerechtigkeit zu streiten, sei es zur Rechten oder zur Linken. Und was meine Thatkraft anlangt, so habe ich bisher nie gezögert, meine Hand anzusetzen, wo es galt, innerhalb meines Bereiches etwas Gutes zu fördern oder etwas Böses zu zerstören, und so soll es mit Gottes Hülfe bleiben bis zum letzten Hauch. Also jener Vorwurf der Verbitterung ist ein falsches Zeugniß. Eben weil ich nicht verbittert bin, bin ich auch fähig und bereit, nicht blos auf die tödtliche Krankheit der Kirche hinzuweisen, sondern auch mit freudiger Zuversicht das sichere Mittel der Heilung zu nennen. Und daß ich das vermag, ist ein weiterer Beweis, daß ich mir in diesem Stück nicht in eitler Selbstverblendung und Selbstüberhebung einen Beruf vorgaukle, den ich in Wahrheit nicht habe. Demnach ist es mit mir so bestellt, daß es gar nicht bei mir steht, ob ich von der Noth der Kirche reden oder schweigen will, ich bin im Geiste gebunden, ich muß aussprechen, was ich gesehen und erfahren habe, so oft ich Jemand finde, der mich zu verstehen willig und fähig ist. Es giebt hier eine falsche Scheu, die man überwinden muß, weil sie verderblich

ist. Weil es sowohl unter der Macht des Papstthums als auch unter der Ohnmacht des Protestantismus ganz unleugbar immer noch viel wahrhaft frommes und christliches Leben im Einzelnen giebt, so hat man nicht den Muth, jenes verderbliche Princip, welches unter dem Schein des Christenthums die Seelen in Masse von Gott und Christus losreißt und um so tiefer in das Weltleben verstrickt, weil dieses Weltleben mit einem religiösen Firniß bedeckt ist, nach seiner ganzen Verwerflichkeit und Verdammlichkeit zu strafen, und noch weniger ist der Muth vorhanden, die Ohnmacht des Protestantismus, welche die Seelen in hellen Haufen entkräftet und einschläfert oder in den Unglauben hineinstürzt, mit dem ganzen Ernst eines heiligen Eifers für das Haus Gottes verantwortlich zu machen. Ein ganz verwerfliches Verhalten! Umgekehrt, man soll die infernale Verführungsmacht des päpstlichen Princips immer wieder und immer schärfer, ohne Rückhalt, zum Bewußtsein zu bringen suchen, damit endlich die frommen Katholiken aufwachen und die Ketten der Finsterniß brechen. Ebenso soll man den unermeßlichen Schaden und die unerträgliche Schmach des von seinem Beruf abgefallenen Protestantismus ohne schwächliche Schonung enthüllen, damit, was noch an protestantischem Geiste übrig ist, sich ermannt, um diesen schmählichen Selbstwiderspruch in unserm Kirchenthum auszutilgen. Um aber die Macht des Papstthums und die Ohnmacht des Protestantismus in ihrem gegenseitigen Verhältniß richtig zu schätzen, ist es nöthig, sich eines recht nüchternen Sinnes zu befleißigen. Der Historiker Schlosser sagt einmal: „der Deutsche redet und schreibt immer anstatt zu handeln." Diese deutsche Schwachheit offenbart sich nirgends so sehr wie auf unserm protestantischen Kirchengebiet. Die deutschen Protestanten sind seit dreihundert Jahren von dem eigentlichen Handeln im wahren Kirchenstil entwöhnt, seit sie ihre Initiative der Weltmacht überantwortet, giebt es natürlich für einen großen gemeinsamen Zweck weder Muth noch Kraft. Da nun in Folge dessen der Luxus der Reden und Schriften desto üppiger gewuchert hat, so ist der Wahn weit verbreitet, daß man Reden für Thaten, Bücher für Ereignisse ansieht, und daß man sich vermöge dieser Täuschung großer Erfolge rühmt, wo die

nüchterne Betrachtung, die die thatsächliche Wirklichkeit wahrnimmt, Nichts als Selbstbetrug und Ohnmacht erkennen kann.

Es ist gar nicht leicht, die Macht des Papstthums genügend zu schildern, denn in gewissem Sinne muß man an die Existenz dieser Macht glauben, um sie zu sehen und aufweisen zu können. Sonst wird jedes Institut schwach und hinfällig, wenn es entweder große Verschuldungen auf sich ladet oder von schweren Niederlagen heimgesucht wird. Welches Institut hat sich nun schwerer an der Menschheit versündigt, als das Papstthum? Welches ist härter durch Schicksalsschläge gedemüthigt worden? Und aus beiden Tiefen steigt es immer wieder empor und zeigt sich der Welt immer auf's Neue als eine gewaltige Macht. Man meint zwar zuweilen, das Papstthum der Jetztzeit sei doch nicht so sündhaft wie das mittelalterliche, aber das Papstthum hat noch niemals Buße gethan, es ist daher heute noch solidarisch verhaftet für all' seine Greuel von Anfang her, und wie sehr ist seit der Reformation sein Schuldregister noch gewachsen! Wir besitzen ein merkwürdiges Actenstück über den großartigen Eindruck, den die reformatorische Bewegung auf die päpstliche Hierarchie gemacht. Papst Paul bestellte eine Commission aus neun Cardinälen und hohen Geistlichen, um ein Reformationsgutachten abzugeben. In der Einleitung dieses im Jahre 1537 verfaßten Gutachtens heißt es: „Seine Heiligkeit, welche uns aufgetragen, rücksichtslos die schrecklichen Krankheiten, an denen die Kirche Gottes und vornehmlich diese römische Curie leidet, dir namhaft zu machen, kannte sehr wohl den Anfang des Uebels, daß nämlich Einige von deinen päpstlichen Vorgängern sich Meister nach ihren Gelüsten herbeigeholt haben, nicht um von ihnen zu lernen, was sie thun sollten, sondern damit durch deren Studien und Klugheit eine Lehre entdeckt würde, nach welcher das, was angenehm ist, auch erlaubt sei. Daraus ist die Schmeichelei entstanden, und sofort traten Lehrer auf, welche behaupteten, der Papst sei Herr aller Verleihungen, und der Wille des Priesters, wie er immer beschaffen, sei die Regel für seine Werke und Thaten, woraus dann weiter folgt, daß das, was gelüstet, auch erlaubt sei. Aus dieser Quelle, heiliger Vater, sind wie aus dem trojanischen Roß

in die Kirche Gottes so viele Mißbräuche und schwere Krankheiten eingebrochen, daß fast an ihrer Erhaltung zu verzweifeln ist."

Diese ernste Gewissensstimme unmittelbar in der Nähe des päpstlichen Stuhles war das römische Echo der wittenberger Posaune; es war die dringlichste und zugleich annehmlichste Bußpredigt, welche der Papst hören konnte. Aber der päpstliche Hochmuth hat sich vor dieser reformatorischen Mahnung der Cardinäle nicht gebeugt. Ja, anstatt dieser ernsten Mahnung Gehör zu geben, hat die römische Curie nicht blos in dem tridentiner Concil die reformatorische Lehre verdammt, sondern sich noch außerdem mit der furchtbaren Schuld belastet, den Anlaß gegeben zu haben, daß Tausende von Protestanten in den Niederlanden, in Frankreich, in Britannien, in Böhmen gemartert und erwürgt worden sind. Das Blut dieser Tausende ist noch ungesühnt und ruft zum Himmel die Anklage gegen dieses mörderische System, dem es nicht zu Gute kommt, daß es in einer civilisirteren Zeit zahmer auftritt gegen die Ketzer, so lange es sich nicht öffentlich lossagt von seinen grausamen Grundsätzen und so lange es seine kirchenstaatliche Würde mit Söldnern, mit Chassepotgewehren und Todesstrafen aufrecht zu halten sucht. Wahrlich, Gebirgeslasten von offenbaren Sünden und Schanden liegen auf diesem päpstlichen Princip! Nun, es sind die Strafen für solche schweren Verletzungen des öffentlichen Gewissens nicht ausgeblieben. Die Jesuiten, diese Schoßkinder des Papstthums, machten sich durch ihre vergiftete Moral, durch ihre verderblichen Intriguen und ihre gewinnsüchtigen Speculationen so verhaßt, daß sie zuerst und zumeist gerade in den romanischen Ländern verfolgt wurden. So sehr hatten endlich die Jesuiten den allgemeinen Haß der katholischen Christenheit gegen sich erregt, daß Papst Clemens XIV. sich genöthigt sah, den Orden aufzuheben. Frankreich, welches, gehetzt durch den römischen Fanatismus, gegen seine frömmsten und besten Kinder so furchtbar gewüthet hatte, rächte sich am Papstthum durch Säcularisirung des Kirchenstaates. In der jüngsten Zeit hat Italien sich zur Einheit constituirt und einen Theil des päpstlichen Territoriums sich einverleibt; der östreichische Staat hat sich er-

mannt, um sich von der schimpflichen Bevormundung des päpstlichen Concordates loszumachen, und ganz kürzlich hat auch Spanien den Versuch gemacht, die Ketten der römischen Hierarchie abzuschütteln.

So von Schuld belastet und von dem öffentlichen Gewissen auf den Tod verklagt, so durch weltgeschichtliche Niederlagen gezüchtigt steht das Papstthum da. Die oberflächliche und bequeme Denkart hat schon hundertmal das Papstthum todt gesagt, sie ist aber jedesmal durch die That ihres Irrthums überführt worden, und nicht besser wird es diesem Leichtsinn diesmal gehen, wenn er wähnt, nach all' diesen Niederlagen und bei der allgemein verbreiteten Aufklärung werde der nächste Windstoß das Papstthum von der Erde wegblasen. Es ist eine ganz vergebliche Hoffnung, daß das neuerwachte Staatsbewußtsein in Verbindung mit der Aufklärung des Jahrhunderts der päpstlichen Macht den Garaus machen werde. Das Papstthum hat schon ganz andere Anstöße überwunden, als die ihm gegenwärtig vor den Füßen liegen. Das Papstthum hat einen weit richtigeren Weltverstand als die moderne Staatsmacht, die viel zu materialistisch denkt und operirt, und als die moderne Aufklärung, welche von der Völker und der Menschheit Tiefen keine Ahnung besitzt. Das Papstthum weiß, daß das tiefste und nachhaltigste Bedürfniß der Völker das religiöse ist, es weiß aber auch, daß es den meisten Menschen genügt, dieses Bedürfniß nicht sowohl zu befriedigen, als sich mit ihm abzufinden. Das religiöse Bedürfniß weist hin auf die Nothwendigkeit eines persönlichen Verhältnisses der Seele zu dem lebendigen Gott. Das ist nun den meisten Menschen eine allzu ernste Sache, sie wünschen einen Ersatz, sie sehnen sich nach einer erleichternden Vermittelung. Da kommt ihnen nun die hierarchische Anstalt entgegen, dieselbe verlangt nicht sowohl die rückhaltslose Hingebung der Seele an Gott, als vielmehr unbedingten Gehorsam gegen ihre Ordnungen und Satzungen, welcher Gehorsam durch gewisse augenfällige Leistungen zu beweisen ist. Dabei kann der Grund der Seele unbewegt bleiben und mitten in der Welt beharren, die kirchliche Anstalt übernimmt die Garantie, daß bei Gott Alles in Ordnung. Das ist die infernale Verführungsmacht dieser durch das Papstthum gekrönten Hierarchie.

Die festeste Burg, worin diese Macht wohnt und thront, ist die allgemeine menschliche Schwachheit, welche von der Religion nicht lassen kann, aber eben so wenig mit der Religion Ernst zu machen fähig ist. Daher ist dieser geistlichen Macht weder mit dem weltlichen Schwert noch mit dem kalten Verstande beizukommen.

Dieses Alles wissend und bedenkend läßt das Papstthum sich durch Erschütterungen in der äußeren Welt oder Druckerzeugnisse in der Bücherwelt wenig oder gar nicht anfechten. Die letzten Päpste haben trotz all' jener moralischen und politischen Niederlagen große Eroberungen gemacht, keiner aber mehr als der gegenwärtige. Derselbe hat die, selbst von vielen katholischen Theologen bisher bestrittene abgöttische Satzung von der unbefleckten Empfängniß der Maria zum kirchlichen Dogma erhoben; er hat in seiner Encyclica und in seinem Syllabus in einem Umfang wie noch kein Papst vor ihm allen Freiheitsgedanken und Culturbestrebungen der Völker den Krieg erklärt; er hat in einem offenen Schreiben die östreichischen Bischöfe zum Widerstand gegen das Grundgesetz des Staates aufgefordert; er hat es endlich gewagt, nach dreihundert Jahren wiederum ein allgemeines Concil nach Rom auszuschreiben und die Protestanten zur Unterwerfung unter seine Autorität zu ermahnen. Zu solcher längst für unmöglich gehaltenen Kühnheit hat sich Pius IX. erhoben, weil er weiß, daß der gesammte Episkopat die früheren Ansprüche auf Selbstständigkeit aufgegeben, weil er weiß, daß die Bischöfe vielleicht noch nie so servil gegen die römische Curie gewesen sind; weil er weiß, daß auch in Deutschland, der Heimath der Reformation, gegenwärtig das katholische Volk blindlings den Bischöfen gehorcht; weil er endlich weiß, daß viele Protestanten ihr Gewissen unter die Macht der Autorität verknechtet haben.

Denn der ächte, ursprüngliche, biblische Protestantismus ist die einzige Macht, welche dem Papstthum das Gegengewicht zu halten vermag. Daß aber das Papstthum gegenwärtig, nachdem der dritte Theil eines Jahrtausends, seit die Stimme Luther's durch das Gutachten der Cardinäle an das Gewissen des römischen Bischofs gedrungen, in die Welt gegangen ist, mit solcher Zuversicht, mit solcher Ueberlegenheit öffentlich aufzutreten wagt, ist

ein deutlicher und handgreiflicher Beweis, daß der Protestantismus in großer Ohnmacht darnieder liegen muß.

Aus der eigentlichen Hauptarbeit hat man sich schon seit Jahrhunderten herausgesetzt und dadurch den wahren Typus des kirchlichen Handelns ganz aus den Augen verloren. Der wahre, in Gott gegründete Protestantismus hat nämlich seine eigentlichste und vornehmste Werkstatt nicht sowohl in der Enge der Studirstube, oder eines durch bestimmte Instruction umgrenzten Amtes, auch nicht sowohl innerhalb der frommen Vereine und ihrer Zusammenkünfte, sondern in der frischen, freien Luft der Oeffentlichkeit, das Object seiner Thätigkeit ist das ganze große Volksleben. Es muß immer wieder gesagt werden, je mehr man beflissen ist, es zu vergessen und zu bedecken: Christus hat für sein Volk gearbeitet und ist für sein Volk gestorben, und von seinem Volk führt er seinen Titel; Petrus hat mit seiner Liebe und seiner Hoffnung sein mit dem heiligen Blute belastetes Volk umfaßt; die verborgenste Wurzel der Liebe des Paulus ruht in dem Boden seines verstockten Volkes, und Luther — auf dem freien Felde der größten Oeffentlichkeit hat er für die Befreiung seines Volkes von der päpstlichen Knechtschaft und Gefangenschaft gestritten. Im Hinblick auf diese höchste Leistung und wichtigste Aufgabe des Protestantismus will ich nun blos von den neuesten Zeiten reden. Als das furchtbare Schwert des französischen Tyrannen durch Gottes Macht und des deutschen Volkes Tugend und Tapferkeit gebrochen war, da glich Deutschland nach dem Ausdruck des frommen wandsbecker Boten einem aufgepflügten und zubereiteten Acker. Wir haben in unserer kirchengeschichtlichen Uebersicht bisher immer gefunden, daß an dem Schaden der weltlichen Kirchenregierung die Vertreter des Staates weniger schuldig sind als die Führer der Kirche, das zeigt sich auch hier. Die preußische Regierung hatte von dem geistlichen Charakter jener Zeit und dem wichtigen Beruf des kirchlichen Amtes in derselben eine hohe Vorstellung. Der preußische König hatte an den mit der Leitung der geistlichen Angelegenheiten betrauten Staatsrath Nicolovius eine Cabinetsordre erlassen, in welcher es hieß: „es kommt darauf an, wahre Religiosität ohne Zwang und mystische Schwärmerei,

Gewissensfreiheit und Toleranz ohne öffentliches Aergerniß zu fördern und die einfachen ursprünglichen Tugenden der Menschheit zu wecken." Und in einem Aufruf an die Geistlichkeit des preußischen Staates spricht sich Nicolovius folgendermaßen aus: „ein Zeitalter neuer Wunder bricht an und die Erfahrung der höheren Menschen aller Zeiten wird Millionen kund. Nun kann es gelingen, die Grundfesten wahrer Ehre und Selbstständigkeit und jedes höchsten Gutes der Menschheit wieder aufzurichten und die Zuversicht des frommen Herzens und den großen Sinn, der über die Erde sich zum Himmel erhebt, zu festigen. Daß dies jetzt geschehe, das ist euer Beruf, ihr Priester Gottes, das eures Lebens Triumph." Wir müssen leider gestehen, daß die deutsche Geistlichkeit im Ganzen weder jenem frommen Sinn des Königs, noch diesem kräftigen Aufrufe des Staatsmannes entsprochen hat. Der Acker war gepflügt und bereitet vom Himmel; die Aufforderung zum Säen war von der höchsten irdischen Stelle her ergangen; aber die Säemänner schliefen und der Feind säete Unkraut. In den am meisten erregten religiösen Kreisen begann man sofort nach dem Kriege die großen Angelegenheiten des öffentlichen Lebens als weltliche und gemeine Dinge ihrem eigenen Gange zu überlassen, dagegen zirkelte man sich gewisse kleine Gebiete ab, auf welche sich die christlichen Werke zu beschränken hätten, und der einflußreichste Theil der Geistlichkeit verlieh dieser sectenhaften Einengung des christlichen Denkens und Handelns das amtliche Siegel. Anstatt nach den großen Erfahrungen, wie Schleiermacher lehrte und handelte, zu der ursprünglichen Quelle des christlichen Lebens, zur unmittelbaren Selbstbezeugung des göttlichen Geistes und Wortes im Gewissen zurückzukehren und von da aus die kirchlichen Traditionen zu reinigen, brachten diejenigen, welche vorzugsweise christlich zu sein sich rühmten, eine bequemere Methode auf, sie griffen mit rascher Hand in die kirchliche Vergangenheit zurück und vermischten das was früher feindlich gewesen, Orthodoxismus und Pietismus, indem sie Beides gegen einander abstumpften, ohne irgend eins von Grund aus zu berichtigen, und um dieser geistlosen Verquickung Halt und Geltung zu verschaffen, riefen sie wiederum den weltlichen Arm des Staatskirchenthums herbei.

Und die, welche dieses Weges gingen, erhoben am lautesten ihre Stimme und erreichten es, daß sie immer allgemeiner als die berufensten Vertreter der Kirche galten. Da war denn freilich nicht zu denken an die „Erweckung der ursprünglichen Tugenden der Menschheit", welche für das ganze Volksleben so wichtig war, nicht zu denken an den „großen Triumph," der den Priestern Gottes in Aussicht gestellt war. Die neue Christlichkeit und Kirchlichkeit nahm einen durchaus unvolksthümlichen Charakter an. Aber auch der Ruhm derer, welche in ihrer rationalistischen Dürre beharrten, ist nicht feiner. Ammon, der Oberhofprediger in Dresden, Einer ihrer Koryphäen, lobte bei einem Landtagsabschiede die entsetzlich sterilen Landtage in Sachsen, da „ja das Gute die Verborgenheit und die Stille liebe, wie der Weise die Einsamkeit". Es bildete sich nunmehr in den höchsten Kreisen die Vorstellung aus, daß das absolutistische Regiment dem Sinne des Christenthums am meisten entspreche, dagegen alles Streben nach politischer Freiheit mit dem Unglauben zusammenhange, und diejenigen Theologen, welche diese Absicht vertraten, gewannen bald das größte Ansehen. Man weiß jetzt, wie verderblich dieses für die Kirche wie für das Volk geworden ist. Nichts hat das deutsche protestantische Volk so der Kirche entfremdet, wie dieses Bündniß der kirchlichen mit der politischen Reaction. O hätten sich doch die Theologen und Pastoren zahlreich und tapfer um Schleiermacher geschaart, dem die Liebe zum Volk durch das Christenthum entzündet war! Hätte es doch nur eine aus dem Geiste der Propheten und der Apostel, aus dem Geiste der Kirchenväter und Reformatoren erleuchtete und gekräftigte Theologenschaar gegeben, sie hätten dann die „krächzenden Raben", wie Schleiermacher sagt, leicht vertreiben können, sie hätten die wahren Staatsmänner, wie Stein, Humboldt und Niebuhr, unterstützt, erleuchtet, gestärkt und im Amt erhalten. O wie viel Kummer und Herzeleid wäre dem deutschen Volk erspart worden! Fünfundzwanzig Jahre später war der Rationalismus, den man so gerne zum Sündenbock macht, wenn es sich um kirchliche Mängel handelt, ziemlich verschwunden, die meisten theologischen Lehrstühle und Kirchenkanzeln waren mit Jüngern einer tieferen christlichen

Wissenschaft besetzt; da brach ein Welfenkönig ein eidliches Gelübde öffentlich in Stücke, und bot Allen, die ihm in solchem frevelhaften Unterfangen beistanden, Ehre und Lohn, diejenigen aber, welche um ihres Gewissens willen von ihrem Eide nicht lassen wollten, belegte er mit Schimpf und Strafe. Das war eine große und öffentliche Versuchung nicht blos für das Welfenreich, sondern für das ganze deutsche Vaterland. Es war die Frage, was stärker sei, eines Königs Gunst und Gold, oder die für die Heiligung des göttlichen Namens verpfändete deutsche Treue. Wo waren nun in dieser großen allgemeinen Versuchungsstunde die Hirten, welche von Gott bestellt sind, für die Seelen zu wachen und, wenn der Wolf kommt, sich ihm muthig entgegen zu stellen? Damals haben Zwei der besten Männer unseres Volkes, Jakob Grimm und Christoph Dahlmann, eine öffentliche und sehr ernste Mahnung an die protestantische Theologenschaft und Geistlichkeit gerichtet. Sie hätten erwartet, sagt Grimm, „daß die Bewahrer des Glaubens und des Gewissens, eingedenk lutherischer Freimüthigkeit und Standhaftigkeit, ihre Zornschalen kräftig ausgeschüttet und alle Blödigkeit des Zweifels dahingeworfen hätten,“ „aber,“ schreibt Dahlmann, „die Geistlichkeit hat die Gelegenheit versäumt, Missionsgeschäfte in christlichen Landen zu üben, die vor der Hand weit nöthiger sind, als die im Heidenthum.“ Und es ist der wehmüthige Nachhall dieser bitteren Erfahrungen, wenn derselbe Dahlmann später sich folgendermaßen äußert: „wenn ich den Chor christlicher Tugenden mustere, den man jetzt häufig spazieren führt, sucht mein Blick nach einer unter ihnen, von deren ernster Schönheit im strengen Ebenmaß ihrer Glieder alte, verschollene vaterländische Kunden reden. Unter ihrem festen Tritt sprießen keine Blumen, aber heilende Kräuter bezeichnen ihre Bahn. „Sie muß das Haus hüten,“ höre ich. Möge sie behüten das Haus der Deutschen, die hohe Gerechtigkeit!“

Die Schmach eines allgemeinen Verstummens von Seiten derer, die vor Allen von Gott berufen waren, nach der Weisung des Apostels in jener Zeit einen für das Gewissen des ganzen Volkes vernehmlichen und klaren Ton ihrer Trompete erschallen

zu lassen, diese Schmach ist heute noch nicht getilgt, was schon daraus hervorgeht, daß noch heute kaum der Hundertste unserer Theologen jenes ernste Wort der beiden gewissenhaften Forscher gelesen hat. Und dieses Verstummen ist um so betrübender und um so verderblicher, da man zu der Zeit in Berlin anhob, eine böse Kunst auf die Bahn zu bringen, die seitdem geschäftsmäßig weiter betrieben worden ist, nämlich die schlimme Kunst, das schlichte Gewissen in Ansehung der Angelegenheiten des öffentlichen Lebens mit christlichen Worten zu verfälschen, also zwei große Frevel mit einem Schlag auszuüben, das Christenthum in Verdacht zu bringen und die Volkswohlfahrt zu schädigen.

Das Verstummen der geistlichen Führer in jener großen Gewissensfrage um die Heiligkeit des Eides machte kund, in welch ungeheurem Umfang und Maß schnöde Furcht und Feigheit das Gemüth der deutschen Geistlichkeit umnachtete. Es mußte sich in Folge dessen ein tiefes Mißtrauen gegen die Träger des kirchlichen Amtes und Wortes in das Herz des deutschen Volkes einschleichen. Für gewöhnlich ist das Volk bei uns stumm, und es gehört ein feines Ohr dazu, seine verborgenen Gedanken zu vernehmen. Anders war es vor zwanzig Jahren, damals kam an den hellen Tag, was bis dahin verdeckt geblieben war. Damals mußten auch die verhärtetsten Kirchenmänner gestehen: „zwischen dem gegenwärtigen Kirchenthum und dem deutschen protestantischen Volk ist eine tiefe Kluft, und wenn wir vom christlichen Staat geredet haben, so war dies eine Täuschung.“ Alle Organe des kirchlichen Bewußtseins waren damals darin einig, daß es die nächste und wichtigste Aufgabe der Kirche sei, das tiefgewurzelte Mißtrauen zu überwinden und im Herzen des Volkes neues Vertrauen zu pflanzen. Da nun dieses nur auf dem Wege der Freiheit geschehen kann, so war die allgemeine Losung Gewährung kirchlicher Freiheit.

Was ist nun seitdem geschehen? Allerdings man hat fast allenthalben einige kirchliche Freiheit gewährt, aber in so kleinen und verdünnten Tropfen, daß es ganz den Anschein gewinnt, man halte die kirchliche Freiheit mehr für ein Gift als für eine Arznei. Es ist richtig, nachdem dem großen Kirchenwesen

die Freiheit seit Jahrhunderten gemangelt hat, kann man nicht, ohne Anarchie hervorzurufen, die Kirchenfreiheit von einem Tage zum andern als Gesetz einführen. Aber das wird auch Niemand begehren; was jedoch auf alle Fälle gefordert werden muß, ist dieses, daß jedes Kirchenregiment den Grundsatz der vollen Freiheit auf dem kirchlichen Gebiet als das Ziel seines Strebens öffentlich und ohne Vorbehalt hinstellen muß, und daß es durch sein ganzes Verhalten thatsächlich beweist, daß es auf dem Wege zu diesem Ziele mit festen Schritten fortschreitet. Nur durch ein solches unumwundenes öffentliches Bekenntniß zu dem Grundsatz der unverkümmerten Kirchenfreiheit und durch ein solches, diesem Bekenntniß genau entsprechendes öffentliches Handeln ist das tödtliche Gift des allgemeinen Mißtrauens gegen Alles, was im Namen der Kirche geschieht, auszurotten. Aber wo ist das deutsche protestantische Kirchenregiment, welches nach dieser Richtschnur einhergeht? Ich sehe bis jetzt keines, einige wenige nähern sich diesem Programm der Freiheit, die meisten aber, um dem wilden Thier der kirchlichen Freiheit einen Ring in die Nase zu legen, klammern sich auf's Neue an den Staatszwang und schließen außerdem mit der widrigsten Eigenschaft des menschlichen Geistes, mit der religiösen Gleichgültigkeit, ein Bündniß. Daß Christus keine Zwangsgäste will, daß er keine andere Jüngerschaft gelten läßt, als die sich immer auf's Neue und in jedem Augenblick frei an ihn anschließt, beweist er damit, daß er selbst den erwählten Aposteln die Freiheit anheim giebt, ihn wieder zu verlassen (Joh. 6, 67). Diese wahrhaft königliche Majestät, die Alles, was nicht aus freiester Seele in jedem Augenblick huldigt, stolz von sich weist, diese göttliche Selbstgenügsamkeit, in welcher kein irdischer Herrscher Jesu nachfolgen kann, ist von jeher der wahre und ewige Magnet der Herzen gewesen, denn in dieser Hoheit offenbart sich, daß es Christo um den Menschen selbst zu thun ist, und zwar um den freien und selbstständigen. Und dieser königliche Weg ist auch der Kirche angewiesen, um die Seelen wahrhaft zu gewinnen, und auf jedem andern Wege geräth sie in Sumpf und Moor. „Bei uns wird Niemand wider Willen zurückgehalten,“ schreibt Lactanz. Und Luther

protestirt in seinen besten Zeiten gegen jeglichen Zwang in Sachen des Glaubens. Und selbst abgesehen von diesen heiligen Vorbildern war es für unsere protestantische Kirche, nachdem sie die ungeheuere Schmach erlebte, daß die Massen, deren Namen in ihren Büchern verzeichnet stehen, ihr den Rücken wandten, eine Ehrensache, vor den Augen der Welt offen und ehrlich, zum mindesten auf eine neue und grundsatzmäßige Aufrichtung des unheiligen Zwanges Verzicht zu leisten. Die protestantische Kirchenleitung hat in den meisten Ländern diesen Ehrenpunkt nicht begriffen. Zwei Thatsachen werden das beweisen. Die Kirche muß zu jeder Zeit, vor Allem aber in unseren Tagen, um ihrer eigenen Reinheit und Heiligkeit willen darauf bestehen, daß die kirchliche Einsegnung der Ehen eine durchaus freie Sache ist. Die Forderung der obligatorischen Civilehe ist demnach recht eigentlich eine unabweisbare Pflicht der wahren Kirche. Als nun aber die Staatsmacht nach den revolutionären Erschütterungen sich wieder befestigt hatte, haben einflußreiche protestantische Kirchenmänner mit heftigem Eifer die Gestattung der Civilehe, vor Allem der obligatorischen, bekämpft, und haben im Bunde mit der Staatsgewalt das traurige Resultat erzielt, daß nun in den meisten Fällen keine Sicherheit darüber vorhanden ist, ob die Beiden, welche dem Altare sich nahen, mit betendem Herzen hinzutreten, oder ob sie kommen mit dem geschäftlichen Bewußtsein, eine nöthige Ceremonie abzumachen. Und dieses beweinenswerthe Ergebniß scheut man sich nicht einen kirchlichen Sieg zu nennen! Zweitens ist es klar wie der Tag, daß man von einer kirchlichen Unterweisung und Erziehung der Jugend nur dann eine heilige und bleibende Frucht mit Zuversicht erwarten kann, wenn diese religiöse Einwirkung auf das kindliche Gemüth auf dem unzweifelhaften Willen der Eltern und auf dem unbefangenen Gehorsam des Kindes gegen den Willen der Eltern beruht, mit anderen Worten, wenn auch von dieser heiligen Sache jeder Schein einer fremden Einmischung von außen vertilgt wird. Nun ist die Schule der Gegenwart, was kein Verständiger leugnen kann, eine Staatsanstalt und unterliegt in sofern dem Regiment der bürgerlichen Gewalten. Wenn man also der Schule

den kirchlichen Charakter aufprägt, so entnimmt man einen Haupttheil des Katechumenats, der kirchlichen Führung der Unmündigen, dem Gebiet der heiligen Freiheit und unterwirft es der unheiligen Gewalt des Zwanges. Ein aufgezwungener Religionsunterricht hat in den meisten Fällen nicht eine heilige, sondern eine unheilige Wirkung, und wenn er einmal etwas Gutes stiftet, so wird dieses tausendfach durch den Schaden aufgewogen, daß man das Princip der christlichen Freiheit verletzt und damit alles kirchliche Reden und Handeln schädigt. Trotz alledem tritt heute der blinde Eifer von protestantischen Kirchen- und Staatsmännern auch für diese unsaubere Vermischung des geistlichen und weltlichen Reiches auf. Billigerweise sollte schon der Umstand alle Protestanten bedenklich machen, daß dieser Eifer für den kirchlichen Zwang in Sachen der Ehe und der Schule nur ein schwächliches Nachtreten ist auf den Spuren des römisch-katholischen Klerus, dem überall der reine geistige Begriff des christlichen Glaubens fehlt. Und dabei ist noch der große Unterschied, daß während jener Klerus Massen des blind ergebenen Volkes hinter sich hat, dieser pseudo-protestantische Eifer sich von den Massen des Volkes verlassen sieht. Da muß denn der andere Bundesgenosse aushelfen; dieser andere Bundesgenosse, der aber noch viel ungeistlicher ist als die Hülfe der Staatsgewalt, ist der religiöse Indifferentismus der Massen. Ach, sie sind durch alles theologische Hadern und Zanken, durch all' das kirchen-bureaukratische Regieren und Experimentiren so abgestumpft und verekelt, daß sie sich Alles bieten und gefallen lassen! Wo sie eine kirchliche Ceremonie nicht ohne Beschwerde umgehen können, suchen sie dieselbe mit dem Körper abzumachen, während ihre Seele völlig schläft oder gegen Alles, was vorgeht, innerlich protestirt. Auf die Trägheit und Stumpfsinnigkeit dieses massenhaften Indifferentismus rechnet die Weltklugheit der meisten protestantischen Kirchenregimente; man weiß recht gut, daß die kirchlichen Maßnahmen bei der großen Mehrheit der Gemeindeglieder einem inneren und zum Theil leidenschaftlichen Widerwillen begegnen, aber man vertraut darauf, daß die Macht der Gleichgültigkeit immer noch um einen kleinen Grad stärker ist als jener Wider-

wille, so daß, wenn es auch innerlich noch so sehr grollt und wüthet, die Oberfläche des kirchlichen Bestandes einen friedlichen, wenn auch todten Anblick gewährt. Mit den beiden Krücken, dem Beistand des weltlichen Armes und mit dem Indifferentismus der Masse, sucht der Mechanismus des officiellen Protestantismus der meisten Landeskirchen in einer so verhängnißvollen Zeit wie die gegenwärtige vorwärts zu kommen, oder eigentlich rückwärts.

Welches aber sind die Folgen in den Gemeinden von dieser aller besseren Einsicht und geschichtlichen Erkenntniß so sehr widersprechenden Kirchenleitung? Ach, wenn es nicht zwingende Pflicht wäre, davon zu reden, so schwiege man lieber still darüber, denn nicht ohne brennenden Schmerz kann man davon sprechen. Aber wenn nicht die Steine schreien sollen, so müssen die reden, welche die Noth gesehen haben. Die Stunden, in denen das kirchliche Amt mit der Menschenseele verkehrt, sind wie aufgeschlossene Thüren, durch welche der Geist des göttlichen Lebens in das menschliche Herz seinen Einzug halten will. Es ist aber bei dem jetzigen Stande der kirchlichen Dinge nur eine seltene günstige Ausnahme, daß bei einer heiligen Handlung ein ungetrübtes gegenseitiges Vertrauen von beiden Seiten diesen göttlichen Segen verbürgt. Das Gewöhnliche vielmehr ist, daß der Geistliche recht gut weiß, daß die, welche sein Amt begehren, ihn nicht ansehen als einen Boten Gottes, sondern als einen für die religiöse Ceremonie angestellten Staatsbeamten, und außerdem haben sie meistens noch, wie ihm nicht unbewußt ist, gegen die Art und Weise, wie er die heilige Handlung ansieht und verrichtet, einen entschiedenen Widerwillen. Den Gemeindegliedern andererseits, welche die heilige Handlung in Anspruch nehmen, ist es gar nicht zweifelhaft, daß der Geistliche von ihrer inneren Stellung zu ihm und seiner religiösen Denkweise vollkommen Bescheid weiß. Die beiden Theile sind also mit ihren inneren Gedanken und Gefühlen himmelweit auseinander und auf beiden Seiten weiß man von dieser gegenseitigen Entfernung, und dennoch thut man auf beiden Seiten, als wäre Alles so, wie das heilige Wort lautet, daß man von beiden Seiten in einmüthigem Geiste von dem himmlischen Vater, der in's Verborgene schaut, die heilige Gabe erbittet.

Es ist also in allen diesen Fällen in den geweihtesten Stunden des Menschenlebens eine Unwahrheit, und zwar eine bewußte, ein Gifttropfen der Lüge träufelt in die heiligen Handlungen, welche das kirchliche Amt verrichtet, und in die erhöhtesten Augenblicke, welche den Seelen von obenher verliehen werden. Der Herzenskündiger weiß, in welchem Falle dieser Gifttropfen Segen in Unsegen verwandelt, so daß die Herzen, anstatt geheiligt zu werden, abgestumpft und verhärtet werden. Menschen aber müssen zittern bei dem Gedanken, daß dieser schreckliche Fall weit häufiger sein mag, als man bei dem schlafartigen Zustande, in welchen das kirchliche Wesen und Wirken versunken ist, sich vorstellen kann. Das ist gewiß, je länger dieser Zustand einer offenbaren Unwahrheit fortschleicht, desto größer wird die Gefahr der Seelen, die kräftigeren Geister werden immer stärker und häufiger in den Abgrund des Unglaubens und der Gottlosigkeit hinabgestoßen, die schwächeren dagegen werden vorbereitet, sobald ein günstiger Windstoß kommen sollte, in diejenige Kirchenanstalt überzugehen, welche seit lange die Kunst getrieben hat, an die Stelle der inneren Wahrheit den Heiligenschein zu setzen. Und was die Träger des geistlichen Amtes betrifft, so werden sie durch ihre Mitschuld an dieser massenhaften Unwahrheit im Heiligthum sowohl in ihrem Gewissen wie in ihrem äußeren Ansehen immer tiefer herabgedrückt, und es wird begreiflich, daß Viele sich genöthigt sehen, ihre Würde durch einen überspannten Amtsbegriff und durch äußere Mittel aufrecht zu halten.

Und wenn so im innersten Heiligthum von dem kirchlichen Amt die Unwahrheit nicht blos geschont, sondern sogar wissentlich gepflegt wird, was wollen wir uns wundern, daß das sittliche Leben schiffbrüchig wird? Zwar an dem Mittelgut der Tugenden ist meistens kein Mangel, aber auf die wahre Tiefe und Höhe des sittlichen Geistes gesehen, leiden wir an bitterer Armuth. Wie selten ist bei aller Moralität und Humanität die ächte Gemüthstiefe, die wahre Innigkeit, Kraft und Gluth des Gefühls und der Begeisterung! Wie selten ist die strenge Selbstverleugnung, die mannhafte Tapferkeit, die ritterliche Erhabenheit über die Versuchungen der Fürstengunst! Ohne einen Schatz

dieser hohen adeligen Tugenden des Gemüthes und des Willens geht zu jeder Zeit das Menschengeschlecht abwärts. Seit aber Christus der Welt erschienen ist als das ewige Leben, giebt es nur einen Ort, wo diese hohen Tugenden immer auf's Neue geboren und gepflegt werden, das ist Christi Kirche. Aber nur in dem Maße hat die Kirche diese zeugende Kraft, als sie jede auftauchende Unwahrheit als einen Greuel hinauswirft; in dem Maße dagegen, als sie sich mit der Lüge verkuppelt, erzeugt sie Fehlgeburten, die den Schein der Gottseligkeit haben, ihre Kraft aber verleugnen. Und noch schlimmer steht die Sache. Nachdem die Kirchenregimente in den Jahren der freien Bewegung gesehen haben, daß die Volksmassen nur durch eine energische Bethätigung der reinen und freien Geisteskraft, welche in dem ächten und ursprünglichen Christenthum beschlossen ist, wieder zu gewinnen seien, und deßungeachtet gestützt auf den Zwang und auf den Indifferentismus kirchliche Satzungen und Maßnahmen einführen, welche durch den Geist als veraltet gerichtet sind oder, mindestens gesagt, der ursprünglichen Kraft entbehren, sich an dem Gewissen der Gegenwart zu beglaubigen, wird an heiliger Stätte der Greuel der Lüge mehr und mehr befestigt und die Quelle des Lebens in einen Brunnen des Unheils verwandelt, aus welchem Abstumpfung der Gefühle, Verfälschung des Gewissens, Verdummung des Verstandes, Lähmung des Willens und der Thatkraft in Strömen sich ergießt über alles Volk.

Das ist die verderbliche Ohnmacht des gegenwärtigen Protestantismus, der von seiner ursprünglichen Höhe herabgesunken in ähnliche Irrthümer und Verkehrtheiten zurückgefallen ist, durch deren wirksame Bekämpfung er einst stark gewesen und die Volksgeister zu Gott erhoben hat. Diese unsere Ohnmacht ist der Grund, daß die jüngste römische Anmaßung des geistlichen Usurpators noch keine entsprechende deutsche Antwort gefunden hat; ja, wir müssen sagen, in Folge dieser Ohnmacht ist gegenwärtig kein deutsches protestantisches Kirchenregiment in der Lage, auf das unser Bekenntniß beschimpfende Wort des Papstes eine solche Antwort zu ertheilen, in welcher das protestantische Volk den Accent des reformatorischen Muthes erkennen könnte. Durch

Selbstverkauf ist nämlich der deutsche Protestantismus in eine so unwürdige Knechtschaft gerathen, daß er sich schon längst hat daran gewöhnen müssen, daß auch protestantische Regierungen den katholischen Bischöfen weit größere Freiheiten gestatten als ihren protestantischen Glaubensgenossen. Unter unseren hochgestellten Meistern in Israel giebt es zwar noch Gott sei Dank manchen gelehrten und frommen Mann, und Viele unter ihnen wollen gerne helfen und bessern, aber Eins ist es, was ihnen gewöhnlich mangelt, nämlich der entschlossene Muth, unverwandten Blickes in den Abgrund hinein zu schauen, und darum wähnen sie so leicht den Schaden, der tiefer ist denn das Meer, mit kleinen Mitteln und einzelnen Werken stücken und flicken zu können, und dadurch wächst das Verderben von Jahr zu Jahr. Das darf und wird aber nicht so fortgehen. Es werden Männer aufstehen, welche in Wahrheit Christo nachsprechen können: „mich jammert des Volkes.“ Diese werden erkennen, daß vier böse Geister eines falschen Kirchenthumes sich zwischen Christum und das Volk gestellt haben, nämlich Trotz nnd Verzagtheit, Zwang und Lüge, und der Eifer um Christi Namen, der gelästert wird um des willen, was ein falsches Kirchenthum thut, und die Liebe zu unserm Volk, welches verdirbt, wenn ihm Christus ferne bleibt, werden diese Männer erfüllen dergestalt, daß sie nicht kennen weder Furcht noch Lust, daß sie nicht ruhen weder Tag noch Nacht, bis sie in der Kraft Gottes jene vier bösen Geister verbannen, auf daß Christus und deutsches Volk wieder Eins werden. Diese werden den Geist der Propheten und Apostel in der Sprache Lessing's und Schiller's der deutschen Gegenwart verständlich, vertraulich und heimisch machen, sie werden die von dem staatlichen und klerikalen Kirchenthume so vielfach gemißhandelte religiöse Empfänglichkeit unseres Volkes wiederum mit dem Geiste aus Gott befruchten, und Fürsten und Völker werden inne werden, daß diese gotterleuchteten Protestanten den heiligen Grundriß in sich tragen, nach welchem die gegenwärtigen Trümmer und Ruinen des christlichen Lebens zu einem herrlichen Tempel aufgebaut werden müssen. Auf's Neue wird dann die Freudenbotschaft des Evangeliums, das Jubelhorn der ewigen

Freiheit in ursprünglicher Frische und Kraft erschallen, und viele Mühselige und Beladene, welche jetzt durch den Vorhang der verhüllenden Formeln und Gewohnheiten zum Allerheiligsten nicht hindurchdringen können, werden zum wahren Frieden gelangen. Dann wird der schlafende Riese des ursprünglichen Protestantismus aufstehen und sich mit dem Schwerte Luther's umgürten, dann wird das jetzt so hochmüthig sich geberdende römische Papstthum, das sich von dem Bann der Lüge und des Mordes vergangener Jahrhunderte immer noch nicht lösen will, das in seinem offenen Proteste gegen die geschichtlichen und rechtlichen Grundlagen der europäischen Staatenordnung sich immer mehr verfestet, dann wird dieses römische Papstthum seine zweite Todeswunde empfangen.

XI.

Der deutsche Protestantenverein eine nicht abzuweisende Hülfe in der gegenwärtigen Kirchennoth.

Als Demosthenes in einer Zeit großer Bedrängniß und Noth seines Vaterlandes seine Mitbürger zu einem kräftigen Entschluß bewegen wollte, begann er seine Rede ungefähr folgendermaßen: „das, was in Ansehung der vergangenen Zeit das Schlimmste ist, das ist für die Zukunft das Beste. Wäre nämlich in der Vergangenheit das gethan, was da hätte gethan werden sollen, wäre Nichts versäumt worden, dann hätten wir in der gegenwärtigen Drangsal keine Hoffnung, aber da wir uns dessen anklagen müssen, daß das Rechte und Pflichtmäßige nicht gethan worden, so steht die Rettung und Hülfe in unserer Hand.“ „Denn,“ fügt der große Redner hinzu: „ich bin der Meinung, daß freien Männern der stärkste Drang, das Rechte zu thun, die Scham über den gegenwärtigen Stand der Dinge ist.“ Mir scheint, hochgeehrte Versammlung, daß diese Gedanken des atheniensischen

Volksredners auf unsere gegenwärtige kirchliche Lage eine genau zutreffende Anwendung finden. Wenn wir nämlich den Totaleindruck unserer kirchengeschichtlichen Betrachtungen zusammenfassen, so werden wir sagen müssen: wir haben in dem himmlischen Lichte der großen und hohen Zeiten der christlichen Kirche erkannt, welche Schatten und Finsternisse die matten und rückläufigen Zeiten bedecken, wir haben erkannt, wie Vieles und Großes in älteren und neueren Zeiten versäumt und verfehlt worden ist, wir haben geschaut, betastet und gefühlt, wie die aus dem Abgrund stammenden Mächte, verdichtet und verstärkt durch die Schuld vergangener Geschlechter, sich zusammenballen und als eine Weltenlast zermalmend und erstickend sich lagern auf die freie Kraft und Bewegung des göttlichen Geistes und Lebens, wir haben es empfunden, daß wir in kirchliche Verarmung und Verkommenheit versunken sind, in welcher wir mit unsern Kindern Noth leiden am Besten, in welcher wir mit Furcht und Schrecken an kommende Geschlechter, an die Zukunft unseres Volkes denken müssen. Der einzige Trost, der uns übrig bleibt, ist der, daß wir die Einsicht gewonnen haben, daß die heiligen Kräfte, welche der Kirche anvertraut sind, durch Unwissenheit und Schlechtigkeit, durch Schwachheit und Bosheit gedämpft und unterdrückt worden sind, daß also, wenn diese Fehler gebessert werden, uns mit innerer Nothwendigkeit Hülfe und Rettung erblühen müsse. Es ist nun mein dringender Wunsch, daß diese Anschauung der kirchlichen Vergangenheit und Gegenwart in Ihnen Allen, verehrte Männer und Frauen, die ernste Gewissensfrage erwecken möchte, „was können, was sollen wir thun in solchem kirchlichen Nothstande?" Daß diese Frage von Einigen unter Ihnen ernstlich erwogen wird, das weiß ich, lassen Sie mich wenigstens das Eine hoffen, daß diese Frage Keinem unter Ihnen als eine unnütze oder unverständliche erscheinen möge. Denn meine heutige Aufgabe ist, auf diese Frage eine einfache und runde Antwort zu ertheilen. Einigen wird diese Antwort als eine selbstverständliche erscheinen, denn sie haben sich dieselbe bereits selber gegeben. Anderen wird meine Antwort überraschend, vielleicht auch sogar verletzend vorkommen. Indessen hoffe ich meine Antwort

dergestalt begründen zu können, daß die Einen ihre eigene Antwort aus meiner Beantwortung in dem einen oder andern Stück werden ergänzen und verstärken, die Anderen dagegen trotz des überraschenden und abstoßenden Anscheines doch nicht werden unterlassen wollen, die Sache sich ernstlich zu überlegen.

Meine Antwort auf die Frage: was in dem gegenwärtigen kirchlichen Nothstande zu thun sei, ist kurz und gut diese: Jeder, der diese Noth erkennt und fühlt, werde Mitglied des deutschen Protestantenvereins, und wer bereits in diesen Verein eingetreten ist, begnüge sich nicht damit, demselben dann und wann ein Stündchen Muße und einen überflüssigen Groschen zu widmen, sondern lege seine ganze Seele und seine Kraft in diese Mitgliedschaft hinein.

Ehe ich nun in die Begründung dieser meiner Antwort eintrete, muß ich Sie bitten, mir nochmals ein persönliches Wort gestatten zu wollen; ich wage diese Bitte, weil ich überzeugt bin, daß das, was ich hierüber noch zu sagen habe, dem Zwecke meines heutigen Vortrages nicht hinderlich sein wird. Mein Verhältniß zu dem deutschen Protestantismus ist seit Jahren vielfach öffentlich, weit mehr aber noch im Geheimen verdächtigt und angefeindet worden. Es ist namentlich Zweierlei, was man mir vorwirft. Man sagt erstlich, meine Theilnahme an diesem Vereine könne nicht wohl auf einer inneren Ueberzeugung ruhen, sondern müsse aus einem äußeren Bedürfniß erklärt werden; ich hätte mich, meint man, in meiner mecklenburgischen Vereinsamung nach Bundesgenossen umgesehen, und da hätte ich mich als zu einem Nothbehelf mit denen verbündet, mit denen ich innerlich unmöglich Gemeinschaft pflegen könnte. Ich brauche nicht viele Worte, um diesen grundlosen Vorwurf zu vernichten. Bereits vor zwanzig Jahren habe ich die Gedanken, auf denen der deutsche Protestantismus beruht, nicht nur in öffentlichen Schriften vertheidigt, sondern auch öffentlich zu bethätigen gesucht. Dann muß ich darauf hinweisen, daß jene Beschuldigung in offenbarem Widerspruch steht mit dem, was man mir von jener Seite her sonst Schuld zu geben pflegt. Gewöhnlich nämlich lautet die Anklage derselben Tadler dahin, daß ich mich in gegebene Ver-

hältnisse und Umstände nicht zu schicken wisse, daß ich ohne alle Rücksicht auf Personen und Zeiten lediglich meine Ueberzeugung zur Geltung zu bringen mich bestrebe, und daß eben wegen dieser vermeintlichen ungebührlichen Rücksichtslosigkeit meinem Leiden die volle Theilnahme nicht könne gewidmet werden. Und nun beschuldigen mich dieselben Männer plötzlich einer unlautern Weltklugheit, indem sie mich wollen auf dem Wege eines Bündnisses gesehen haben, der meine eigene innerste Ueberzeugung durchkreuzen soll. Dieser Selbstwiderspruch meiner Ankläger macht die angeführte Beschuldigung verdächtig, und die oben angeführte öffentlich vorliegende Thatsache vernichtet die Beschuldigung gänzlich. Zweitens findet man es unverantwortlich, daß ich innerhalb des Protestantismus meine Waffen mehr nach der Rechten als nach der Linken richte, also vorzugsweise gegen diejenigen kämpfe, von denen ich doch fortwährend behaupte, daß ich mit ihnen in der Gemeinschaft des Glaubens und Bekenntnisses stehe. Die Thatsache ist richtig, und um so mehr muß ich sie zugeben, da ich auch heute nicht werde umhin können, nach jener Richtung hin einige strenge Worte zu sagen. Zu meiner Rechtfertigung aber habe ich Folgendes zu bemerken: aus jahrelangen Studien und Erfahrungen habe ich mich überzeugt, daß die Irrthümer und Vorurtheile derer, welche sich vor Anderen und ausschließlich die Gläubigen nennen und augenblicklich im Besitz der höchsten Machtbefugniß in kirchlichen Angelegenheiten sich befinden, gegenwärtig das größte Hinderniß der nothwendigen Verbesserung und Umgestaltung unserer kirchlichen Zustände bilden. Deshalb kann ich über diese Fehler nicht schweigen, ich muß von ihnen reden, denn sie hemmen das Werk Gottes, und ich darf mit gutem Gewissen davon reden, weil ich diese Irrthümer und Vorurtheile aus eigener Erfahrung ganz genau kenne und bis auf den Grund durchschaue, und weil ich in dieser Richtung Nichts sage, was ich nicht mit hellen Thatsachen beweisen kann. Die tausendfach erkannte, geschaute, erfahrene, empfundene Wahrheit ist es, die mir jene öffentlichen Klagen und Anklagen abnöthigt, ich bin mir aber nicht bewußt, daß ich die brüderliche Liebe dabei verletze. Ich vergesse es nicht und bekenne es hier öffentlich, daß ich jene Männer

immerdar als meine Brüder in Christo anerkenne und lieb habe. Freilich giebt es Einige unter ihnen, an denen ich die entsetzliche Erfahrung gemacht habe, daß sie auf dem Wege sind, ihr Herz zu verstocken. Um so größer ist meine Freude, es hier aussprechen zu können, daß ich in Bremen nicht wenige Männer jener strengen ausschließlichen Richtung kennen gelernt, deren Gesinnung ich gerne öffentlich meine Hochachtung bezeige, und diesem Zeugniß halte ich mich verpflichtet noch einen besondern Zusatz hinzuzufügen. Es ist natürlich, daß meine Betheiligung an dem gegenwärtigen bremer Kirchenstreit Manchem empfindlich gewesen ist, und eben deshalb muß ich es anerkennen, daß nichtsdestoweniger von Vielen der Betroffenen mir das Vertrauen nicht entzogen worden ist. Deshalb halte ich auch meine Hoffnung auf eine endliche Verständigung mit denen, welchen jetzt meine Theilnahme an dem Protestantenverein ein Aergerniß ist, immer noch aufrecht.

Somit glaube ich meine Stellung zum Protestantenverein von allem Verdacht gereinigt zu haben, so daß ich mich berechtigt halten darf, über diese Sache frei und frank zu reden. Ich darf aber noch einen Schritt weiter gehen. Mit diesen meinen persönlichen Bemerkungen habe ich zugleich erreicht, daß, wenn ich nun mit meinem Wort den deutschen Protestantenverein empfehle, ich für diese Empfehlung mein eigenes Beispiel einsetzen darf. Nicht leicht wird Jemand genöthigt sein, für seine Theilnahme an diesem Verein so viel aufzubieten, als es mir auferlegt ist. Die Verdächtigungen, gegen welche ich mich soeben vertheidigt habe, wußte ich im Voraus: ich wußte, daß meine mächtigen Feinde meine Betheiligung am Protestantenverein benutzen würden, um nachträglich ihre Verketzerungen zu bestätigen, ich wußte, daß ich Vielen meiner Freunde dadurch ein dunkles Räthsel werden würde; und was ich fürchten mußte, es ist eingetroffen, und fortwährend muß ich stehen unter diesen Wetterwolken böser und schädlicher Nachreden. Trotz alledem gereut es mich nicht blos nicht, daß ich bei der Gründung dieses Vereines thätig gewesen und bei ihm ausgeharrt habe, sondern ich freue und rühme mich dessen. Daher darf ich Allen, welche die Sache des genannten Vereines aller-

dings für eine an sich gute und heilige halten, aber durch Rücksichten auf Personen und Verhältnisse von der Theilnahme abgehalten werden, getrost zurufen: folget mir nach.

Vor zehn Jahren lastete auf dem badischen Lande und Volke der hemmende Bann eines mit der päpstlichen Curie abgeschlossenen Vertrages. Da traten protestantische Männer, Theologen und Politiker, zusammen und erhoben mit kräftiger Stimme den Ruf nach Freiheit in Kirche und Staat. Diesen Männern gebührt der Dank, in einer sehr gedrückten Zeit des deutschen Vaterlandes durch ihr muthiges Auftreten der Freiheit des öffentlichen Lebens eine Bahn gebrochen zu haben; auch soll es ihnen nicht vergessen werden, daß sie mit ihrer befreienden Thätigkeit ebenda eingesetzt haben, wo nach ächt deutschen und protestantischen Begriffen für die richtige Gestaltung des öffentlichen Lebens der entscheidende Schwerpunkt liegt, daß sie vor Allem die Freiheit des Geistes, des Glaubens und der Kirche auf ihre Fahne schrieben. Das badische Land machte sich los von dem hierarchischen Joch und ging dann auf dem Wege freiheitlicher Entwickelung in den öffentlichen Angelegenheiten allen deutschen Staaten voran. Nach diesem glücklichen Erfolge protestantischer Vereinigung traten vor fünf Jahren mit jenen Männern des deutschen Südens Protestanten des Nordens in Frankfurt am Main zusammen, und diese gründeten mit einander den deutschen Protestantenverein. Um nun diesen Verein als eine in der gegenwärtigen Kirchennoth willkommene Hülfe zu erweisen, wollen wir zunächst und vor Allem die Idee desselben uns klar machen, sodann seine bisherige Geschichte verfolgen und endlich uns ein Bild von seiner Zukunft zu machen versuchen.

Die Idee des deutschen Protestantenvereins ist im Grunde sehr einfach, sie besteht aus zwei Momenten, die zwar bis jetzt als unvereinbar angesehen sind, die aber, in dem Lichte der kirchengeschichtlichen Entwickelung betrachtet, sich gegenseitig ergänzen und fordern und somit ihre innere Zusammengehörigkeit und demnach die Richtigkeit und Nothwendigkeit jener Idee beweisen. Die beiden Momente sind kirchliches Handeln und Vereinigung nicht in einer dogmatischen Formel, sondern in einem durch die gegen-

wärtige Lage gebotenen Ausdruck christlicher Gesinnung. Der deutsche Protestantenverein hat das kirchliche Handeln im eigentlichen Sinne des Wortes als seine Aufgabe hingestellt. Hervorgegangen ist er aus dem drückenden Gefühl eines allgemeinen kirchlichen Nothstandes und aus dem klaren Bewußtsein, daß man endlich vom Reden und Schreiben zum Handeln übergehen müsse, daß aber die bisherigen Mittel und Wege zur Hülfe gänzlich unzureichend seien. Das kirchliche Handeln, welches der Verein im Sinne hat, ist nicht wie die Thätigkeit des Gustav-Adolph-Vereins oder der Vereine für innere und äußere Mission auf einzelne Zwecke gerichtet, sondern dieses Handeln ist ein Handeln der Kirche auf sich selber, auf ihren eigenen Gesammtzustand. Es wird leider auch in der Mitte des Protestantenvereins selber nicht immer genug beachtet, daß dieser Verein nicht zum Disputiren, nicht zum Dociren, sondern zum Handeln sich verpflichtet hat, ich will deshalb an sein am 3. Juni 1865 beschlossenes Statut erinnern, in dem als Zweck des Vereins Folgendes aufgestellt ist: „1) der Ausbau der deutschen evangelischen Kirchen auf der Grundlage des Gemeindeprincips, sowie die Anbahnung einer organischen Verbindung der Landeskirchen;" „2) die Bekämpfung des hierarchischen Wesens und die Wahrung der Rechte, Ehre und Freiheit des deutschen Protestantismus;" „3) die Erhaltung und Förderung christlicher Duldung und Achtung zwischen den verschiedenen Confessionen;" „4) die Anregung und Förderung des christlichen Lebens, sowie aller der christlichen Unternehmungen und Werke, welche die sittliche Kraft und Wohlfahrt des Volkes bedingen." Dieser vierfach getheilte Zweck mit seinen unterschiedlichen Bezeichnungen ist in der Erklärung des engeren Ausschusses vom 11. October 1866 auf einen einfachen Alles umfassenden Ausdruck gebracht, derselbe heißt: „deutsche Volkskirche evangelischer Confession." Es sind sehr hohe Ziele, welche sich der Verein mit diesen seinen öffentlichen Gelübden gesetzt hat, ich will nur daran erinnern, daß eine gänzliche Umgestaltung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in diesem Programm zwar nicht ausdrücklich ausgesprochen ist, aber jedenfalls gemeint sein muß, wenn von „der Anbahnung einer organischen

Verbindung der Landeskirche" und vollends, wenn von einer „deutschen Volkskirche" die Rede ist. Jeder, der die Tragweite dieser vielsagenden Worte zu verstehen im Stande, wird das große Gewicht der Verantwortlichkeit fühlen, welches in der Aufstellung eines solchen Programms enthalten ist und an welchem jedes gewissenhafte Mitglied zu tragen hat. Es gehört zur ächten Mitgliedschaft des Protestantenvereins, sich über den Ernst dieser kirchlichen Aufgaben nicht zu täuschen, sondern immer klarer darüber zu werden. Daß nun ein kirchliches Handeln, welches auf den Zustand der Kirche selbst gerichtet ist, nicht ein von uns willkürlich erdachtes und eigenmächtig ergriffenes ist, dafür bürgt schon der Umstand, daß der größte theologische Lehrer der Neuzeit die Nothwendigkeit eines in der Kirche fortgehenden reinigenden und reformatorischen Handelns schon längst nachgewiesen hat, ohne daß diese ernste Mahnung bis jetzt nur beherzigt wäre, geschweige denn zur That geführt hätte. In dieser allgemeinen christlichen Pflicht, welche Schleiermacher so deutlich und nachdrücklich aufgezeigt hat, ist auch unsere Rechtfertigung enthalten, wenn man uns fragt nach unserm Beruf für ein solches Vornehmen. Denn was wir wollen, ist eben nichts Anderes als die Beziehung jener von Schleiermacher eingeschärften allgemeinen protestantischen Pflicht auf die gegenwärtige Zeit. Oder allgemein verständlicher ausgedrückt ist das, was wir uns vorgenommen haben, nichts Anderes, als der volle Ernst, den wir hineinlegen in das heilige Gebet, das uns Jesus gelehrt hat. Wenn wir nämlich beten, daß der Name Gottes geheiligt werde, daß das göttliche Reich komme, daß der göttliche Wille auf Erden ausgeführt werde, so dürfen wir uns nicht einbilden, dies mit voller Wahrheit, also ohne Heuchelei zu thun, wenn wir nicht zugleich und jedesmal des Willens sind, Alles, was in unseren Kräften steht, zu thun und selber Hand anzulegen, auf daß, was wir bitten, wirklich zur Ausführung komme, dagegen Alles, was diese Ausführung hindert und stört, beseitigt und entfernt werde. Nun haben wir auf unserm gemeinsamen kirchengeschichtlichen Gange in dankbarer Erinnerung erkannt, daß die Heiligung des göttlichen Namens, das Kommen des göttlichen Reiches und

die Erfüllung des göttlichen Willens durch Nichts so gegründet und gefördert worden ist, wie durch die Reinigung der Kirche von den Greueln des Aberglaubens, und zum freudigen Bewußtsein ist es uns gekommen, daß wir wohnen in diesem gereinigten Tempel des Höchsten. So oft wir nun jenes heilige Gebet, sei es öffentlich, sei es in der Verborgenheit, zum Himmel emporsenden, müssen wir uns auch verpflichtet fühlen, Alles zu thun, um neu eingedrungene Unreinigkeiten und Unzierden aus diesem unserm Heiligthum zu entfernen und dafür dasselbe immer schöner und herrlicher zu schmücken. Schauen wir nun mit dieser durch das Vaterunser geheiligten Gemüthsverfassung auf unsere kirchliche Gegenwart, so sehen wir uns unmittelbar eben vor die Aufgabe gestellt, welche der Protestantenverein sich gesetzt hat. Wir haben den kirchlichen Nothstand angeschaut, wir haben ihn entstehen, wir haben ihn wachsen sehen, wir wissen, daß er da ist, wir fühlen seinen Druck. Die Männer nun, welche den Protestantenverein gründeten, trugen eben diesen Nothstand auf dem Herzen, sie schauten um sich, ob nicht bereits Hülfe im Anzuge wäre, aber es zeigte sich keine. Die Kirchenregimente leisten die nöthige Hülfe nicht, denn ihre Abhängigkeit von einer fremden Macht und ihre eigene dadurch bedingte Zusammensetzung ist selbst ein Hauptbestandtheil der Noth; die freien kirchlichen Vereine nicht, denn keiner von ihnen hat den Muth, über den kirchlichen Gesammtzustand öffentlich zu verhandeln, geschweige denn an die Besserung die Hand zu legen. Wenn man also uns fragt, wer hat euch Macht und Befugniß gegeben, euch zu Reformatoren der Kirche aufzuwerfen, so antworten wir: das Werk, zu dem wir uns vereinigt haben, hätten längst Andere, Bessere und Höhere in die Hand nehmen sollen, da sie es aber nicht gethan, so haben wir uns angeboten, um ein Werk, das nicht länger aufzuschieben war, mit unseren schwachen und unvollkommenen Kräften anzufassen, übrigens ist unser Vornehmen nichts Anderes, als wozu jeder Protestant durch seine Taufe und Confirmation, durch sein Vaterunser verpflichtet ist.

Da nun seit dem nicänischen Concil die dogmatische Glaubensformel das ganze kirchliche Wesen beherrscht, so ist es bisher Sitte, daß jede kirchliche Vereinigung und Gemeinschaft sich auf

eine dogmatische Bekenntnißformel gründet. Wir, die Vertreter des deutschen Protestantenvereins, obwohl wir uns das höchste kirchliche Ziel gesetzt haben, wir verschmähen diese dogmatische Basis, wir verlangen als Bundeszeichen nur das Gelübde, mit uns gemeinschaftlich an der Erneuerung der Kirche arbeiten zu wollen, unser Gemeinschaftszeichen ist nicht ein kirchlich-dogmatisches, sondern ein kirchlich-ethisches. Diese unsere Neuerung ist der Punkt, um den wir auf den Tod verklagt werden, diese Neuerung ist das Zeichen, in dem wir entweder siegen oder sterben müssen. Die Anklage lautet nämlich dahin, daß wir mit solcher Neuerung den Zusammenhang mit aller bisherigen Geschichte der Kirche abbrechen und uns so zu sagen in's Leere stellen, daß also Keiner, der sich in wahrer Treue zu Christo und seinem Reiche halten wolle, zu uns treten dürfe. Diese Anklage wäre begründet, wenn wir mit dem Abschen von einer dogmatischen Bekenntnißformel die ewige Grenzlinie zwischen Glauben und Unglauben, zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Christus und Belial zu verwischen uns vermessen wollten. Da wir aber ferne sind von solchem frevelhaften Beginnen, so kehrt sich jene Anklage in das Gegentheil um: unsere Verkläger sind es, die durch das Festhalten an der dogmatischen Formel die geschichtliche Entwickelung der Kirche gefährden, wir dagegen bestreben uns, der Gefahr vorzubeugen, daß nicht der kirchliche Bestand durch eine jähe, leidenschaftliche Bewegung einen unheilbaren Riß erleiden möchte. Der Gegensatz, in welchem wir zu unseren Anklägern stehen, liegt nicht da, wo jene ihn suchen, er liegt vor Allem in dem verschiedenen Urtheil über die kirchliche Vergangenheit und Gegenwart. Jene sind der Meinung, daß die Kirche im Ganzen, abgesehen von einzelnen Verirrungen und Verkehrtheiten, auf richtiger Bahn gewandelt ist und namentlich in unserer Gegenwart in ihren Hauptorganen den richtigen Sinn habe und pflege. Der Protestantenverein hat eine ganz entgegengesetzte Anschauung, er ist der Meinung, daß die Kirche in der Vergangenheit große und verhängnißvolle Fehltritte gethan und in der Gegenwart so wenig diese Fehltritte wieder gut zu machen beflissen sei, daß sie vielmehr dieselben zu wiederholen und zu verschlimmern in Gefahr

stehe. Der Protestantenverein hat sich überzeugt, daß der unter dem Einfluß des Staatskirchenthums eingeschlagene nicänische Weg der Kirche vornehmlich deshalb so verderblich geworden ist, weil, nachdem die dogmatische Formel als Maßstab des Christenthums festgesetzt ist, die Kraft und Lauterkeit des sittlichen Lebens großen Schaden gelitten hat, und daß daher nicht eher die eingerissene Verderbtheit und Kraftlosigkeit der Kirche gehoben werden könne, als bis jener Abweg gründlich verlassen und zu allernächst, um das richtige Verhältniß wieder herzustellen, der sittliche Gesichtspunkt mit aller Entschiedenheit in den Vordergrund gestellt werde. Ich kann Sie, hochgeehrte Zuhörer, jetzt, nachdem Sie mich auf dem kirchengeschichtlichen Gange begleitet haben, zu Zeugen aufrufen, daß diese Anschauung richtig ist, daß also das Programm des Protestantenvereins nicht ein ungeschichtliches, phantastisches Project ist, sondern mit der nüchternen Auffassung einer vielhundertjährigen Geschichte im Einklang steht.

Lassen Sie mich nun zeigen, wie der Protestantenverein der Gefahr, welche in dem gegenwärtigen Stadium jenes verderblichen nicänischen Weges ligt, vorzubeugen sich bemüht. Das gegenwärtige Stadium jenes Weges signalisirt sich vornehmlich dadurch, daß in den letzten Menschenaltern innerhalb der Gemeinde der Getauften eine Scheidewand zwischen sogenannten Gläubigen und sogenannten Ungläubigen aufgerichtet wird, und zwar sind jene es, welche diese Scheidewand aufrichten, weil sie die Herrschaft der dogmatischen Formel vertheidigen; sie selber nennen sich deshalb die Gläubigen, während sie die Anderen, welche diese Herrschaft entweder stillschweigend oder mit lautem Widerspruch abweisen, die Ungläubigen nennen. Ausgegangen ist dieser Sprachgebrauch von der Minderheit der Theologen zur Zeit des herrschenden Rationalismus, jetzt hat dieser Sprachgebrauch sich vorzugsweise in einflußreichen Laienkreisen festgesetzt, und anstatt von den Theologen berichtigt zu werden, beherrscht derselbe als eine gebietende Macht die Mehrheit der Theologen und Kirchenregimente. Ich werde beweisen, daß dieser Sprachgebrauch sowohl formell wie materiell durchaus unberechtigt ist und also auf einer verderblichen Anmaßung beruht. Zunächst nach der formellen Seite ist der in jenem Sprachgebrauch

liegende Anspruch ausschließlicher Christlichkeit vollkommen unberechtigt, da derselbe jeder Ordnung und namentlich der Ordnung der christlichen Gemeinschaft in's Angesicht schlägt. Denn wie darf innerhalb einer bestehenden Gemeinschaft eine beliebige Minderheit die Befugniß in Anspruch nehmen, die Mehrheit auszuschließen? ist denn nicht die christliche Gemeinschaft unter uns constituirt? sind wir denn nicht Alle getauft? sind wir denn nicht Alle confirmirt? Freilich halten uns jene entgegen: „die Masse hat ihre Taufe verleugnet und ihr Gelübde gebrochen.“ Allein Taufe und Confirmation sind öffentliche, im Namen der Gesammtgemeinde vollzogene Acte, und daher kann das Urtheil darüber, ob die Wirkung dieser heiligen Handlungen vernichtet ist, nur der Gesammtgemeinde zustehen und auf keinen Fall einem Einzelnen oder einer rein privativen Gesellschaft. Dazu kommt, daß diese in der Natur aller gesellschaftlichen Ordnung begründete Regel durch ein ausdrückliches fundamentales Gesetz Christi feierlich sanctionirt worden ist. Es trifft diejenigen, welche sich ausschließlich für die Gläubigen halten und ausgeben, der schwere Vorwurf, daß sie dieses Gesetz Christi (Matth. 18, 15—17), welches die Reformationszeit in vielen Kirchengesetzen als grundlegend anerkannt hat, gänzlich außer Acht gelassen. Denn das ist doch der klare Grundgedanke in jenem Worte Christi, daß das entscheidende Urtheil über das Bürgerrecht in seinem Reiche nicht den Trägern des Amtes und am allerwenigsten einer unorganischen Minderheit, die sich selbst constituirt, zusteht, sondern nur der Gesammtgemeinde und der aus ihr hervorgehenden Vertretung. Es ist also der in jenem Sprachgebrauch liegende Anspruch eine offenbare Uebertretung eines ausdrücklichen Wortes und Gesetzes Christi! Und dennoch soll dieser widerchristliche Sprachgebrauch der Eckstein einer neuen Kirchenordnung werden! Dieser freilich unbewußte aber unzweifelhaft vorhandene Ungehorsam gegen Christi Wort erklärt es auch, daß in jenem Anspruch so wenig Folgerichtigkeit und Kraft enthalten ist.

Der Anspruch der ausschließlichen Christlichkeit, welcher die Masse der Getauften und Confirmirten aus dem Reiche Christi eigenmächtig ausschließt, bleibt für gewöhnlich in stiller Verbor-

genheit, als geheimer Richterspruch der Herzen, als flüsterndes Wort in den stillen Kreisen; öffentlich und in erkennbarer Bestimmtheit tritt dieses ausschließende Urtheil nur ganz ausnahmsweise und in der Regel nur dann hervor, wenn man der ausführenden Gewalt des staatlichen Armes sich versichert halten darf. Sonst aber leben und zehren die Pastoren, welche sich für die ausschließlichen Gläubigen halten, von den Beiträgen derselben Masse, welche sie im Herzen als abtrünnig bereits verurtheilt haben. Wäre die Scheidung zwischen Gläubigen und Ungläubigen formell ordnungsmäßig, ginge sie aus dem reinen und kräftigen Bewußtsein christlicher Ordnungsmäßigkeit hervor, es wäre unmöglich, daß man dabei in solche schimpfliche Selbstwidersprüche gerathen könnte. Diese Selbstwidersprüche machen durchaus den Eindruck, daß jene Ausschließung der sogenannten Ungläubigen nicht sowohl die That des zwingenden Gewissens, sondern des räsonnirenden Verstandes ist, daß also in dieser Verurtheilung der Ungläubigen ein verkappter und unchristlicher Rationalismus verborgen ist.

Aber auch materiell ist die Behauptung jener, daß bei ihnen ausschließlich das Christliche sei, bei den Anderen das Anti-Christliche, auf keine Weise zu halten; ich will dieses nachweisen sowohl in Bezug auf die objective wie in Bezug auf die subjective Seite des Christenthums. Das vornehmste Object des christlichen Glaubens ist ein zwiefaches: Christus und die heilige Schrift. Nun wird sowohl in Christus wie in der heiligen Schrift von Alters her ein Göttliches und ein Menschliches unterschieden, wobei die Voraussetzung ist, daß die richtige Anschauung des Ineinander beider Momente sowohl in der Person und Geschichte des Herrn, wie in der Entstehung und dem Bestande der Bibel das letzte Ziel der wahren Erkenntniß sei. Nun ist es anerkannt, daß die dogmatische Entwickelung nicht in gerader Linie, sondern in oscillirender Bewegung fortgegangen ist: zuerst ist überwiegend und einseitig das Göttliche auf Kosten des Menschlichen betont worden, sodann umgekehrt das Menschliche auf Kosten des Göttlichen; und ebendeshalb wird es auch im Allgemeinen als eine richtige Forderung angesehen, daß die Aufgabe zu erfüllen ist,

nunmehr die gegenseitige Durchdringung beider Momente zur Anschauung und zur Erkenntniß zu bringen. Aber der Zeitpunkt, an dem diese normale Entwickelung mit voller Kraft einzusetzen hatte, ist bereits wieder überschritten, es sind bereits wiederum beide Einseitigkeiten in vollem Zuge, nur daß sie jetzt nicht wie früher durch große Zeiträume getrennt, sondern gleichzeitig sind. Und zwar liegt wiederum der beginnende Fehler an denen, welche vorzugsweise das Göttliche zu vertreten wähnen. Diese haben nämlich nicht begriffen, daß wenn die früheren Zeiten in offenbarer Einseitigkeit das Göttliche in Christus und in der Bibel betonten, sie damit nur ein abstract Göttliches verherrlichten, nicht aber die wahre Göttlichkeit Jesu und der heiligen Schrift, sie vergaßen, daß die wahre Göttlichkeit Jesu und der heiligen Schrift nirgend anders existirt, als in der Menschlichkeit Jesu und in der Menschlichkeit der heiligen Schrift, daß also wer dieser Menschlichkeit nicht vollkommen gerecht werde, eben damit auch die wirkliche Göttlichkeit dieser geschichtlichen Offenbarungen verkürze und abbreche. Da nun die Hervorhebung der menschlichen Seite die letzte Einseitigkeit gewesen war, so konnte der wahre Fortschritt nur so geschehen, daß dieser menschlichen Seite zunächst ihr volles Recht zuerkannt wurde, um auf Grund dieser wahren Menschlichkeit sich vor jener eingebildeten Göttlichkeit zu hüten und die wahre Göttlichkeit zu gewinnen. Diesen Proceß geistvermittelter Anschauung und Erkenntniß hat man umgangen; in antipaulinischer, judaistischer und fleischlicher Weise klammerte man sich wiederum mehr oder weniger unvermittelt an die unter dem verdächtigen Schutz des weltlichen Arms entstandenen Formeln. Man muß jedoch bei Beurtheilung dieser neuen Einseitigkeit gar wohl die Anfänge und Fortgänge, die Meister und Jünger unterscheiden. Die Anfänge waren leise und vielfach unschuldig, die Meister bemühten sich noch ernstlich, den von den Zeichen der Zeit gestellten Anforderungen nicht in's Angesicht zu schlagen; aber wie es mit einer Einseitigkeit zu gehen pflegt, namentlich wenn sie schon einmal von der Zeit gerichtet worden ist, mit raschen Schritten nimmt das Verderben überhand. Der ausgetriebene unsaubere Geist, wenn er wiederkehrt, ist schlimmer denn

zuvor. Um genau zu wissen, wie es gegenwärtig mit der herrschenden Theologie und dem bestehenden Kirchenthum bestellt ist, muß man sich nicht begnügen, in die dogmatischen und exegetischen Handbücher hineinzuschauen, man muß in den verschiedenen Ländern die Kirchen besuchen, und zwar nicht blos in den Residenzen und Städten, sondern auch auf den entlegenen Dörfern, dann bekommt man einen Eindruck davon, was es mit der restaurirten Christologie und Inspirationstheorie, mit der gegenwärtigen Rechtgläubigkeit auf sich hat. Vor dreißig, vierzig Jahren ging noch ein frischer Hauch von der sogenannten gläubigen Predigt durch die Gemeinden, das ist jetzt eine große Seltenheit. Der Gedankengehalt ist meistens ein sehr dürftiger geworden, die Ausdrucksweise im höchsten Grade eintönig und vielfach ungebildet, und wenn von dem Heiligsten die Rede ist, von Jesu Leben und Sterben, Handeln und Leiden, so wird das alles in solche kalte Ferne gerückt, als wäre es niemals auf Erden, innerhalb Fleisches und Blutes geschehen, alles Lebendige, alles Geschichtliche wird aufgelöst in wenige immer wiederkehrende abstracte Gedanken, die außerdem dem schlimmsten Mißverständniß und Mißbrauch ausgesetzt sind. Es ist daher auch in diesen Reden eine naturgemäße Wärme und belebende Begeisterung nicht zu spüren, dafür werden meistens die Ohren überschrieen von einem künstlichen Pathos. Und was den Gebrauch der heiligen Schrift in so vielen Predigten anlangt, so muß es jeden Sinn für die göttlich geschichtliche Entstehung der Bibel auf's Tiefste verletzen, wenn man dieses Zusammenwürfeln von gewissen beliebten Bibelstellen anhört, welches immer den Eindruck macht, als wäre die Bibel wie der Koran eine Sammlung fertig vom Himmel herabgelassener Sprüche. Und noch schmerzlicher muß es den christlichen Sinn berühren, wenn man wahrnimmt, wie diese Spruchprediger so geflissentlich vor vielen Theilen der heiligen Schrift, die doch eben so gut inspirirt sind wie ihre Lieblingssprüche, vorübergehen. Und dabei lautet nun das Urtheil der sogenannten Gläubigen, das officielle Urtheil der meisten Kirchenbehörden über diese Masse solcher ungesalbter geistloser Prediger, daß sie Christum verkündigen, daß sie schriftgemäß predigen! Wahrlich,

Christus ist nicht eine Summe von dogmatischen Sätzen, sondern der lebendige Herr, der durch die Zeiten schreitet und in dessen Angesicht jede Zeit ihre Bedeutung und Bestimmung innerhalb des ewigen Rathschlusses Gottes lesen soll, und nur wer die Gegenwart dieser göttlichen Beleuchtung verstanden hat, darf es wagen, Christum vor der Gemeinde zu predigen. Und was die Schriftgemäßheit der gewöhnlichen Predigtweise anlangt, so habe ich oft staunen müssen über die wahrhaft fleischliche Sicherheit, die in dieser Beziehung weit verbreitet ist. Wenn es sich darum handelt, die Welt zu strafen, so geht man mit den schärfsten Sprüchen vor, als wäre in der Kirche Alles in schriftgemäßer Ordnung, während doch nur ein flüchtiger Blick in die Bibel dazu gehört, um zu erkennen, daß die Hauptzüge unseres gegenwärtigen kirchlichen Bestandes völlig schriftwidrig sind. Daß ich dieses öffentlich ausspreche, geschieht nicht, um Jemandem wehe zu thun, aber einer gefährlichen Täuschung gegenüber ist Jeder verpflichtet, der Wahrheit beizustehen. Ich bin oftmals gesessen unter der Kanzel eines sogenannten, vielleicht sogar gefeierten Bekenners, mein Herz hat sich gesehnt nach Licht und Kraft, und was habe ich empfangen? Die allerbitterste Betrübniß und Marter der Seele um einen kirchlichen Zustand, dem die Unterscheidung zwischen Geist und Buchstaben, zwischen Wahrheit und Gewohnheit abhanden gekommen! Unter diesen wahrhaft beklagenswerthen Umständen sollte man es nicht blos begreiflich finden, sondern auch der Kirche Glück wünschen, daß eine rüstige Schaar von Theologen aufgestanden ist, welche viel Talent und Fleiß aufbieten, um die nicht blos in Vorzeiten, sondern wiederum auf's Neue verwahrloste menschliche Seite in der Geschichte Christi und in der Entstehung der heiligen Schrift an's Licht zu ziehen, wenn man auch bedauern müßte, wie ich das von mir bekenne, daß diese Theologen dem Göttlichen in Christo und in der Bibel nicht mit der nöthigen und schuldigen Ehrfurcht gegenüberstehen, und dadurch vielfach in ihren Behauptungen irre gehen und auch gläubigen Gemüthern gerechten Anstoß geben. Jedenfalls ist es als eine unchristliche Selbstüberhebung abzuweisen, wenn jene einseitigen Bekenner des Göttlichen sich als die allein Gläubigen

hinstellen und diesen allerdings eben so einseitigen Vertheidigern des Menschlichen das Christenrecht absprechen wollen.

Ein ähnlicher Gegensatz stellt sich heraus, auf das Subject des Glaubenden gesehen. Christus bezieht sich auf eine heilige Vergangenheit, er beruft sich auf die Schriften Mosis und der Propheten, er kündigt sich an als den König des von Alters her verheißenen und vorbereiteten Reiches. Eben so energisch dringt er aber auch auf die Thätigkeit des eigenen Nachdenkens, mit seinen Fragen und Gleichnissen sucht er in seinen Jüngern die aufnehmende und aneignende Selbstbestimmung zu wecken. Es ist offenbar sein Bestreben, daß das Ueberlieferte nicht als Aeußeres, nicht als „religiöser Memorirstoff" angenommen werde, sondern durch das eigene Nachdenken als wesentlicher Bestandtheil des persönlichen Lebens erkannt, empfunden und angeeignet werde. Heilige Geschichte und persönliches Leben sollen sich auf Grundlage einestheils des in dem vernünftigen Wesen des Menschen liegenden Vermögens und anderntheils der von Christus ausgehenden Wirkung durchdringen. So meint es offenbar auch Luther, indem er in seinem großen Bekenntniß zu Worms sich auf die Schrift und auf die Vernunft beruft. Aber dieses Gleichgewicht ist nicht festgehalten worden, es hat sich in der Kirche gar bald die Neigung erzeugt, den geschichtlichen Inhalt ohne das Bewußtsein von der Nothwendigkeit einer fortgehenden inneren Aneignung, von der Nothwendigkeit einer vollständigen und gründlichen Vermittelung aufzunehmen, es zieht sich durch die Jahrhunderte hindurch die Einseitigkeit eines kirchlichen Traditionalismus. Es entsteht die Gewohnheit, das Ueberlieferte anzunehmen, weil es überliefert ist, zu glauben, was und wie die Kirche glaubt, der Inhalt des Glaubens bekommt den Charakter eines in dem heiligen Schrein des kirchlichen Gedächtnisses aufbewahrten Stoffes, die Religion des immerdar sich selbst bewahrheitenden Geistes (1. Joh. 5, 6) sinkt auf die Stufe der vorchristlichen Religionen zurück. Es kann uns nicht befremden, daß endlich sich eine entgegengesetzte Einseitigkeit ausbildet, die sich auf jenes rationelle Element des Christenthums zurückzieht, ohne die Nothwendigkeit zu erkennen, daß Nichts von dem ewigen Inhalt der heiligen Ge-

schichte verloren gehen darf. Noch tiefer greift ein anderer Gegensatz in Ansehung des christlichen Subjectes ein. Der Schwerpunkt des menschlichen Wesens liegt im Willen. Christus gegenüber ist der menschliche Wille zunächst rein empfangend, als Glaube, demnächst thätig als sittliche Kraft, Christus für uns und Christus in uns. Daß Beides unauflöslich zusammengehört, beweist das ganze neue Testament. In der Kirche aber ist Beides auf mannichfache Weise getrennt worden. Schon früh entwickelte sich eine einseitig dogmatisirende Richtung, und sie wird sich so lange fortsetzen, bis die Kirche ihre Mündigkeit erklärt und, auf ihre Selbstverantwortlichkeit und Selbstständigkeit gestellt, ihre volle Kraft nach allen Dimensionen entwickelt. Was Wunder, daß der dogmatisirenden Einseitigkeit gegenüber jener Rationalismus, der auf die menschliche Naturanlage zurückging, die Moral in den Vordergrund stellte, ohne freilich im Stande zu sein, den Grund und Neu-Bau einer christlichen Ethik ausführen zu können.

Auch in Ansehung dieser subjectiven Gegensätze ist der rechte Zeitpunkt einer möglichen normalen Ausgleichung verpaßt worden. Schon seit geraumer Zeit stehen auf's Neue sich gegenüber der Traditionalismus und der Rationalismus, der Dogmatismus und der Ethicismus, und zwar sind diese subjectiven Gegensätze jenen objectiven analog. Die, welche auf der objectiven Seite den menschlichen Factor auf Kosten des göttlichen geltend machen, sind dieselben, welche die vernünftige und sittliche Kraft des Christenthums mit einer übertreibenden Einseitigkeit voranstellen. Eben deshalb aber bekommt der Gegensatz in der subjectiven Sphäre dieselbe Schärfe wie in der objectiven. Der Traditionalismus und Dogmatismus verschließt den Rationalisten und Moralisten das Himmelreich, fordert aber durch diesen hochmüthigen Anspruch auf das kirchliche Richteramt die Kritik gegen sich selbst um so schärfer heraus. Die Traditionalisten und Dogmatisten behaupten zwar, sie hätten das, was jene einseitig und irrthümlich geltend machen, in rechter Weise aufgenommen, sie reden von dem christlichen Gebrauch der Vernunft und schreiben eine christliche Ethik. Aber sieht man nicht blos auf die

Reden und Schriften, sondern auf das thatsächliche Verhalten, dann muß man sich überzeugen, daß sie in einer schlimmen Selbsttäuschung einhergehen. Man muß nur darauf achten, welch eine unheimliche Scheu zu entstehen pflegt in denen, welche sich der christlichen Vernunft rühmen, so oft sich der christliche Geist durch sich selber ohne Anlehnung an das Gewohnheitsmäßige bezeugt und geltend macht, was ja doch nach 1. Joh. 5, 6 seine eigenste Art ist; man muß es nur erlebt haben, wie die vermeintlich von Traditionalismus Befreiten sich sträuben, wie sie sich ängstigen und quälen, ohne sich entschließen zu können, wo es gilt, sich frank und frei Angesichts des Kirchenregiments und der Gemeinden von einem durch den Geist gerichteten Buchstaben der Theorie oder der Praxis loszusagen. Ich habe in solchen Fällen meinen Glaubensgenossen oftmals das Wort Tertullian's: „Christus ist nicht die Gewohnheit, sondern die Wahrheit" zugerufen, aber die Furcht hat die Wirkung meines Rufes vernichtet. Und was den Anspruch der Dogmatisten auf christliche Ethik betrifft, so muß man auf Zweierlei Acht geben, einmal auf ihren gewöhnlichen, nicht wissenschaftlichen, sondern erbaulichen Sprachgebrauch, und sodann auf ihr Verhalten gegen solche ihrer Genossen, die wider das Sittengesetz sündigen. Was das Erstere anlangt, so ist gewiß, daß nach dem Willen Christi Alles, was Heilsordnung heißt, zu seinem Ziele nichts Anderes haben kann und darf, als die Verwirklichung der ursprünglichen sittlichen Grundlage des Menschen, die energische Aufrichtung des ewigen Gegensatzes zwischen Gutem und Bösem. Nun ist es aber eine allgemeine Wahrnehmung, daß in der erbaulichen Sprache der dogmatisirenden Richtung die Grundworte des sittlichen Bewußtseins, wie Gewissen, Tugend, Pflicht, Recht, Gut und Böse, Ehre, Schande so durchstehend gemieden werden, daß man darin eine Absicht anzunehmen genöthigt ist. Da nun die Appellation an die Grundbasis der sittlichen Menschennatur in den paulinischen Briefen eben so rein ertönt wie in der Bergpredigt, so ist in jenem auffälligen und absichtlichen Stillschweigen ein eben so entschiedener Mangel an Christlichkeit verborgen, als wie derselbe die ganze dogmatisirende Sprache dem gesunden Volks-

bewußtsein verdächtig macht. Und dieser Verdacht wird durch das Verhalten bestärkt. Wir haben uns an dem erhabenen Vorgang des öffentlichen Kampfes zwischen Paulus und Petrus erbaut und gesehen, welch ein mannhafter Ernst des sittlichen Geistes in der urchristlichen Zeit jede Störung der Liebe und der Wahrheit zu beseitigen wußte. Durch solche Strenge ist in der wüsten Welt eine Stätte der Gewissenhaftigkeit und sittlichen Reinheit geschaffen worden. Wie grell sticht nun gegen diese heilige Selbstzucht ab das Verfahren der modernen Dogmatisten, welchen die Verdammung der Kinder dieser Welt so glatt von den Lippen strömt, als handelte es sich um eine Kleinigkeit; für die Ihrigen aber, wenn sie ihrem Bekenntniß öffentlich Schande machen, haben sie immer einen Vorrath von nichtswürdigen Entschuldigungen bei der Hand. Da, wo der unverhaltene Zorn offenbar vor der ganzen Welt hervorbrechen sollte, damit nicht Christus zum Sündendiener gemacht werde, braucht man Sophismen zur Schonung derer, denen Nichts nöthiger und heilsamer wäre, als unerbittliche Strenge. Wahrlich, diese dogmatisirenden Bekenner dürfen sich nicht wundern, wenn den Kindern dieser Welt der Glaube an ihre Moralität manchmal schwer wird.

Ich darf es demnach als erwiesen hinstellen, daß der Anspruch derer, welche in der Lehre von Christus und von der Schrift einseitig das Göttliche hervorheben, welche das Traditionelle im Christenthum auf Kosten des Rationellen, das Dogmatische auf Kosten des Ethischen erheben, auf ausschließliche Christlichkeit und Kirchlichkeit nicht blos völlig unberechtigt ist, formell sowohl wie materiell, sondern nothwendig auch verderblich wirken muß. Die Verderblichkeit dieses unberechtigten Anspruches zeigt sich vornehmlich von der Zeit an, als die meisten protestantischen Kirchenregimente begannen, diesen falschen Anspruch einer einseitigen Theologie und einer mangelhaften Gläubigkeit anzuerkennen, als die Männer dieser Richtung auf alle Weise von oben her gehoben und bevorzugt werden, Alles dagegen, was sich in der entgegengesetzten Richtung auf dem theologischen und kirchlichen Gebiete bewegte, wenn allerdings gleichfalls nicht ohne Einseitigkeit, aber eben so berechtigt war wie das einseitige und

ergänzungsbedürftige Gegentheil, öffentlich mit Mißtrauen, Verdächtigung, Zurücksetzung und Maßregelung behandelt wurde. Von der Zeit her hat die theologische Jugend in Massen mit rasender Eile die beliebten traditionellen Formeln sich mundgerecht gemacht und eine Saat von wahrhaft widerlicher, verächtlicher Orthodoxie ist aufgeschossen, in Staats- und Kirchen-Aemtern ergraute Männer haben rasch ihre Sprache verwandelt, herrschsüchtige, gewaltthätige Hierarchen haben die Führung an sich gerissen, Menschen mit Brandmalen im Gewissen gaben die kirchliche Parole aus. Auch in die stillen frommen Kreise der Laien schleichen sich geistlose Schwätzer und unreine Geister ein. Die geistliche Haderhaftigkeit und Verketzerungssucht nimmt überhand und stört die Gluth und Lauterkeit der Andacht und die Kraft der christlichen Werkthätigkeit. In solchen Zeiten wird der verderblichste Wurm des religiösen Lebens, die Heuchelei, nicht blos geschont, sondern förmlich gefüttert. Es ist natürlich, daß alle erleuchteten und tieferen Gemüther unter den sogenannten Gläubigen über einen solchen Zustand seufzen, aber ein Mittel zur Besserung wissen sie nicht anzugeben, und den Muth, sich von einer mehr und mehr verderbenden Kirchlichkeit loszusagen, besitzen sie nicht.

Diejenigen Theologen dagegen, welche den Beruf haben, die verkannten Seiten des christlichen Wesens zur Geltung zu bringen, die sogenannten freisinnigen Theologen wagen sich in so gefährlichen Zeiten nicht an die Luft, sie verschwenden ihre Weisheit an Solche, welche bereit sind nächstens ihre akademische Theologie gegen die consistoriale zu vertauschen, oder sie schreiben Bücher, welche besten Falles erst dann kirchlichen Nutzen stiften können, wenn die kirchliche Entwickelung in geordnete Bahnen wieder eingelenkt sein wird. Und bei diesem Allen ist das große Volk, sind die Millionen, deren Namen die Kirche in ihre Verzeichnisse eingetragen hat, wie die Schafe in der Wüste ohne Hirten.

Da tritt nun der Protestantenverein auf den Plan und spricht zu den beiden gänzlich von einander geschiedenen theologischen und kirchlichen Lagern: längst habt ihr gelernt und auch

begriffen, daß das Christenthum nicht zunächst Lehre, sondern Leben ist; indeß vollen Ernst hat man mit dieser Erkenntniß nur in den hohen Epochen der Christenheit gemacht, jetzt aber ist die Kirche durch lange Ueberschätzung der Lehre zur Rechten nicht blos, sondern auch zur Linken in die größten Verwirrungen gerathen, und eine der schlimmsten Wirkungen dieser Verirrungen ist die gegenwärtige kirchliche Noth unseres Volkes, die zum Himmel schreit. Wohlan, lieben Brüder, so spricht der Protestantenverein, sollen wir denn nicht Angesichts dieses mahnenden Zeichens vom Himmel uns entschließen, mit jener Wahrheit, welche der von Gott am meisten beglaubigte Lehrer der Neuzeit so hell und nachdrücklich an's Licht gebracht hat, endlich einmal vollen Ernst zu machen? Sollen wir uns nicht erinnern, daß es bei aller doctrinären Verschiedenheit und Gegensätzlichkeit noch eine Gemeinsamkeit christlicher Gesinnung giebt, die doch nicht aufhören kann, so lange nicht Jemand seinem Taufgelübde mit Bewußtsein absagt? Sollen wir nicht das gegenseitige Vertrauen zu einander haben, daß wenn Jemand erklärt, an der Erneuerung der Kirche, an der Heilung der offenbaren kirchlichen Schäden arbeiten zu wollen, dieser Wille aus jenem heiligen Quell der gemeinsamen christlichen Gesinnung seinen Ursprung hat, so daß Alle, welche solchen Willen ernstlich bekennen und bethätigen, in dem Verbande christlicher Gemeinschaft stehen und einen ächt christlichen Verein bilden, nämlich einen solchen, wie ihn Christus eben für die vorhandene Noth der kirchlichen Gegenwart braucht? Dabei ist gar nicht unsere Meinung, fährt der Protestantenverein fort, als ob Jemand Etwas von seinen Glaubensüberzeugungen aufzugeben oder zu verschweigen habe, er soll nur eine Usurpation fahren lassen, die er bisher für ein Recht gehalten hat, er soll nämlich aufhören, der Gegenseite das christliche Bürgerrecht abzusprechen. Wenn für's Erste die gegenseitige Anerkennung erfolgt ist, so hegen wir die Hoffnung, daß eine gründliche gemeinsame Arbeit an der Befreiung der Kirche von ihren schimpflichen und verderblichen Hemmungen aus dem ewigen Quell des christlichen Geistes neue Erkenntniß an's Licht bringen wird, welche die Gegensätze, die auf den

Studirstuben niemals ausgeglichen werden, zu einer höheren Einheit erheben werden. So ungefähr spricht der Protestantenverein zu den theologischen und kirchlichen Parteien und faßt seinen Grundgedanken in dem einen Wort zusammen: gemeinsames Handeln zur Erneuerung der Kirche auf der Grundlage der allgemeinen evangelisch-christlichen Gesinnung.

Jetzt wollen wir in der Kürze uns vergegenwärtigen, wie es dem Protestantenverein mit dieser seiner Idee in der Welt bis dahin ergangen ist. Sein kurzes Leben ist bisher in eine unruhige Zeit gefallen; gleich nach seiner Gründung starb der Dänenkönig, und es begann die große Umwälzung, unter deren Folgen noch heute der deutsche Boden zittert. Wenn Manche meinen, daß diese politische Unruhe das bisherige geringe Wachsthum unseres Vereins erklärt, so kann ich nicht bestimmen: einer kirchlichen Bewegung, wenn sie gesund und kräftig ist, wird eine von außen kommende Aufregung der Gemüther eher förderlich als hinderlich sein. Was aber den Verein seither zu einer eingreifenden Wirksamkeit nicht hat kommen lassen, das ist die allgemeine und entschiedene Ungunst der Theologen. Die nach der Rechten sträuben sich gegen das Geständniß, daß unsere kirchlichen Dinge in einer so abgrundmäßigen Verwirrung sich befinden, daß die ganze sittliche und religiöse Zukunft unseres Volkes in Gefahr ist, und weil sie von einer eigentlichen Kirchennoth Nichts wissen wollen, ist ihnen die Gleichberechtigung der beiden vorhandenen theologischen und kirchlichen Richtungen und der Gedanke einer gemeinsamen kirchlichen Arbeit derselben eine ganz unerträgliche Neuerung. Und was die von der Linken anlangt, so sind nur Wenige geneigt, aus ihrem literarischen Stillleben zu einer kirchlichen Action in der Oeffentlichkeit überzugehen. So ward denn der Verein, der nicht blos einen kirchlichen Frieden verkündigte, sondern auch darstellte, als ein kirchlicher Störenfried betrachtet, und man konnte bei der allgemeinen Ungunst der theologischen Parteien den Gedanken fassen, diese unbequeme Bewegung durch Ignoriren ersticken zu können. Nachdem der Verein ein paarmal getagt hatte, verkündete man sein Ende, denn hinfort werde keine Stadt von Ansehen demselben seine Thore öffnen.

Inzwischen blieb der Verein am Leben und verbreitete sich im Stillen, und die alte „Herberge der Kirche", die freie Stadt Bremen, nahm ihn gastlich auf. Der Versuch des Todtschweigens war mißlungen, man mußte auf ein anderes Mittel sinnen; es ward nun auf der ganzen Linie die Losung ausgegeben: der Protestantenverein hat mit der ganzen christlichen und kirchlichen Vergangenheit gebrochen, er hat deshalb in der evangelischen Kirche keine Berechtigung, sondern ist den Freigemeinden, ja den Juden gleich zu stellen. Das war der Vertilgungskrieg. Indessen hat sich schon herausgestellt, daß die Kirchenregimente, obwohl sie zum Theil sehr stark von den Anklägern unseres Vereins dazu aufgefordert sind, nicht den Willen haben, dieses Anathema auszuführen; es hat sich dieses nicht blos in Karlsruhe und Oldenburg gezeigt, sondern ist durch öffentliche Thatsachen und amtliche Erklärungen auch in Bremen, Darmstadt und Berlin erwiesen. Dadurch ist nun eine ganz neue Situation geschaffen, welche die allerernstlichste Beachtung verdient. Nämlich diejenigen Pastoren und Theologen, zum Theil vom höchsten Range, welche mit ihrem Namen und theilweise amtlich eine öffentliche Verdammung des Protestantenvereins ausgesprochen haben, sind verpflichtet, falls sie nicht wollen ihren kirchlichen Ruf mit dem Schimpf der Zweideutigkeit und Doppelzüngigkeit beflecken und außerdem den Stachel eines tödtlichen Selbstwiderspruchs in ihr Gewissen senken, entweder ihre Verurtheilung nach besserer Information öffentlich zurückzunehmen, oder darauf mit Dransetzung ihrer Existenz zu bestehen, daß das Kirchenregiment diejenigen, welche nach ihrem öffentlich ausgesprochenen Urtheil ihr Amt dazu mißbrauchen, um die Grundlagen des christlichen Glaubens und Lebens zu zerstören, als Irrlehrer und Verführer ihrer amtlichen Stellung enthebe. Können sie dies von ihrem Kirchenregiment nicht erreichen, wie dies schon deutlich genug vorliegt, so müssen sie eine Kirche, deren höchstes Amt antichristliche Verführer als Hirten der Gemeinden behandelt und in Schutz nimmt, für ein Babel erklären und ausscheiden. Für diejenigen also, welche ihre öffentliche Verdammung des Protestantenvereins nicht zurücknehmen wollen und daneben bereits wissen, daß das Kirchen-

regiment dieses Urtheil auszuführen sich weigert, steht es jetzt so, daß sie ihren Angriff nicht mehr gegen den Protestantenverein zu richten haben, mit welchem sie bereits fertig sind, sondern gegen ihr eigenes Kirchenregiment, welches ein offenbares und erwiesenes Anti-Christenthum als in der Kirche berechtigt anerkennt. Umkehr oder Secte, das ist, wie jetzt die Dinge liegen, die unabweisliche Alternative für Alle, welche den Protestantenverein für antichristlich erklären, und jede Ausrede gegen diese Alternative widerspricht dem Gesetz christlicher Ehrlichkeit und Mannhaftigkeit.

Und nun lassen Sie mich noch zum Schluß einige Bemerkungen und Wünsche in Bezug auf die Zukunft unseres Vereines hinzufügen. Zwei große Gefahren, welche seine Existenz bedrohten, hat der Protestantenverein hinter sich, und man kann sagen, erst jetzt ist ihm die Bahn für seine eigentliche Action eröffnet. Man darf ihn daher auch nicht nach seinen bisherigen Leistungen abschätzen. Durch die tödtlichen, von mächtigen und zahlreichen Widersachern ausgehenden Angriffe, welche gegen den Verein in seiner Gesammtheit oder gegen einzelne Glieder desselben gerichtet waren, wurden wir von allem Anfang her in eine Defensivstellung hineingedrängt, und wenn in solcher Lage manches rasche und ungeschickte Wort gefallen ist, so soll man nicht vergessen, daß wir die auf den Tod Verklagten gewesen sind, daß alle unsere Widerreden niemals jenen Stachel haben, der die Anklagen unserer Gegner so giftig macht, indem sie uns mit ihrem Bannspruch Himmel und Erde verschließen. Außerdem muß man so billig sein, die Möglichkeit vorauszusetzen, daß Worte, welche dem Anschein nach gegen heilige Objecte des Glaubens gerichtet sind, nicht diese Objecte selber meinen, sondern die Form und Manier, in welcher dieselben so häufig zur Darstellung kommen. Das ist nun aber ausgemacht, daß, wollen wir wirklich die hohen Ziele, die wir uns vorgesetzt haben, ernstlich erstreben und wirklich erreichen, wir nunmehr, nachdem wir für unsere Existenz nicht mehr zu kämpfen haben, unsere doctrinären und polemischen Kinderschuhe hinter uns lassen, daß wir mit ganzer Kraft, mit entschlossenem Ernst die großen brennenden Lebensfragen der

kirchlichen Gegenwart in's Auge fassen müssen. Wir dürfen uns rühmen, daß unser Verein unter den kirchlichen derjenige ist, der sich auch bis jetzt schon am wenigsten gescheut hat, den nicht ungefährlichen aber nothwendigen Thematen für die öffentliche Verhandlung in's Angesicht zu schauen. Es muß aber von jetzt an noch weit mehr als bisher verhütet werden, daß nicht, wovor ein ehrwürdiges Mitglied des Ausschusses wiederholt gewarnt hat, der Schein entstehe, als sei der Protestantenverein eine „rationalistische Propaganda." In dem Maß, als dieser Schein Bestand gewinnt, schädigen wir unser Werk, und sollte gar ein solcher Schein zur Wirklichkeit werden, nun, dann ist der Verein von sich selber abgefallen, dann ist er lebendig todt und man muß ihn so schnell als möglich begraben. Um jenen Schein, um diese Gefahr zu vermeiden, brauchen wir keine besonderen Künste und Vorsichtsmaßregeln, es muß uns nur der protestantische Muth innewohnen, der sich nicht scheut, die wirklichen Nothstände nach dem Maßstab unseres Statutes zu beurtheilen und zur Sprache zu bringen. Muthlosigkeit, Aengstlichkeit, Verzagtheit, Furcht ist die Pestilenz des Protestantismus. Wollen wir dem todkranken deutschen Protestantismus aufhelfen, so müssen wir uns mit einem Muthe bewaffnen, der, wie Luther sagt, „sich keines Dinges getröstet und keines Dinges entsetzet"; und wenn man uns sagt, daß wir kein Bekenntniß haben, so müssen die Thaten dieses unseres protestantischen Muthes die Antwort sein, mit diesen Thaten müssen wir unser Bekenntniß in das Herz unseres Volkes schreiben, und diese lebendige Schrift muß unsere Handschrift sein, mit welcher wir das augsburger Bekenntniß bestätigen und erneuern. Der Ausschuß unseres Vereins muß auf seiner Warte Umschau halten und allemal die dringlichsten Fragen der deutschen kirchlichen Gegenwart auf die Tagesordnung setzen, und diejenigen, welche in der Behandlung solcher Fragen das erste Wort führen, müssen vor Allem zeigen, daß sie frei sind von der moralischen Bleichsucht so vieler Theologen unserer Zeit. Ebenso müssen die Zweigvereine vor Allem sich umsehen nach dem, was an ihren Orten das kirchliche Leben und Gedeihen am meisten hemmt, und eben dieses müssen sie in ihren Versammlungen vorzugsweise und

ohne Scheu zur Verhandlung bringen und nicht eher ruhen, als bis sie die Störung beseitigt haben. Wenn manche Vereinsmitglieder dafür halten, daß man vor Allem sich um die Stimmung im Publikum bekümmern müsse, und daß man nur das zur Verhandlung bringen und in Angriff nehmen dürfe, wofür man auf eine günstige Stimmung sich Rechnung machen dürfe, so scheint uns diese weltliche Weisheit eines kirchlichen Vereines nicht recht würdig zu sein. Wüßte das Publikum selber, was für die Kirche heilsam und nöthig wäre, dann wäre der Protestantenverein ein überflüssiger Luxus; wollen wir unser Dasein rechtfertigen, so müssen wir den Muth haben, das Publikum zu belehren und zu bestimmen, und dürfen nicht uns vom Publikum bestimmen und weisen lassen. Jemehr wir uns nicht durch äußere Rücksichten, sondern durch den unverwandten Blick auf innere Nothwendigkeit und Heilsamkeit in unseren Verhandlungen und Arbeiten leiten lassen, desto gewisser empfängt das deutsche Volk den Eindruck, daß uns nicht ein weltlicher, sondern ein christlicher Geist führt und regiert. Wenn der Zweigverein und der Hauptverein sich in solcher muthigen Thätigkeit finden lassen, dann werden die Protestantentage Leuchtthürme sein, an denen die kirchliche Fahrt sich orientirt.

Dann wird auch Zweierlei erreicht, was wir nothwendig brauchen, wenn uns unser Programm nicht Lügen strafen soll, was uns aber bisher noch wenig gelungen ist. Wir verlangen die Mündigkeit der Gemeindeglieder bei kirchlichen Fragen, aber in unseren Verhandlungen lassen sich die Laien bis jetzt noch wenig vernehmen. Nämlich wir dociren und theoretisiren zu viel, und damit machen wir die Laien scheu und stumm. Steigen wir vom Katheder in's wirkliche Leben hinab, so werden wir „die Weisheit von der Gasse", die wir für die Lösung der schwierigsten Kirchenfragen nothwendig gebrauchen, zu hören bekommen. Ferner die Erleuchteteren unter den Theologen, die sich bisher so ängstlich von uns zurückgehalten haben, werden in der nächsten Zeit die Verderblichkeit der gegenwärtigen Kirchenzustände immer tiefer zu fühlen bekommen. Wenn diese nun wahrnehmen, daß wir den Muth haben, die kirchlichen Nothstände im Geiste der Wahr-

heit und Freiheit anzuschauen und zu behandeln, dann werden sie ihre bisherige Scheu fahren lassen, werden zu uns treten und mit uns gemeinschaftlich Hand anlegen. Und erst wenn das erreicht sein wird, kann unsere Mission sich erfüllen.

Schließlich bin ich der Meinung, der Protestantenverein hat jetzt seine Zukunft wesentlich in seiner eigenen Hand. Wird er aus dem guten und heiligen Geiste, aus welchem er geboren ist, seine anfänglichen Mängel verbessern, wird er sich in der Kraft des evangelischen Glaubens und Muthes, der sich nicht auf Fürsten verläßt, aber eben deshalb Fürsten schützen und stützen kann, zu heiligen Werken ermannen, so wird er ein großer Segen für unser Volk sein. Je näher er aber mit Gottes Hülfe seinem Ziele rückt, in demselben Maße macht er sich selber überflüssig, denn nur eine Brücke will er sein zu etwas Anderen und Höheren. Dieses Höhere ist die deutsche Volkskirche, von welcher mein letzter Vortrag handeln wird.

XII.

Die deutsche Volkskirche oder die Vollendung der Reformation.

Hochgeehrte Versammlung!

Wenn Christus seinen Jüngern den Geist verheißt, der das Zukünftige verkündigen wird (Joh. 16, 13), so glaube ich, daß wir diese Verheißung eben so wenig auf die Apostel beschränken dürfen, als wir auch die übrigen Verheißungen in jenem Zusammenhang uns getrost anzueignen pflegen. Der ganzen Christenheit, wie dem einzelnen Christen ist ein gewisses Maß von bestimmter Ahnung der Zukunft verliehen, wenn die Thatsachen der Geschichte in dem Lichte des göttlichen Wortes betrachtet und erwogen werden. Und dieses voranleuchtende Licht ist den Christen auch nothwendig, damit sichere Schritte auf dem Wege des christlichen Lebens und Handelns gethan werden können. Wenn ich

daher heute den Versuch wage, ein Bild von der Kirche der Zukunft unter unserm Volke aufzustellen, so maße ich mir nicht eine besondere Gabe der Weissagung an, sondern brauche ein allgemeines Christenrecht. Ich gedenke nämlich diese kirchengeschichtlichen Vorträge zu schließen mit einer Schilderung der zukünftigen deutschen Volkskirche, auf welche ich auf Grund meiner Anschauung von Vergangenheit und Gegenwart, sowie nach Anleitung des prophetischen Wortes seit zwanzig Jahren mit freudiger Zuversicht hoffe, für deren Kommen ich mit meiner besten Kraft gearbeitet und in geduldiger Ergebung gelitten habe.

„Deutsche Volkskirche", das klingt vielen Ohren der Gegenwart als ein greller Widerspruch in sich selber. Den meisten Wortführern der Kirche ist gegenwärtig das Volk ein der Gemeinde der Gläubigen gegenüberstehender Haufe, und eine innige Verbindung des Volkes mit der Kirche erscheint ihnen daher als eine Profanirung, in welcher die Kirche ihr theuerstes Kleinod einbüßen würde. Diese protestiren im Namen der Kirche gegen die deutsche Volkskirche. Andererseits wollen die Männer des Volkes in der Regel von einer Volkskirche Nichts wissen, weil ihnen jede Kirche vorschwebt als eine hierarchische Anstalt, welche das Volksleben knechtet und seinen eigensten Beruf entfremdet. Diese protestiren im Namen des Volkes gegen die deutsche Volkskirche. Uebrigens pflegt den Einen wie den Anderen die Volkskirche als ein phantastisches Gebilde zu erscheinen, welches auf eine Verwirklichung nicht zu hoffen hat. Wir thun aber jenen Vertretern der Kirche, sowie diesen Sprechern des Volkes nicht Unrecht, wenn wir sie Beide für befangen erklären, jene insofern, als sie sich von dem Volk eine falsche Vorstellung machen, diese weil sie von dem Wesen der Kirche keine Anschauung haben. Denn überall, wo diese Voreingenommenheit solcher einseitigen Sprecher nicht vorhanden ist, da wird die Hoffnung einer deutschen Volkskirche mit hoher Freude begrüßt; zwar ist die Vorstellung, welche man mit diesem Worte zu verbinden pflegt, meistens eine sehr unklare, aber hohe Ahnungen von einer nie gekannten Weihe und geistigen Gehobenheit des gesammten Volkslebens und von einer intensiv und extensiv gesteigerten Kraft und Fülle des religiösen

Gefühls und Gedankens beleben und erheitern den Blick in diese Zukunft. Ich schätze mich glücklich, verehrte Zuhörer, daß ich bei Behandlung des vorliegenden Themas mich zurückbeziehen kann auf Ihre Erinnerungen an die gewonnenen Anschauungen von der kirchlichen Vergangenheit; denn aus diesem Grunde darf ich hoffen, daß Ihnen meine Schilderung nicht blos verständlich, sondern auch von bleibendem Gewinn sein wird. Von mir darf ich bekennen, daß das Hinausschauen in die bessere Zukunft, die für mich nie eine andere Gestalt hat als die volkskirchliche, mich oftmals tröstet und stärkt, wenn eine traurige Vergangenheit und Gegenwart, sei es der Kirche oder des Volkes, mich drückt, und mein Wunsch und meine Hoffnung ist, daß sich diese tröstende und stärkende Kraft meiner Anschauung einer bessern Zukunft auch Ihrem Geiste mittheilen möge.

Ehe wir nun den Schleier vor der volkskirchlichen Zukunft zu lüften suchen, lassen Sie uns einige Erinnerungen wachrufen, welche uns vornehmlich zur Leitung dienen müssen. Im Allgemeinen haben wir das Gegentheil gefunden von derjenigen Vorstellung, die man sich gewöhnlich von dem Verhältniß zwischen Christenthum und Volksthum zu machen pflegt. Es ist richtig, daß das Christenthum zunächst vor Allem etwas Ideales ist und das Volksthum zunächst vor Allem etwas Reales; aber indem man nun weiter die Idealität des Christenthums spiritualistisch faßt und die Realität des Volksthums materialistisch, ist Beides auf eine gänzlich verfehlte Weise und zum Nachtheil jeder der beiden Seiten auseinandergetrieben. Die Idealität des Christenthums ist eine solche, die sich mit der Realität des Volksthums durchdringen will, und die Realität des Volksthums ist auf die Vollendung durch die ideale Kraft des Christenthums angelegt. Christus und das Volk gehören zusammen; in dem Maße, als das Volk sich Christo hingiebt, entfaltet Christus seine Kraft und Herrlichkeit, in dem Maße dagegen, als man das Volksleben seiner Einwirkung entzieht, wird die Anschauung Christi verkümmert und verzerrt; und auf der andern Seite gedeiht das wahre Volksleben nur so weit, als es den christlichen Geist in sich aufnimmt, verkommt und verdirbt dagegen, insofern es sich gegen

diesen Geist verschließt. Sie werden sich erinnern, daß sich uns diese Auffassung als der leitende Gesichtspunkt für die ganze christliche Geschichte von dem Ende der alten Welt an bis zur Gegenwart hin aus den Thatsachen selber ergeben hat. Da jedoch diese Auffassung mit der herrschenden in Widerspruch steht, so halte ich es für zweckmäßig, ehe wir es wagen die Wege der Zukunft zu erforschen, auf einzelne Momente der Vergangenheit hier ausdrücklich zurückzuweisen. Jenen Männern der Kirche, in deren Augen das Volk vor lauter geistlichem Eifer als ein weltlicher und profaner Begriff erscheint, gebe ich zu bedenken, daß die heilige Schrift von der Genesis bis zur Apokalypsis die Völker als die großen geschichtlichen Subjecte des göttlichen Reiches betrachtet, daß sie keine andere Vollendung der Geschichte kennt, als die Erfüllung der Verheißung, welche dem Abraham gegeben ist und welche ausdrücklich auf die Gesammtheit der Völker und Stämme lautet, demnach die Einzelnen und die Familien nur so einschließt, als dieselben Glieder und Vertreter jener großen Gesammtheiten sind. Es ist ein großer Mißverstand, wenn man meint, daß Paulus mit dieser Gesammtanschauung der alt- und neutestamentlichen Schriften darum in Widerspruch stehe, weil es den Unterschied der Völker in Christo aufhebt. Denn damit muß allerdings alle wahre Christlichkeit anheben, daß das Natürliche und somit auch das Nationale in Christo erstirbt; aber gleichwie Paulus den Unterschied von Mann und Weib, der in Christo gleichfalls untergegangen ist (Gal. 3, 28; 1. Kor. 11, 12), wieder einsetzt aber christlich verklärt (Ephes. 5, 21—33), ebenso bleibt auch immerdar sein höchstes Ziel die Bekehrung der Völker (Röm. 11, 25). Was aber noch mehr sagen will und jenen falsch kirchlichen Eifer noch entschiedener zurückweist, ist die Thatsache, daß die heilige Geschichte uns eine erhabene Verwirklichung der Volkskirche aufweist, nämlich in den ersten Tagen der apostolischen Zeit. Die Erstlingsgemeinde in Jerusalem ist durch ihren Glauben an den Gekreuzigten und Auferstandenen von der Masse der Juden innerlich himmelweit geschieden. Deßungeachtet weiß sich diese Gemeinde nicht etwa als einen losgetrennten Bruchtheil, sondern recht eigentlich als

die wahre Repräsentation des Volksganzen. Diese Gemeinde verwirklicht die Idee des Hauses Israel durch die brüderliche Gemeinschaft der Güter, wie diese Idee noch niemals in der Geschichte erschienen war; sie geht ein in die nationalen Sitten und Gewohnheiten und erfüllt sie zum ersten Mal mit ihrem wahren Inhalt; sie hält in dem Geiste starker Liebe und Hoffnung fest an der ihr gegenüberstehenden mit dem heiligen Blute belasteten Volksmasse, und dieses innerliche und thatkräftige Eingehen der kleinen Gemeinde in den Beruf und Stand des Volksganzen, dieses unvergleichlich energische Volksbewußtsein der Gläubigen hat den wunderbaren Erfolg, daß das ganze Volk, obwohl es immerdar schon durch die bloße Existenz der Christengemeinde an seine Blutschuld erinnert wird, an dieser israelitischen Volkskirche seine Freude hat. Hier ist also kein phantastisches Ideal, sondern geschichtliche Wirklichkeit, und zwar eben diejenige Wirklichkeit, welche deshalb aufgezeichnet ist, damit alle Folgezeiten der Kirche sich darin spiegeln sollen. Denn es ist eine leere Ausrede, wenn man entgegenhält, daß diese Zusammenschließung des christlichen Glaubens und Lebens mit dem angestammten Volksthum nur dadurch ermöglicht worden sei, weil es sich hier um die vor allen übrigen auserwählte und geheiligte Nationalität handelt. Denn gerade in demselben Maße, als Israel vor den übrigen Völkern ausgezeichnet worden, ist auch die Kluft zwischen den Gläubigen und Ungläubigen in diesem Volk breiter und tiefer, als sie jemals in irgend einem andern Volke werden kann. Und wir deutsche Protestanten dürfen um so weniger von jenem neutestamentlichen Vorbilde der Volkskirche unsere Augen wegwenden, da die Anfänge der deutschen Reformation den Beweis liefern, daß die volkskirchliche Kraft des Christenthums keineswegs auf die apostolische Erstlingszeit beschränkt ist. Denn war es nicht ein verheißungsvoller Anfang einer wahrhaft deutschen Volkskirche, als Luther's Worte und Thaten in allen deutschen Gauen die Gewissen und Gemüther in ihrem Grunde erfaßten, sie losmachten von dem hierarchischen Banne und ihnen den freien Zugang zu Christus eröffneten? Als in Folge dieser tiefen Bewegung der Geister, die durch nichts An-

deres als durch die persönliche Offenbarung des christlichen Glaubens bewirkt wurde, deutsche Fürsten Gut und Blut für das Evangelium wagten, als deutsche Handwerker und Frauen mit der deutschen Bibel im Herzen den Kampf gegen die falschen Priester aufnahmen, als die versammelten Gemeinden durch den mächtigen Schall des deutschen Kirchenliedes die eingedrungenen geistlichen Miethlinge zum Schweigen und zum Weichen brachten; wie anders sollen wir das nennen als die Auferstehung einer deutschen Volkskirche? Da nun die eminent nationale Bedeutung der reformatorischen Epoche von Seiten der Geschichtskundigen immer mehr anerkannt wird, so darf ich jene einseitigen Vertreter des Volksthums auf diesen großen Abschnitt deutscher Geschichte verweisen, auf daß sie sich überzeugen, daß die wahre Kirche nicht eine Hemmung, sondern eine Förderung und Steigerung des Volkslebens ist, von welcher sie sich in ihrer unkirchlichen Weltlichkeit gar keine Vorstellung zu machen im Stande sind. Freilich sind jene herrlichen Anfänge der deutschen Volkskirche in der Reformationszeit gestört worden, aber da wir uns überzeugt haben, daß diese Störung nicht sowohl durch äußere Einflüsse als vielmehr durch Unklarheiten und Fehltritte derjenigen, in denen die Hauptkraft der segensreichen Heiligung beruhte, veranlaßt worden, da wir erkannt, daß dieses innerliche und kirchliche Versäumniß durch den Gang der Dinge immer deutlicher sich offenbart und immer mehr zum Bewußtsein gebracht wird, so ist die Hoffnung begründet, daß der christliche Geist endlich aufwachen und die Kraft gewinnen wird, jene Fehler zu verbessern und jene Versäumnisse wieder gut zu machen. Diese Hoffnung ist nicht ein vager Gedanke, nicht ein leerer Wunsch, sondern sie beruht auf dem Wesen der christlichen Kirche, sie ist Eins mit dem Glauben an die ewige Kraft Christi, an die Gegenwart und Zukunft der von ihm gestifteten und durch sein Blut geheiligten Gemeinde. Vermöge dieser Hoffnung und dieses Glaubens steht es fest, daß wo ein unabweisliches Bedürfniß in der christlichen Welt vorhanden ist, die Befriedigung nicht ausbleiben kann. Es kommt nur darauf an, daß das Bedürfniß nicht blos erkannt, sondern auch empfunden und

gefühlt wird. Das wahrhaft lebendige Gefühl eines dringenden Bedürfnisses in der christlichen Welt ist der heilige Odem der betenden Kirche, und diesem Gebet ist die Erhörung auf das Feierlichste zugesagt.

Ich werde nun zeigen, daß wie die Kirche des deutschen Volkes bedarf, so auch das deutsche Volk der Kirche, und demnach die Befriedigung dieses zwiefachen Bedürfnisses die gegenseitige Durchdringung dieser beiden Organismen ist, worin eben die deutsche Volkskirche besteht.

Wenn ich sage, die Kirche bedarf des deutschen Volkes, so meine ich die allgemeine Kirche, an welche wir nach dem apostolischen Bekenntniß glauben und für welche wir in jedem Vaterunser beten. Ich glaube auch nicht zu irren, wenn ich behaupte, die allgemeine Kirche fühlt sich in dieser Zeit gedrückt und bedrängt. Wie kann es anders sein? Durch Alles, was ihr wesentlich ist, wird die Kirche hingewiesen auf ihre Einheit und Gemeinschaft, ja so oft sie sich recht besinnt, muß sie erkennen, daß sie wesentlich nichts Anderes sein soll als die Herstellung und Erscheinung der durch alle Gegensätze der Welt hindurchwaltenden Einheit und Liebe in der ganzen Menschheit. Und nun ist sie seit tausend Jahren zerspalten, und sie spaltet sich noch immer mehr in unzählige Theile, die entweder sich gegenseitig bitter bekämpfen oder, was noch schlimmer, in kalter Gleichgültigkeit neben einander hergehen. Die meisten Christen haben sich an diese Zerrissenheit schon so gewöhnt, daß sie den Gedanken der Einheit gar nicht mehr fassen, durch die vorhandenen Gegensätze ist ihr Gefühl für eine Raum und Zeit umfassende Gemeinschaft ganz abgestumpft und erstorben. Andere suchen die Einheit gewaltsam festzuhalten, indem sie entweder in sectenhafter Beschränktheit ihr abgesondertes Gemeinwesen oder in fleischlicher Sicherheit ihr durch äußerliche Mittel zusammengehaltenes Kirchenthum für die allein wahre Fortsetzung der apostolischen Kirche mit Ausschluß aller anderen halten und vertheidigen. Dieses Festhalten an der Einheit ist nur eine andere Art von Abstumpfung des wahren christlichen Gemeingefühls. Es giebt aber noch eine unsichtbare Gemeinde, deren Glieder durch alle Theile der zerrissenen Gesammtkirche zerstreut sind, und in diesen regt sich das

eigentliche Lebensgefühl der wahren allgemeinen Kirche, ihre Empfindung ist der Pulsschlag der wahrhaft katholischen Christenheit. Diese nun fühlen die kirchliche Zerrissenheit entweder als einen dumpfen, unerträglichen Druck, oder als einen brennenden und stechenden Schmerz. Aber nicht nur fühlen sie die Zerrissenheit und die dadurch bedingte Ohnmacht der Kirche, sie sehen auch die zerrissene und geschwächte Kirche von zum Theil neu auftauchenden unheimlichen Mächten des Aberglaubens und Unglaubens umringt und gefährdet, und es ist ihnen klar, daß alle bisherigen Mittel und Wege zum Schutz und Trutz nicht mehr ausreichend sind. O gäbe es nur irgendwo auf Erden, das ist der aus der Tiefe dieses bedrängten kirchlichen Bewußtseins aufsteigende Wunsch, gäbe es nur irgendwo einen belebenden, begeisternden Typus wahrer Kirchlichkeit! Da Alles, was jetzt wahrhaft lebendig und selbstbewußt ist in der Christenheit, entweder direct oder indirect seinen Impuls von den Geistesthaten der Reformation empfangen hat, so erwacht immer dringender und ungestümer die Frage in Allen, die sich sehnen nach dem Kommen des göttlichen Reiches: welche feindliche Macht hat den siegreichen weltgeschichtlichen Gang der reformatorischen Kirchenerneuerung in seinem gesegneten Ausgangspunkt gehemmt? Und mit wachsender Bestimmtheit wird der Zeigefinger des christlichen Gewissens allüberall so lange und so nachdrücklich hinweisen auf den verhängnißvollen Punkt, wo die christliche Freiheit durch den fremden Einfluß der Staatsgewalt in Zwang verkehrt worden ist, bis endlich nicht im Namen des Unglaubens oder der Gleichgültigkeit, sondern im Namen des Glaubens die Freiheit zurückgefordert und zurückerobert werden wird. Dann wird auch die Mauer fallen, welche die Kirche so lange von dem deutschen Volksleben getrennt hat. Es ist ein großer Irrthum, wenn man meint, diese neugeborene deutsche Kirchenfreiheit sei nichts Anderes, als die amerikanische oder auch als die schottische. In Amerika wächst die kirchliche Freiheit so zu sagen wild, und in dieser naturwüchsigen Beschaffenheit ist auch ihre Unvollkommenheit begründet. Uebrigens darf es doch nicht übersehen werden, daß auch diese unvollkommene Kirchenfreiheit immerdar Kräfte

des Geistes und Leistungen christlicher Gesinnung zu Tage bringt, welche alle diejenigen, deren Seele immer von Angst vor der unheimlichen Macht der Freiheit erfüllt ist, schlechterdings nicht begreifen können. Was die sogenannten freien Kirchen in Schottland, Frankreich und die Schweiz betrifft, so ist diese Freiheit nicht diejenige, nach welcher wir zu streben haben. Jene Freiheit hat man nämlich hergestellt, indem man in übereilter Weise die geschichtliche Entwickelung abbrach, während wir darauf angewiesen sind, die kirchliche Freiheit durch das entgegengesetzte Verfahren zu gewinnen, nämlich durch Wiederherstellung der wahren geschichtlichen Entwickelung.

Die Anfänge der deutschen Kirchenerneuerung, welche nach dem Zeugniß der Weltgeschichte für die Menschheit reichgesegnet worden sind und deren Unterbrechung nach demselben Zeugniß für die Welt so verderblich geworden ist, müssen wieder aufgenommen und ihrer Vollendung entgegengeführt werden. Durch den aus dem Kleinglauben und Unglauben stammenden und darum unheiligen Zwang, sei derselbe nun offenbar oder verborgen, stark oder schwach, ist der Geist Gottes, der nur da ist, wo Freiheit wohnt (2. Kor. 3, 17), fortwährend in den vergangenen Jahrhunderten gedämpft und getrübt worden. Darum muß um das Panier der kirchlichen Freiheit der Kampf der Zukunft entbrennen, und zwar, wenn nicht alle Zeichen trügen, in allernächster Zeit. Denn in diesem Stück hat die Unnatur den Gipfel erreicht. Die Ungläubigen führen die Sprache des Glaubens und die Gläubigen die Sprache des Unglaubens. Die Juden und die Atheisten beweisen mit unwiderleglichen und allgemeinverständlichen Gründen, daß das christliche Religionswesen seine hohen Ansprüche in demselben Maße selber verdächtige und vernichte, als es sich für seine inneren Angelegenheiten auf staatlichen Schutz und Zwang zu stützen suche. Wenn man nun bedenkt, daß Tausende in unseren Tagen der Meinung sind, das Christenthum habe sich überlebt und werde in der gegenwärtigen aufgeklärten Welt nur noch aufrecht gehalten von den Mächtigen als wirksamstes Mittel zur Verdummung und Unterwürfigkeit, so gebührt sich doch für die Vertreter der Kirche unter so bewandten Umständen keine andere

Sprache als diese: die Kirche müsse es auf's Tiefste beklagen, daß sie durch ihr weltförmiges Verhalten einen so seelenvergiftenden Zweifel veranlaßt habe; zwar könne sie einen mit tausend Klammern in der Vergangenheit verfesteten Zustand nicht mit einem Schlage umgestalten, aber daß sie nunmehr ungesäumt und ohne Vorbehalt das urchristliche Princip der Freiheit und Freiwilligkeit wiederum als leitend und allbestimmend für immer an die Spitze stellen wolle, darüber solle auch Niemand mehr einen Augenblick in Zweifel gelassen werden. Nun aber beachte man, wie die amtlichen Sprecher der protestantischen Kirchen sich vernehmen lassen überall, wo im Namen der Freiheit auch nur einzelne Verbesserungen des kirchlichen Bestandes zur Verhandlung kommen: in London, in Dublin, in Stockholm, in Kopenhagen, in Amsterdam und leider auch in Berlin dieselbe weltliche Sprache fleischlicher Sicherheit! Wahrlich in einer Zeit, die so scharf sieht und denkt, die so fein fühlt in allen Angelegenheiten der Freiheit, kann der ärgste Feind der Sache des Christenthums nicht so viel Abbruch thun, als diese hohen Vertheidiger der kirchlichen Unfreiheit. Und dabei beklagt man sich über den immer mehr um sich greifenden Materialismus, als ob nicht diese juristische Manier, das kirchliche Zwangsrecht zu vertheidigen, der allergefährlichste und verderblichste Materialismus wäre? Man beklagt sich über die Feindschaft, über den Spott gegen alles Kirchliche, und bedenkt nicht, daß man durch den ungeheuren Widerspruch, zugleich und in demselben Athem das ausschließliche Bürgerrecht im Himmel und auf Erden in Anspruch zu nehmen, die schärfsten Denker und edelsten Gemüther in Aufruhr bringt! Was nützen alle Vertheidigungen des Christenthums in Vorträgen und auf dem Papier, so lange die hohen Bischöfe durch ihr thatsächliches Verhalten das Allerheiligste den Mächten des Zweifels, des Unglaubens und des Spottes förmlich überantworten? Wie lange soll die Menschheit diese Monstrosität ertragen, daß in der gegenwärtigen kirchlichen Hauptfrage die christlichen Bischöfe die Sprache des Unglaubens reden und die Juden die Sprache des Glaubens führen? Wohlan, tretet endlich hervor, ihr ächten Kinder des Hauses, die ihr es fühlt, daß euer Kleinod gefährdet

und geschädigt wird. Zeiget, daß das Heiligthum des Glaubens keine andere Einfassung duldet, als eine Freiheit, die nicht blos da ist, sondern auch der Welt offenbar wird, die nicht blos den Zwang haßt, sondern auch den Schein des Zwanges; erhebet eure Stimme laut und kräftig, ihr dürft mit voller Zuversicht vor Allen, welche in den kirchlichen Angelegenheiten die Entscheidung haben, folgendermaßen sprechen: „thut den Zwang aus dem Heiligthum, befreit den Glauben von dem Schimpf eines staatlichen Privilegiums, schneidet den weltlichen Motiven, welche in der unreinen Natur des Staatskirchenthums immerdar gepflegt werden, die Wurzel ab, so werden sich wiederum die Schleusen öffnen und die Ströme des Geistes werden sich abermals frei und kräftig ergießen über das deutsche Land."

Die Kirche bedarf zu ihrer Selbstdarstellung die ganze Fülle eines Volkslebens und jeder andere Raum ist ihr zu eng. Nun hat unser Volk vor anderen eine religiöse Anlage, es liegen in seiner Natur und Geschichte reiche Fähigkeiten, welche auf die Befruchtung und Heiligung des Geistes warten. Der Geist der befreiten Kirche wird sich wiederum dieser Fähigkeiten bemächtigen und das, was in den großen Tagen der deutschen Reformation begonnen ist, aufnehmen, um sein wahres Wesen und Walten noch völliger und herrlicher zu offenbaren.

In der Zeit der Reformation wurden die drei Grundkräfte unseres Volkes von dem kirchlichen Geiste erfaßt und mußten ihm dienen zu seiner neuen Selbstoffenbarung. Der deutsche Verstand bot ihm seinen Tiefsinn, um eine volksthümliche Erkenntniß des Christenthums zu schaffen; das deutsche Gemüth schloß sich ihm auf, um das deutsche Kirchenlied hervorzubringen, und des deutschen Willens bemächtigte sich der Geist, um in volksthümlichen Kirchensitten seine Lebensgestalt an's Licht zu stellen. Alle diese volksthümlichen Offenbarungen sind verkümmert, seit der Geist der Kirche und der Geist des Volkes durch das Staatskirchenthum geschieden sind. Da wo das Werk der deutschen Bibelübersetzung stehen geblieben ist, wird der Geist der befreiten Kirche wieder einsetzen. Die Bibelübersetzung Luther's weckte die christliche Volksweisheit, welche die Gelehrsamkeit und

Sophistik der päpstlichen Theologen und Priester zu Schanden machte. Aber der Uebersetzung mußte die Auslegung folgen, und zwar als eine fortgehende, eine Auslegung, welche den Inhalt des heiligen Volksbuches mit der jedesmaligen Gegenwart des Volkes vermittelte. Aber die Theologen nach Luther wurden wieder mittelalterliche Scholastiker oder byzantinische Hofpriester, sie verloren das Volk als solches ganz aus den Augen, und setzten ihre vornehmsten Kräfte daran, die christliche Lehre als Schulweisheit auszubilden, und das deutsche Volk mußte sich mit seiner unausgelegten Bibel zu behelfen suchen. Man hat in unserer Zeit begonnen, diesem Mangel zu begegnen; aber erst dann wird Luther's große und gesegnete Arbeit fortgesetzt und vollendet werden, wenn die Theologen wiederum ebenso wie Luther in einem unmittelbaren, empfundenen, lebensmäßigen Verhältniß zu unserm Volke stehen, wovon aber in unseren Bibelstunden bis jetzt noch Nichts zu spüren ist. Dann wird es nicht eine Redensart, sondern eine lebendige Erkenntniß sein, daß die Bibel im höchsten und reinsten Sinn ein Volksbuch ist, daß sie aus den Tiefen eines von Gott vor allen Völkern geheiligten Volkslebens hervorgegangen, daß ihre Verfasser, nicht blos die des alten, sondern auch des neuen Testaments, sich als Glieder ihres Volkes nicht nur wissen, sondern auch fühlen. Dann wird man verstehen, daß die Bibel nicht an die Theologen und Gelehrten, nicht an Einzelne oder Vereine adressirt ist, sondern recht eigentlich an die großen Volksgemeinden, daß die Bibel und die Volksgemeinden zusammengehören und die Theologie wesentlich keinen andern Zweck hat, als die Zeit- und Ortsferne, welche die Bibel und die jedesmalige Volksgemeinde trennt, zu überwinden. Die gegenwärtige Unwissenheit und Urtheilslosigkeit in geistlichen Dingen, die sich nicht blos bei denen findet, die ihre Bibel niemals ansehen, sondern, was noch weit mehr zu bedauern ist, fast nicht minder bei denen, die alle Tage mit der Bibel umgehen, dieser traurige Zustand wird nicht überwunden durch den Katechismus, nicht durch den sogenannten Religionsunterricht, sondern durch die lebendige und geistige Auslegung der Bibel, welche den Muth und den Verstand hat, die biblischen Gestalten und Wahrheiten

in unserer Vergangenheit und Gegenwart mit Fingern aufzuweisen. Das war es, wodurch in der Reformationszeit das Lesen in der deutschen Bibel die Unmündigen erleuchtete und gegen die herrschenden Irrthümer stark und siegreich machte. Wenn wiederum in ähnlicher Weise die göttliche Offenbarung in den Schriften der Propheten und Apostel in unsere unmittelbare Gegenwart in einem eben so volksthümlichen wie christlichen Geiste übersetzt wird, dann werden auch die Nebel und Finsternisse verschwinden, dann wird aus den Tiefen des deutschen Volksbewußtseins eine eben so kräftige als helle Erkenntniß der heiligen Dinge erstehen, und es wird sich zeigen, daß durch die erneute unmittelbare Berührung des Bibelbuches mit dem deutschen Volksgeiste eine bis dahin nicht gekannte, nicht geahnte Fülle von Licht in die Menschheit einströmen wird. Denn glaube nur Niemand, daß die Bibel bereits ausgeschöpft ist; im Gegentheil, nur in den Anfängen des Verständnisses stehen wir, denn dieses Buch wird erst recht verstanden, wenn sein Inhalt nicht blos in die Sprachen, sondern auch in das Leben der Völker übersetzt wird. Wenn erst die deutsche Volksgemeinde in dem Lichte der befreiten Kirche die Bibel lesen, verstehen und anwenden wird, dann wird das Bibelverständniß einen mächtigen Fortschritt gemacht haben. Dann wird auch die deutsche Theologie werden, was sie sein soll, aber noch niemals gewesen ist, nämlich die ihrer letzten geschichtlichen und vernünftigen Begründung bewußte christliche Volksweisheit.

Der Geist der reformatorischen Kirche stieg hinab in die Tiefen des deutschen Gemüthes und hauchte seine Freudigkeit und Seligkeit aus in den Tönen des deutschen Kirchenliedes, und dieses geistdurchwirkte Feierkleid der deutschen Gemeinde wurde eine Macht des christlichen Volkes und ist es in gewisser Weise geblieben bis auf den heutigen Tag. Aber die Kirche hat das natürliche Bedürfniß, sich immer auf's Neue mit dem Volksgeist zu vermählen; sie muß sich alle Morgen als die ewige Lebenskraft dadurch beweisen, daß sie jede Gegenwart des Volkes durch ihren Geist zu heiligen und zu erheben weiß. Dies gilt auch von dem kirchlichen Liede: „Singet dem Herrn ein neues Lied." Das neue Lied muß ertönen in der Sprache und Denkart der jedes-

maligen Zeit. Man hat aber seit Jahrhunderten den Geist durch den Buchstaben gedämpft, man hat die Kirche vom Volksleben getrennt, indem man die Führer der Gemeinden zu Staatsbeamten machte. Kein Wunder, daß das Kirchenlied, diese unmittelbarste Sprache des kirchlichen Volksgeistes, immer matter und schwächlicher geworden ist, daß es seinen volksthümlichen Ton gänzlich verloren hat. Das Urbild des geistlichen Liedes sind die Psalmen Israels. Das ist aber der Charakter dieser wunderbaren, so zu sagen ewigen Lieder, daß sich hier der Gottesgeist mit der jedesmaligen Volksgegenwart durchdringt, die himmlischen Gefühle und Gedanken sind hier alle mit der irdischen und zeitlichen Wirklichkeit des Volkslebens durchwirkt; es giebt nichts Profanes und Weltliches, das hier nicht durch den Geist verklärt und geheiligt würde. Daher haben diese Lieder eine ewige Jugend, in diesem himmlischen Garten duftet der Hauch einer unverkümmerten Naturwahrheit. Der Geist der befreiten Kirche wird nach dem Muster dieser altclassischen Gesänge und nach dem Vorgang des Reformationsliedes auf's Neue hinabsteigen in die Gemüthstiefe, es wird dieses von Gott unserm Volk geschenkte und Gott sei Dank noch nicht versehrte Instrument mit seinem heiligen Finger berühren und es werden ertönen noch nie vernommene Accorde, in denen unser Volk eben so freudig seinen eigenen Geist wie den Geist Gottes erkennen und begrüßen wird. Und das wird das einzig befriedigende Ende der Gesangbuchsnoth sein, mit welcher sich gegenwärtig die Kirchenregimente und die Gemeinden vergeblich quälen. Man sage doch nicht: die gottbegeisterten Sänger müssen vom Himmel kommen, und so lange müssen wir uns mit den alten Liedern behelfen. So lange man fortfährt, den Geist zu dämpfen, macht man diese Noth permanent; man thue ab den ungeistlichen Druck der Gewalt und der List, und neue Gottbegeisterung wird die Sprache Schiller's und Goethe's in den Tiegel werfen und zu einem wahrhaft neuen Kirchenliede ausprägen für das gegenwärtige Geschlecht, und die deutsche Volkskirche wird prangen in diesem neuen Schmuck und Geschmeide, das aus dem tiefsten Schacht unserer Sprache heraufgeholt ist.

Auch eine volksthümliche Kirchensitte hat der reformatorische Geist gebildet, indem er sich des Volkswillens bemächtigte. Aber auch nach dieser Seite bedarf die Kirche jetzt auf's Neue des Volkes, um ihre Kraft und Fülle in einer ihr gemäßen Lebensoffenbarung darzustellen. Denn durch die Dämpfung des Geistes ist auch die Kirchensitte in tiefen Verfall gerathen. Die unmittelbare Selbstdarstellung der Kirche hat zwei Beziehungen zu dem allgemeinen Weltleben; es gehört zur Selbstbefriedigung der Kirche, zunächst ihre Armen zu versorgen, demnächst aber auch der Noth der ihr nicht Angehörigen zu gedenken; sodann für die Obrigkeit die gemeinsame Fürbitte vor Gott zu bringen. In beiden Beziehungen gab die Reformation dem christlichen Volke einen neuen Impuls. Aber die Vermischung von Staat und Kirche hat die kirchliche Sitte nach beiden Seiten hin geschädigt. Weil die kirchliche Gemeinde mit der bürgerlichen identificirt wurde, so ist die kirchliche Wohlthätigkeit theils zu einer allgemeinen Zwangspflicht, theils zu einer privativen Willkür und Zufälligkeit herabgesunken. Und was jene Fürbitte anlangt, so ist dieselbe gleichfalls in Folge des Staatskirchenthums aus dem Bereich des freien Geistes unter das Gebot der irdischen Gewalt gestellt. Es sind aus dieser gebotenen und zwangsweisen Fürbitte in alten und neuen Zeiten schwere Gewissensbedenken entstanden, und aus dem jüngsten Kriege muß die für jedes Gewissen schreckliche Thatsache in Erinnerung gebracht werden, daß deutsche Christen desselben Bekenntnisses gezwungen wurden, öffentlich gegen einander zu beten.

Was ferner das innere Kirchengebiet anlangt, Gemeindegottesdienst, heilige Handlungen und häusliche Andacht, so ist Einiges, wie die Kirchenordnungen deutlich zeigen, von vornherein allzu unvermittelt aus dem Mittelalter herübergenommen und daher niemals lebensfähig gewesen, aus Anderem ist inzwischen in Folge der allgemeinen kirchlichen Ohnmacht der lebendige Geist gewichen. Natürlich ist daher auch auf diesem Gebiet die kirchliche Sitte in starker Auflösung begriffen und in die Brüche und Lücken dringt immer unaufhaltsamer die profane Willkür und Verweltlichung hinein. Auch hier verschmäht es die Kirche, auf

das alte Kleid einen neuen Lappen zu flicken, sie begehrt nach Freiheit und Selbstständigkeit, und hat die Zuversicht, in der Kraft des ihr innewohnenden und freiwaltenden Geistes den deutschen Volkswillen auf's Neue in Bewegung setzen zu können, damit er sich hergebe zur Bildung einer neuen, der deutschen Gegenwart ebenso wie dem christlichen Geiste entsprechenden Kirchensitte. Nicht durch Bemühungen von Einzelnen oder Vereinen, noch viel weniger durch Anordnung von kirchlichen Behörden, die auf den Willen des protestantischen Volkes gegenwärtig fast gar keinen Einfluß besitzen, nur durch eine Einwirkung der freien Kirche auf den nationalen Willen ist dieses Gebiet gründlich zu reformiren. Ist die Kirche frei und selbstständig, so wird auch die christliche Wohlthätigkeit sowie Alles, was jetzt zur inneren Mission gerechnet wird, wiederum Gemeindesache, und man darf sicher darauf rechnen, daß die freie Kirche auch die Noth des ganzen Volkes auf ihr Herz nehmen wird. Denn in dem Schooß der Freiheit liegt eine Fülle von Kräften, welche Allen, die für die Freiheit nicht eine unbedingte begeisterte Liebe haben, ein immer verschlossenes Geheimniß bleibt; wer die Freiheit nicht liebt von ganzem Herzen, kann auch an ihre Macht nicht glauben und wird daher auch ihre Herrlichkeit nimmer schauen. Die organisirte Wohlthätigkeit der freien deutschen Volksgemeinde wird der geschichtliche Anfang für die Lösung der socialen Frage sein. Ebenso wird die freie Volkskirche ihre aus eigenstem freien Triebe und Geiste entsprungene Fürbitte für die bürgerliche Ordnung weit inniger und gläubiger gen Himmel emporsteigen lassen, und ein frommer gerechter Fürst wird an solcher Fürbitte eine ganz andere Stütze haben als an einer, die er selber befohlen hat. Gleicherweise wird die kirchliche Sitte in dem innersten Gebiete der Kirche aus dem bewegten Grunde des nationalen Willens ein neues Gewand empfangen. Man forscht gegenwärtig mit einer außerordentlichen Spürkraft und Gründlichkeit den leisesten und verborgensten Eigenthümlichkeiten des Volksgeistes nach. Wird es einmal Ernst werden, den kirchlichen Geist in volksthümlicher Lebensgestalt darzustellen, so wird man darin tactvoller und correcter verfahren, als dies von den ersten Heidenbekehrern in un-

serm Vaterlande und von unseren Reformatoren geschehen ist. Es wird sich ein Typus nationalkirchlicher Sitte bilden für das Allerheiligste, welches der evangelischen Freiheit und der deutschen Art Raum läßt, ohne die christliche Strenge und Reinheit vermissen zu lassen.

Ich habe behauptet, die allgemeine christliche Kirche, an welche wir glauben, obwohl wir sie nur unvollkommen sehen, bedarf des deutschen Volkes. Wenn die befreite Kirche vermittelst der deutschen Denkkraft eine christliche Erkenntniß schafft, die eben so volksthümlich ist, als sie auf dem Grunde theologischer Wissenschaft ruht, wenn die befreite Kirche vermittelst der lyrischen Anlage der deutschen Gemüthsart und Sprache ein neues Kirchenlied in's Leben ruft, wenn endlich die befreite Kirche die Willenskraft des deutschen Volkes antreibt und die kirchliche Sitte aus ihrem Grunde erneuert: dann wird sich zeigen, daß zugleich ein weltgeschichtliches Bedürfniß der allgemeinen Christenheit befriedigt ist. Allenthalben klopft die Kirchenfrage an das Gewissen der Völker, aber nirgends ist man im Stande, dieselbe, sei es theoretisch, sei es praktisch, irgendwie gründlich zu lösen. Von allen Seiten blickt man nach dem Heimathlande der Reformation und der Theologie, aber wie die Dinge jetzt stehen, kann man von uns für die kirchliche Verlegenheit wenig Trost erlangen, unsere Theorie ist zu abstract und außerdem zwiespältig und unsere Praxis ist allzu kleinlich und schwächlich. Gewinnt aber die Kirche Raum und Macht, vermittelst der drei geistigen Grundkräfte des deutschen Volkslebens sich zu entfalten und darzustellen, dann ist ein weithin leuchtender Typus vorhanden, in welchem sich die Völker der Erde orientiren können, und die vollendete Reformation wird wie die beginnende Reformation ihren Weltgang antreten.

Die Kirche bedarf des deutschen Volkes, aber eben so nöthig hat das deutsche Volk die Kirche. Die ideale Anlage unseres Volkes ist seine Schwäche und zugleich seine Stärke. Die Entwickelung unseres Volkes ist gehemmt und geht langsam, weil auf blos realem Wege, auf dem Wege der blos thatsächlichen Erfolge, niemals eine Befriedigung zu erzielen ist, weil immer

erst das Gleichgewicht der realen und idealen Entwickelung dem nationalen Bewußtsein Genüge thut. Als Entschädigung für diese schwierige und langsame Entwickelung dient aber der große Vorzug, daß wenn von unserm Volk ein wirklich befriedigender Erfolg erreicht ist, derselbe nicht blos uns, sondern auch der Menschheit für ihre höchsten Interessen zu Gute kommt. Das wichtigste von allen idealen Bedürfnissen unseres Volkes ist das religiöse; sowie alle hohen Zeiten deutscher Geschichte einen hervorragenden religiösen Charakter haben, so liegt die verhängnißvollste Hemmung unseres Volkslebens in jeder Art falscher Kirchlichkeit. Deshalb kann auch die deutsche Nation niemals ihre Bestimmung erreichen, wenn nicht vor Allem das falsche Kirchenthum beseitigt und das religiöse Bedürfniß wahrhaft befriedigt wird. Je weniger gegenwärtig die deutschen Staats- und Volksmänner für die Nothwendigkeit dieser inneren Reform Sinn und Verständniß haben, desto nachdrücklicher muß sie von allen denen hervorgehoben werden, welche das Wechselverhältniß zwischen dem religiösen und nationalen Leben erkannt haben. Das deutsche Volk hat, um wahrhaft zu sich selbst zu kommen, kein dringenderes Bedürfniß als die Neubildung der Kirche, denn nur durch den sittlichen Geist der wahren Kirche wird unser Volk von dem Verderbniß und Fluch des falschen Kirchenthums erlöst und in sein eigenes wahres Wesen eingesetzt. Denn nach der sittlichen Seite ist die Kirche das wahre Ethos des nationalen Lebens. Freilich ist die Kirche bis jetzt noch nie und nirgends zu einer vollen Entfaltung dieser ihrer umfassenden Kraft gelangt, in der Wirklichkeit ist es immer nur bei Ansätzen geblieben, die Ausführung ist bisher lediglich das System ernster Denker. Die Vergangenheit und Gegenwart des deutschen Volkes mahnt aber so stark an die Nothwendigkeit, daß es endlich mit der Ethisirung des Volksthums Ernst werden müsse, wenn nicht die ganze deutsche Zukunft in die äußerste Gefahr gerathen soll, daß man wohl zu der Hoffnung berechtigt ist, das große Schema des sittlichen Lebens, nicht blos in den engen Sphären des Individuums und des Hauses, sondern auch in den großen Gebieten des Volkes, des Staates, der Wissenschaft und Kunst,

welches deutsche Wissenschaft entworfen, werde endlich auch auf deutschem Boden zur Ausführung gelangen.

Nach drei Seiten hin bedarf das deutsche Volk in unseren Tagen der sittlichen Grundkraft der Kirche: in Bezug auf seine Einheit, sein Staatswesen und seine idealen Functionen. Keine große Nation stellt eine solche Zerrissenheit dar wie die deutsche; man kennt mancherlei Ursachen dieser unnatürlichen Spaltungen innerhalb unseres Volkes, aber durch Nichts ist die deutsche Einheit so verwüstet worden, als durch die Religionskriege, durch Nichts wird sie gegenwärtig so tief zerspalten, wie durch die immer offene Wunde des großen confessionellen Gegensatzes. Mit indifferentistischen und humanistischen Ermahnungen zur Toleranz ist hier Nichts ausgerichtet, entweder man muß die Hoffnung auf die Herstellung der deutschen Einheit aufgeben, oder man muß sich um die gründliche Heilung dieses allertiefsten Risses bemühen. Der Anfang der Heilung muß ausgehen vom Protestantismus, und nicht blos dadurch, wie ich schon früher bemerkt, daß er sein kirchliches Versäumniß wieder gut macht, auch seine bisher vernachlässigte nationale Pflicht muß er erfüllen und dadurch den deutschen Katholicismus zur Selbstbesinnung über sein Verhältniß zum Volke bewegen. Der deutsche Protestantismus muß erkennen und fühlen, daß er seinem ursprünglichen Charakter und Beruf, wahrhaft deutsch und volksthümlich zu sein, seit lange untreu geworden ist. Wie der Glaube in Luther und Hutten das Volksbewußtsein mit einer wunderbaren Energie weckte, so daß nicht blos die damalige Zeit, sondern auch unsere Gegenwart in diesen Protestanten die berufenen Dolmetscher der verborgensten Gedanken und Gefühle des deutschen Volkes erkennt, so muß in dieser Zeit der deutsche Protestantismus seines vergessenen volksthümlichen Ursprunges und Berufes wiederum eingedenk werden. In unserer realistischen, zum Theil materialistischen Zeit werden oft die theuersten Güter und wichtigsten Interessen des deutschen Volkes außer Acht gelassen, werden mit roher Gewalt und stumpfer Rücksichtslosigkeit verletzt und geschädigt, in Folge dessen giebt es heimliche Gebrechen, verborgene Wunden des deutschen Volkslebens, welche

Niemand zu nennen wagt. Was kein Volksvertreter, kein Publicist als solcher kaum anzudeuten sich untersteht, das kann Einer, dem Christus das Herz für die Noth seines Volkes aufgeschlossen hat, nicht unterlassen mit öffentlicher und lauter Stimme kund zu thun, und weil ihm Jedermann anmerken muß, daß nicht ein fremdes Feuer in ihm brennt, so macht diese Stimme einen Eindruck, dem Nichts zu vergleichen, sie riegelt längst verschlossene Thore des Volksbewußtseins wieder auf, sie dringt in Tiefen und Höhen, in denen seit lange keine Geistesregung verspürt worden ist. Ach, wollte der deutsche Protestantismus sich nur losmachen von der selbstverschuldeten Verstrickung weltlicher Lust und Furcht, wollte er sich nur wiederum versenken in die Liebe Christi und dann die Posaune der ächten deutschen Volkssprache erschallen lassen, es würde sich schon zeigen, daß es nicht wahr ist, was oberflächliche Gelehrte sich eingeredet haben, daß die Zeit volksthümlicher Erregung für die Sache der Religion unwiederbringlich dahin ist, es würde sich offenbaren, daß auch heute noch das deutsche Volk durch Nichts so innerlich und nachhaltig erfaßt und bewegt wird, wie von der Stimme der aus wahrem Glauben quellenden Liebe und Kraft, mit dem ungestümen Drang eines herzlichen Vertrauens würde das Volk sich wiederum wie dereinst der geistigen Führung eines solchen neuerwachten Protestantismus überlassen. Dann wird sich auch jene Erfahrung der Reformationszeit wiederholen, daß dem katholischen Volk unseres Vaterlandes die Binde von den Augen fällt, daß es erkennt, wie es blindlings blinden Führern gefolgt ist bis an den Rand der Grube, daß alle Popularität der päpstlich gesinnten Bischöfe Nichts als eitler blendender Schein ist, daß dieselben unmöglich eine wahrhaft volksthümliche, vaterländische Gesinnung haben können, weil ihr Schatz und ihr Herz in jener Stadt ist, die von Alters her die geschworene Feindin des deutschen Volkes und Geistes ist. Man braucht unseren katholischen Brüdern nicht zuzumuthen, daß sie müßten Protestanten werden wie wir, aber Eins muß man unerbittlich von ihnen verlangen, nämlich die unumwundene Lossagung von der eben so antichristlichen als antideutschen Fremdherrschaft jenes usurpatorischen Stuhles in Rom.

Es ist richtig, daß unsere reformatorischen Väter in der Bezeichnung des Papstthums zuweilen fehlgegriffen haben, aber in der Sache haben sie Recht gehabt, die seitherige Geschichte hat bis auf den heutigen Tag deutlich genug bewiesen, daß das Papstthum ein antichristliches Princip ist, mit dem auf dem Boden der Religion kein Vertrag zu schließen ist. Es ist demnach durchaus ungenügend, wenn man jetzt katholischer- wie protestantischerseits sich blos gegen den Jesuitismus verwahrt. Wer hat tapferer und geistvoller gegen den Jesuitismus gekämpft als die Jansenisten? Aber weil sie mit dem Papstthum nicht gänzlich zu brechen vermochten, hat diese kräftige Opposition eine geschichtliche Wirkung nicht gehabt. Wer den Jesuitismus bekämpft, aber die antichristliche Anmaßung eines ökumenischen Priesterfürsten nicht anzutasten wagt, wird auch niemals des Jesuitismus mächtig werden. Diese Fackel unseren katholischen Brüdern anzuzünden sind wir verpflichtet. Aber mit den Mitteln protestantischer Polemik und Irenik können wir das Herz dieser deutschen Brüder nicht gewinnen, der deutsche Protestantismus muß wiederum deutsche Thaten thun, der deutsche Protestantismus muß mit äußerster Kraftaufwendung dafür sorgen, daß die norddeutsche Welt, in welcher doch der Schwerpunkt deutscher Entwickelung für die nächste deutsche Zukunft beruht, eine solche Behausung wird, in welcher es dem ächten deutschen Sinn und Gemüth wahrhaft heimisch werden kann. Deutsche Thaten des deutschen Protestantismus, welche der wahren Freiheit unseres Volkslebens abermals eine Gasse machen, werden das Joch der päpstlichen Fremdherrschaft brechen, und dann wird die Bahn zu einer dauernden und ewigen Einigung des deutschen Volksganzen geöffnet, nicht blos unserm Vaterlande zum bleibenden Heil, sondern auch zur Bürgschaft des allgemeinen Weltfriedens. Ja, so sehr bedarf das deutsche Volk und man kann sagen die europäische Menschheit des wahren Glaubens und der wahren Liebe, und es giebt keinen andern Weg für unser Volk, um wahrhaft zu sich selbst zu kommen, um zu seiner eigenen gottgeschaffenen Einheit zu gelangen.

Ich komme auf das Bedürfniß unseres Volkes nach einer Erneuerung der Kirche in Ansehung seines Staatswesens. Auch

in Ansehung dieses wichtigen Lebensgebietes hat die Kirche, wie wir schon früher bemerkt haben, eine Schuld zu sühnen. In Deutschland hat der Protestantismus den sittlichen Charakter des bürgerlichen Gemeinwesens ganz einseitig gefaßt und durch Parteilichkeit verkümmert, er hat in dieser Beziehung wesentlich nichts Anderes gethan, als den unbedingten Gehorsam gegen die gewalthabende Obrigkeit eingeschärft, ohne wie Paulus zugleich die Pflicht der Obrigkeit im Auge zu behalten. Daß eine Betheiligung an dem Stand und Fortgang des Staates, daß die Wahrung staatsbürgerlicher Rechte Christenpflicht sei, davon haben die deutschen Katechismen Nichts gelehrt. Unter diesem Einfluß kannte das Volk keine andere Betheiligung am Staate als seinen blinden und dumpfen Gehorsam, und die Beamten gewöhnten sich ihre Pflichten mechanisch aufzufassen. Es darf das Geständniß nicht verschwiegen werden, daß wenn unser Volk in den öffentlichen Angelegenheiten den Charakter eines selbstständigen Urtheils und eines mannhaften Verhaltens so sehr vermissen läßt, wenn es möglich geworden ist, daß ein gewisses selbstsüchtiges Parteiwesen und Standesinteresse sich mit dem Nimbus ausschließlicher Christlichkeit hat umgeben und mit diesem Heiligenschein zum großen Schaden der bürgerlichen Wohlfahrt in weiten Kreisen hat Glauben finden können, daß das Eine sowohl wie das Andere zum großen Theil Wirkung und Schuld jenes kirchlichen Versäumnisses ist. Nun ist zunächst in die bisherige Stagnation der politischen Verhältnisse und Zustände dadurch eine Bewegung gekommen, daß das deutsche Staatswesen mehr oder weniger auf eine demokratische Grundlage gestellt ist. Es wäre aber thöricht zu meinen, daß durch diese Veränderung an sich jene Schäden gebessert werden, im Gegentheil besteht die Gefahr, daß jene Mängel jetzt nachtheiliger werden können denn je zuvor. In der jetzt festgesetzten politischen Mündigkeit der Volksmasse liegt für die Kirche die dringendste Aufforderung, ihr vorheriges politisches Versäumniß nachzuholen. Die große ehrenwerthe Schicht der ruhigen Bevölkerung hält gegenwärtig die Wagschale in der Hand, in welcher mehr denn je Heil und Unheil der Zukunft enthalten ist. Beharrt diese rechtschaffene

und religiöse Bevölkerung in ihrer bisherigen Gleichgültigkeit und Passivität gegen die allgemeinen Interessen, beschränkt sie sich wie bisher auf die Pflege der individuellen und häuslichen Tugenden und läßt sie sich höchstens auf Augenblicke um des öffentlichen Gemeinwesens willen aus ihren privativen Geschäften stören, so ist immer die Gefahr vorhanden, daß leidenschaftlich und selbstsüchtig aufgeregte Parteiführer mit ihrem Anhang den Schwerpunkt der Entscheidung gewinnen und unwiederbringlichen Schaden anrichten. Jene ruhige Bevölkerung muß es lernen und sich daran gewöhnen, und zwar ungesäumt, ihre staatsbürgerliche Pflicht als den ständigen Bestandtheil eines christlichen Lebens anzusehen und mit voller Kraft und Opferfreudigkeit auszuüben. Diese durchgreifende Wirkung auf die sittliche Lebensanschauung und Lebensführung der stillen und ruhigen Bevölkerung ist nur der Kirche, dieser göttlichen Lehrmeisterin der Völker, möglich. Die Kirche muß aus der Enge ihrer sich auf das Individuum und die Familie bebeschränkenden Unterweisung heraustreten und ihr himmlisches Licht über die großen Gebiete des öffentlichen Lebens leuchten lassen, sie muß die träge, bequeme und im Alterthum als epikureisch gebrandmarkte Gleichgültigkeit in Ansehung der allgemeinen Angelegenheiten als unchristlich strafen, sie muß gewissenhafte, selbstständige Ueberzeugung, unabhängiges Urtheil, mannhaftes Verhalten in dem Bereich der allgemeinen politischen Rechte und Pflichten als unabweisliche Aufgabe christlicher Staatsbürger hinstellen und anschaulich machen. Gleicherweise hat die Kirche die Pflicht, die weitverbreitete mechanische und tief unsittliche Beamtenmoral christlich zu ethisiren. Sie muß das Bewußtsein wecken, beleben und kräftigen, daß der Staat ein sittliches Gemeinwesen ist, und die Beamten, diese einflußreichsten Organe des staatlichen Lebens, sich eben vermöge ihres Diensteides niemals zu bloßen Maschinen herabwürdigen dürfen, daß sie immer handeln müssen in der gewissenhaften Anschauung dieses sittlichen Ganzen, in welchem sie nicht bloße Durchgangspunkte, sondern selbstverantwortliche Vertreter darzustellen haben. Gehen wirklich von der auf der Höhe der Zeit stehenden Kirche diese kräftigen sittlichen Impulse auf das staatliche Leben aus, nun dann können wir mit freudiger

Hoffnung die Zukunft erwarten. Bleibt aber die Kirche in ihrer bisherigen unwürdigen Unselbstständigkeit dem staatlichen Wesen und Leben gegenüber, dann werden schwere und unheilschwangere Wetter nicht ausbleiben.

Endlich bedarf auch das ideale Gebiet unseres Volkslebens, Wissenschaft und Kunst, der ethischen Befruchtung und Belebung durch die Kirche. Ich bitte aber, mich nicht falsch zu verstehen, ich spreche nicht von einer Umkehr der Wissenschaft und Kunst zur mittelalterlichen Kirchlichkeit. Was ich meine, ist dieses: deutsche Wissenschaft und Kunst müssen ihres nationalen Ursprunges und Zieles weit mehr bewußt werden, als dies seit lange der Fall ist. Das wird aber von selbst erfolgen, wenn die Männer der deutschen Wissenschaft und Kunst ihr Volk mit derjenigen Liebe umfassen, die nicht blos für jeden Deutschen Pflicht ist, sondern noch in erhöhtem Maße denjenigen obliegt, welche dem geistigen Schatze ihrer Nation so hohe Gaben zu verdanken haben, wie die Gelehrten und die Künstler. Die Allgemeingültigkeit unserer Wissenschaft und Kunst wird durch eine innige, treue und begeisterte Liebe zu unserm Volke nicht blos nicht verlieren, sondern, da unsere Nationalität an sich selber auf Universalität angelegt ist, nur reiner und kräftiger hervortreten. Der Kosmopolitismus ist auch in Wissenschaft und Kunst schädlich; der Wahn, als sei unsere Nation auf eine lediglich literarische und ästhetische Existenz angewiesen, hat eben so verderbliche Wirkungen wie unsittliche Ursachen. Hätten unsere Philosophen die Wurzel ihres Lebens fester in dem Boden ihres Volkes gehabt, sie würden sich weniger in leere Abstractionen und in unfruchtbare Phantasieen verirrt haben. Hätten unsere Universitäten ein lebendigeres Bewußtsein von ihrem heiligen nationalen Beruf, weit kräftiger müßte der Geist eines selbstständigen, männlichen Denkens in unsere akademischen Jugend einströmen. Hätten unsere beiden großen Dichter sich hingebender in die Natur und Geschichte unserer Nation versenkt, ihre Poesie würde nicht blos uns selbst weit erfrischender und stärkender anhauchen, sondern ihre Universalität würde auch von anderen Nationen klarer erkannt und fruchtbarer benutzt werden. Wo aber entspringt der Quell, aus dem diese heilige

und starke Liebe fließt, welche die hochgeborenen Geister durch unzerstörbare ewige Bande mit ihrem Volksleben verbinden soll?

Seit Christus erschienen, giebt es auf Erden keinen Ort, an welchem wahrhaft heilige und ewige Triebe und Kräfte sprießen und wachsen, außer seiner wahren Kirche. Je leichter aber die unreine Mischung von Geist und Fleisch in dem bestehenden Kirchenthum eben den hervorragenden Geistern zum Ekel wird, desto eher ist zu hoffen, daß die von der officiellen Lüge gereinigte Kirche dieselben gewinnen und ihnen die heilige Liebe zu unserm Volke in's Herz senken wird, so daß, was ihr Talent schafft, den deutschen Charakter mit einer bis dahin nicht gekannten Ursprünglichkeit offenbaren wird. Und wenn der heilige Odem des Glaubens und Wortes aus dem Heiligthum der erneuerten Kirche die verborgenen Gründe unseres Volkes anhaucht und belebt, so wird das ganze nationale Selbstbewußtsein gehoben und die so reich begabten geistigen Kräfte und Functionen werden schöpferisch bewegt, sie werden einen neuen Aufschwung nehmen und neue ungesehene Bahnen betreten, und was jetzt vielfach nur wie ein überladener Luxus unserer nationalen Existenz umgehängt ist, wird als eine kräftige Geistesessenz unser Volksleben durchdringen und erhöhen. Eine im vollen Sinne des Wortes deutsche Wissenschaft und Kunst ist die schönste und herrlichste Frucht der nationalen Kirche.

Demnach ist die deutsche Volkskirche nach innen die mit der Fülle der deutschen Geistesanlagen ausgestattete Selbstdarstellung der Kirche, nach außen die durch den Geist Christi ethisirte deutsche Nationalität. Die deutsche Volkskirche ist der Geistestempel, der in dem gothischen Dom sein steinernes Vorbild hat. Der Baumeister dieses Tempels ist Gott im Himmel, die Bausteine aber sind lebendige Menschen. Wer nun unter uns den tiefen Schmerz über die Schäden der deutschen Gegenwart nicht scheut und in lebendiger Hoffnung auf eine bessere Zukunft an seinem Ort rüstig Hand anlegt, die Schäden zu heilen, der wird als ein lebendiger Stein eingefügt in diesen Tempel, in welchem Christus, der ewige eingeborene Sohn Gottes, der Eckstein ist.

Druckfehler.

Seite 7 Zeile 6 v. o. lies statt religiösen — religionlosen
„ 8 „ 6 v. u. „ „ besseres — derer
„ 8 „ 4 v. u. „ „ deren — besseres
„ 20 „ 16 v. o. „ „ Selbstbestimmung — Selbstbesinnung
„ 24 „ 9 v. o. „ „ Beurtheilung — Vorstellung
„ 31 „ 11 v. o. „ „ Auf die Höhe gestellt der Welt — Auf die
Höhe der Welt gestellt
„ 37 „ 9 v. o. „ „ Es — Er
„ 40 „ 5 v. o. „ „ nicht — bisher
„ 81 „ 12 v. o. ist das Wort welche zu streichen.
„ 81 „ 2 v. u. lies statt auch — auf
„ 92 „ 2 v. o. „ „ welcher — welches
„ 106 „ 4 v. o. „ „ des — das
„ 110 „ 7 v. u. „ „ konnten — konnte
„ 113 „ 6 v. u. „ „ Galiläer — Galiläers
„ 130 „ 11 v. u. „ „ es — er
„ 136 „ 11 v. u. „ „ dieser — diesen
„ 142 „ 10 v. o. „ „ urgeschichtliche — ungeschriebene
„ 142 „ 18 v. o. „ „ wichtigen — richtigen
„ 167 „ 11 v. u. ist das Wort den zu streichen.
„ 195 „ 12 v. o. lies statt Natürliches — natürliches
„ 205 „ 1 v. o. „ „ anhaltbar — unhaltbar

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

Schoffhor

Baumgarten, Michael,

Zwölf kirchengeschichtliche Vorträge zur Beleuchtung der kirchlichen Gegenwart gehalten in Bremen

Bremen 1869